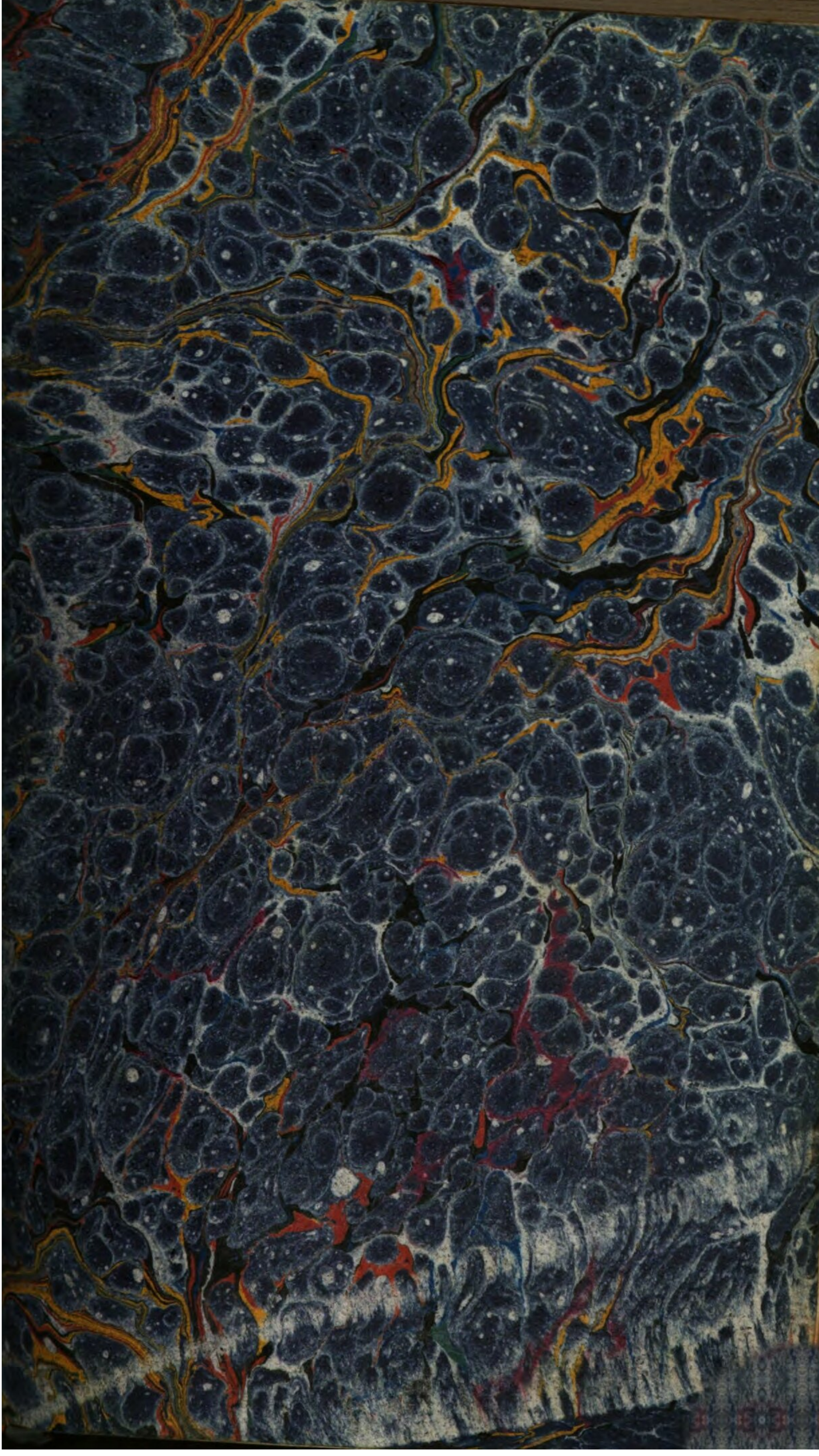


Austx 5085-3

H.Ph.335 m.b.

<36604240160017

<36604240160017

Bayer. Staatsbibliothek

R

Historische Gemälde

oder

biographische Schilderungen

aller

Herrscher und Prinzen des durchlauchtigsten Erzhauses Habsburg Oestreich,

von Rudolph I., bis Maria Theresia.

Von

Johann Maria Weissegger,

k. R. D., ordentl. öffentl. Professor der Rechte, wie auch der Diplomatik, Heraldik, Alterthumskunde und Numismatik, an der k. k. V. östr. hohen Schule zu Freyburg im Breisgau.

Dritter Band.

Mit Genehmhaltung der k. k. V. östr. Censur.

Reichsstadt Kempten,
gedruckt und im Verlag bey Tobias Dannheimer.
1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachtrag
zum Subskribenten-Verzeichniß.

Herr Joh. Georg von Augustin aus Steiermarkt. 1 Exempl.
Herr Ludwig Bissinger Theol. Stud. in Freyburg. 1 Ex.
Das Löbl. Collegiatstift in Rheinfelden. 1 Ex.
Herr Joh. Nep. Hiller, Obervogt zu Meggingen. 1 Ex.
Herr Joseph Ulrich Krumpper, bürgerlicher Saifenhändler in Rosenheim. 1 Ex.
Herr Jos. Matt, Juris Studiosus in Freyburg. 1. Ex.
Herr Michael Nadler, S. Theologiæ Studiosi in Freyburg. 1 Ex.
Sr. Hochw. Herr Benedikt Poiger, regulirten Chorherrn von St. Zeno, und Vikar zu Kessen. 1 Ex.
Herr Pantaleon Roßmann in Freyburg. 1 Ex.
Herr Anton Schertlen Theolog Candid. in Freyburg. 1 Ex.
Tit. Hr. Jos. Freyherr von Sternbach ꝛc. zu Brunecken. 1 Ex.

Inhalt.

	Seite.
Ferdinand I.	231
Friedrich V.	1
Maximilian I.	94

Bayerische Staats-Bibliothek München

Friedrich V. in Oestreich,

als Kaiser IV.

Gebören den 21. Herbstmonat 1415, gestorben den 19. August 1493.

Wenn Partheygeist und schiefe Absichten manche Geschichtschreiber verleiten, ihre Feder der Unwahrheit und der Verläumdung zu wiedmen; so ist es Pflicht des ehrlichen Mannes, seine Feder der Wahrheit zu weihen, und durch eine getreue Darstellung der Thatsachen der Verläumdung entgegen zu arbeiten.

Unter den vielen Herrschern Oestreichs und Deutschlands mußte unstreitig Friedrich sowohl von einigen seiner Zeitgenossen, als auch von spätern Schriftstellern die unbilligsten Urtheile über sich ergehen lassen, und beynahe keiner derselben untersuchte mit unbefangenem Geiste den Grund,

woraus die schiefen Urtheile abgeleitet worden sind. Es war ihnen genug, daß Friedrich durch ein halbes Jahrhundert den Scepter in Deutschland geführet und doch während dieses so langen Zeitraumes zum Besten des Reichs nur wenig gewirkt hat; daß ihn seine eigne Unterthanen; sein Bruder selbst; die Hungarn; die Eidgenossen und einige deutsche Fürsten bekriegten; die Niederländer seiner nicht achteten, und selbst seine Vertrauten ihn verriethen; daß er auf eine gute Haushaltung und genaue Staatswirthschaft hielt, nicht schwelgerisch lebte, wie Matthias von Hungarn und nicht wie Albrecht sein Bruder und Siegmund sein Vetter, das Staatseinkommen verschwendete. Dieses, wie gesagt, war ihnen genug, den Schluß zu machen: er sey unthätig, geitzig und zur Regierung wenig geschickt gewesen. Allein seine Handlungen aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, und die Verhältnisse, in welche ihn die Zeitumstände versetzten, werden zeigen, daß er weder unthätig, noch geitzig war, und mehr Regentenweisheit, Klugheit und Fähigkeit besaß, als mancher, von den Schriftstellern unsers Jahrhunderts, hochbelobte und gepriesene Fürst.

Friedrichs erlauchte Aeltern waren Ernst der Eiserne, Herzog der Steyermark, und die from-

me Cimburgis. Als ein Prinz von neun Jahren verlor er seinen Vater, und sein Oheim, Friedrich zu Tyrol, übernahm seine Erziehung. Er wurde in allen, einem Fürsten nöthigen Wissenschaften und Leibesübungen unterrichtet, und entsprach vollkommen der Mühe und Sorgfalt seines Pflegvaters; denn er wuchs auf, reich an Kenntnissen, Weisheit und Tugend. In seinem zwanzigsten Jahre übernahm er die Regierung seiner väterlichen Erbländer, glaubte aber, sie nicht besser anfangen zu können, als mit einer heiligen Wallfahrt zum Grabe Christi des Herrn, nach Jerusalem. In Begleitung des vornehmsten und ansehnlichsten Adels der Steyermark unternahm und vollbrachte er diese Pilgerreise glücklich, und nachdem er zu Grätz wieder angelangt war, gieng sein erstes Augenmerk dahin, die Klöster mit neuen Stiftungen zu bereichern, weil er sich dadurch die Gunst der Geistlichkeit erwerben wollte, welcher er sehr zugethan war. Im vierten Jahre seiner Regierung verließ Friedrich, sein Oheim, diese Welt und ihm wurde die Erziehung Siegmunds und die vormundschaftliche Verwaltung Tyrols zu Theil. Er unterließ nichts, was zur vollkommnen Ausbildung seines Mündels erfoderlich war, ärndtete aber für seine Mühewaltung geringen Dank von seinem Pfleg-

sohne und den Tyrolern, wie dieses die Geschichte Siegmunds gezeigt hat.

Vier Monate später, als Friedrich der Aeltere zu Tyrol das Zeitliche gesegnet hatte, schied auch Albrecht II. der Kaiser aus dieser Welt. Oestreich, Böhmen, Hungarn und Deutschland waren dadurch ihres Hauptes beraubt, drey Kronen erlediget worden. Ein weites Feld eröffnete sich für die geschäftige Politik, wem sie die Kronen bemeldter Reiche zutheilen wolle. Für Oestreich hatte Albrecht die Verfügung getroffen, daß unser Herzog es als Vormünder verwalten soll, wenn Elisabeth, seine in gesegneten Leibsumständen hinterlassene Gattinn, von einem Sohne sollte entbunden werden. Dieses geschah, und somit mußte sich Friedrich auch hier dem vormundschaftlichen Amte unterziehen, da er selbst erst vier und zwanzig Jahre zählte und schon Vormünder Siegmunds war. Dieß war demnach eine neue Bürde auf seinen Schultern, die noch mit einer weit größern vermehrt wurde, da ihn Deutschlands Fürsten zum römischen Könige wählten. Als ihm die Gesandten des Reichs den Willen der Churfürsten kund machten, bat er sie um Bedenkzeit, nach deren Verlauf er den Churfürsten eine bestimmte Antwort geben wolle. Er gieng sodann mit seinen Getreuesten zu Rathe,

und überlegte mit ihnen, ob er die angebotene Krone annehmen soll, oder nicht? Die Gründe, sie auszuschlagen, schienen von grösster Wichtigkeit: „Seine noch unerfahrne Jugend, die selbst noch der Leitung bedurfte; die Verwaltung aller östreichischen Provinzen, entweder als wirklicher Landesherr, oder als vormundschaftlicher Verweser; die bekannte Denkungsart seines Bruders, von welchem er sich keines Beystandes schmeicheln durfte; die mißlichen Verhältnisse, in welchen er sich in Ansehen der Hungarn und Böhmen befand, wo er wegen des neugebornen Prinzen Ladislaus ganz leicht Unruhen und Zwistigkeiten voraussehen konnte; die Trennung in der Kirche zwischen dem Papste und der Kirchenversammlung zu Basel; endlich sein eigner Hang zur Ruhe und einem stillen Leben, vermög dessen er sich nicht geeignet fühlte, kriegerische Rollen zu übernehmen, wie es die Zeitumstände zu erfodern schienen.“ Allein diese Gründe überwog der Gedanke: daß er durch die Annahme der deutschen Königswürde seinem Hause einen schon erworbenen Glanz erhalten, das Wohl der Kirche befördern, seinen eignen Ländern nützen und sich selbst mehr Ansehen bey den benachbarten Nationen verschaffen könne. Also gab er den deutschen Gesandten zur Antwort: „Er nehme die „geschehene Wahl mit Wohlgefallen und Dank

„an; er hoffe, die erlauchten Churfürsten würden „ihn bey seinem Jugendalter und seiner Unerfah„renheit durch ihre weisen und klugen Rathschläge „stets lenken; mit ihm zur Ehre Gottes und zum „Nutzen der gesammten Christenheit arbeiten. Er „wolle bald selbst zu ihnen kommen, um mit ih„nen sich wegen der wichtigsten Gegenstände zu „besprechen.“ Mit diesem entließ er sie, und sie reisten höchst zufrieden ab.

Indessen, als er über die Annahme der deutschen Krone zu Rathe gieng, traf ein, was er vorausgesehen hatte. Die Hungarn geriethen über die neue Königswahl in Uneinigkeit, indem ein Theil der Magnaten den pohlnischen König Uladislaus auf ihren Thron rief, der andere den neugebornen Prinzen Ladislaus auf denselben gesetzt wissen wollte. Ladislaus wurde gekrönt; aber Uladislaus kam, und Elisabeth entfloh mit der Krone und ihrem Prinzen nach Oestreich zu Friedrich, der sie freundlich aufnahm, und ihr und ihrem königlichen Waisen seinen Schutz versprach, zugleich auch sich der Erziehung des letztern unterzog.

Während dieses in Hungarn vorgieng, traten auch Böhmens Stände zu Prag zusammen, um zu berathschlagen: wem sie ihre Krone auf-

setzen wollten. Auch hier waren die Meynungen getheilt, auch hier arbeiteten sich die Großen einander entgegen. Besonders zeichnete sich Ptarsko aus. Er war ein Feind des verstorbenen König Albrechts, und folglich auch seines Erben. Auf sein Betreiben wurde das Königreich, Albrecht dem Herzoge von Bayern angetragen, der es aber auf Friedrichs Ermahnung nicht annahm. Hierauf wollte man zwar dem Prinzen Ladislaus den böhmischen Thron lassen; jedoch soll Friedrich bis zu dessen Großjährigkeit Reichsverweser seyn. Auch dieses gefiel dem mächtigen Ptarsko nicht. Er rieth daher unserm Fürsten, das Königreich vielmehr für sich selbst zu suchen, welches leicht geschehen könnte, wenn er die vormundschaftliche Reichsverwaltung ausschlagen würde. Dieses that zwar Friedrich, weil er ohne großen Geldaufwand und andern Beschwerden die Reichsverwaltung nicht übernehmen konnte; er wies aber auch zu gleicher Zeit den Antrag der Krone selbst ab, mit der Erklärung: „Er wolle lieber ge„recht seyn, und einen unbescholtenen Namen ha„ben, als aller Welt Reichthümer besitzen. Er „habe der Geschäfte ohnehin so viele, daß er „Böhmens Angelegenheiten für jetzt unmöglich be„sorgen könne. Was den jungen Prinzen be„lange, werde er ihn auf das Beste erziehen. „Indessen möchten die Stände aus ihrem Mittel

„einen Statthalter und Reichsverweser im Na„men des Prinzen ernennen und wählen.“ Diese Antwort Friedrichs gefiel den Böhmen; sie befolgten seinen Rath und bestellten einen Statthalter, womit die Streitigkeit über die Wahl sich endigte und Ladislaus hatte Friedrichs Klugheit und Uneigennützigkeit den Thron Böhmens zu danken.

Dem neugewählten römischen Könige Friedrich lag die Einigkeit der Kirche sehr am Herzen; bevor er also noch zu Aachen gekrönt war, ließ er einen Reichstag nacher Mainz ansagen, damit man daselbst über die Mittel berathschlagen möchte, durch welche die Kirchenspaltung könnte gehoben werden. Er lud hiezu durch ein eigenhändiges Schreiben auch den König von Frankreich ein; denn er hofte, die meisten Reichsfürsten und Stände würden entweder selbst, oder wenigstens durch Gesandte dabey erscheinen, und sohin der Reichstag sehr glänzend werden. Das Concilium zu Basel hatte den Papst Eugen IV. abgesetzt und den Herzog Amadeus von Savoyen, unter dem Namen Felix V. gewählt. Dieser gab sich nun alle erdenkliche Mühe, den neuen König Friedrich auf seine Seite zu lenken, damit er ihn für den rechtmäßigen Papst erkennen möchte; er both ihm daher seine noch als Herzog von Savoyen

ehlich gezeugte Tochter zur Gemahlinn und zugleich einen Brautschatz von zweymal hunderttausend Dukaten an; allein Friedrich gab ihm kein Gehör, und sagte bey dieser Gelegenheit zu seinen Ministern: „Andre pflegen die päpstliche Würde „zu verkaufen, dieser aber würde sie gerne kaufen, wenn er einen Verkäufer fände.“ Indem Friedrich merkte, daß einige Churfürsten dem Papste Eugen nicht günstig seyn und ein großes Vertrauen auf die Basler Väter setzten; so wollte er sie nicht beleidigen, erklärte sich demnach für keinen der Päpste und verschob auch die bereits angekündigte Reichstagsversammlung auf eine andere Zeit.

Friedrich reiste zur Krönung nach Aachen. Als er auf dieser Reise zu Innsbruck angelangt war, kamen zu ihm Gesandte von Zürch und warben um Schutz und Bündniß mit ihm. Sie hatten im Kriege mit Schwitz großen Schaden erlitten und wollten sich nun für die Zukunft sicher stellen. Sie setzten daher ihr Vertrauen auf Oestreichs Großmuth und Güte, von dem sie wußten, daß es empfangene Unbilden gerne vergißt und immer leicht versöhnlich ist. Friedrich beschied sie nach Aachen, und dort schloß er nach vollendeter Krönungsfeyerlichkeit mit ihnen den angesuchten Bund, nach dem sie erklärt hatten:

„daß sie zwar dem Hause Oestreich zur Zeit ihrer „Feindschaft manchen Schaden zugefügt; aber „nun dafür Abbitte thun wollen. Sie verspre„chen dem Hause Oestreich in Zukunft treu und „gewärtig zu seyn, auch die ihnen verpfändete „Grafschaft Kyburg wieder unter gewissen Bedin„gungen zurückzugeben, wenn sie Freundschaft und „Bündniß erhalten sollten, warum sie jetzt „bitten.“*)

Von Aachen gieng der neugekrönte Fürst nach Frankfurt; bestätigte daselbst den Abgeordneten der Reichsstädte ihre Vorrechte und Freyheiten; errichtete einen Reichsabschied, die Reformation genannt, dessen Endzweck die Beschränkung der Selbsthilfe und der furchtbaren Vehmgerichte war.**) Sodann fuhr er den Rhein herauf; gieng durch den Elsaß, Basel vorbey, ohne das Concilium zu besuchen; die Waldstädte hinauf nach Zürch; hielt da mit tausend Reisigen und sechs und dreissig Wägen einen prächtigen Einzug unter Jubel und Freude der Bürger. Sie beschworen den neu errichteten Bund und begleiteten ihn nach Rapperschwyl, das sich Oest-

---

*) Tschudi 2. Thl. 11. Buch ad ann. 1442, wo auch der Bundbrief enthalten ist.

**) Vid. corp. recess. noviss. p. 37 de an. 1692.

reichs Zepter wieder unterworfen hatte, und welchem Beyspiele Winterthur und Diessenhofen folgten. Der Aargau, die Städte Freyburg, Bern, Lausanne und Genf erfreuten sich hierauf seiner Gegenwart. Die Herren Savoyens bewirtheten ihn, wie sichs seiner Würde geziemte. — Ein gleiches that der Fürst zu Burgund, als Friedrich Besançon betrat. Hierauf sah ihn Mömpelgard und Basel, wo er mit Felix V. sich unterredete, welcher ihn gerne dahin bewegen hätte, Eugen IV. zu verwerfen und ihn und das Concilium für rechtmässig zu halten. Friedrich wollte die Eintracht der christlichen Kirche; aber er wollte durch seinen Beytritt zu einer Parthey nichts entscheiden; sondern nur zur Einigkeit rathen und da er nichts bewirkte, setzte er seine Reise weiter fort bis nach Konstanz. Da er aller Orten, wohin er kam, sehr herrlich bewirthet und reichlich beschenkt wurde; so streute die Mißgunst das üble Gerücht aus, als reise er nur, um reiche Geschenke zu erhalten; vernünftige Staatsmänner aber verwunderten sich; daß er als römischer König und Fürst von Oestreich, so ganz unbesorgt der Eidgenossen Gebiet durchzog, die abhold ihm waren, weil er ihre Freyheiten zu bestätigen sich weigerte, bis sie seinem Hause alle Besitzungen würden herausgegeben haben, die sie Friedrich dem ältern, seinem Oheime, wider Recht

und Befugniß entrissen. Allein er fürchtete nichts, weil seine Unschuld ihn schützte und seine Gerechtigkeitsliebe bekannt war.

Nach Konstanz kamen nun die Gesandten der Eidgenossen; denn er hatte sie von Freyburg aus dahin beschieden. Sie ersuchten ihn um die Bestätigung ihrer Rechte und Freyheiten und versprachen diese Gnade mit aller Treue erkennen zu wollen. Aber er ließ ihnen antworten, sie sollen dem Hause Oestreich die entrissenen Herrschaften zurückstellen, dann wolle auch er als römischer Kaiser ihrem Verlangen Genüge leisten; damit sie sich aber nicht über Ungerechtigkeit beklagen könnten; so wolle er gestatten, daß ihre beyderseitigen Ansprüche und Rechte entweder durch einige Reichsfürsten, als Schiedsmänner auf einer Tagsatzung zu Zürch, oder vor dem Pfalzgrafen am Rhein oder auch sogleich vor den gegenwärtigen Fürsten und Herren des deutschen Reichs zu Konstanz selbst entschieden werden möchten. Hiezu hatten die Abgesandten der Eidgenossen keine Vollmacht; also giengen sie ohne Verzug nach Hause. Bald hierauf erhob Schwitz einen Krieg wider Zürch, die Eidgenossen stunden den Schwitzern bey und indem Zürch Oestreichs Schutzverwandte war, wurde auch Oestreich befehdet. Friedrich schmeichelte sich anfänglich mit der Reichshilfe, wurde

aber in seiner Erwartung getäuscht. Er warb demnach um Beystand bey Frankreich und erhielt dreissig tausend Mann: aber dafür machte in einiger Zeit Frankreich selbst Ansprüche an Friedrich und das deutsche Reich. Ein Reichskrieg schien nahe; allein bevor er ausbrach, legten sich die Franzosen zum Ziele und zogen ab, nachdem sie grausame Spuren ihrer Gegenwart durch Morden und Brennen aller Orten, wo sie hinkamen, zurückgelassen hatten. Sieben Jahre beyläufig währte der Krieg mit den Eidgenossen und wurde dann zu Einsiedeln durch Schiedsrichter geendiget. Zürch mußte dem Bunde mit Oestreich entsagen und jeder der kriegführenden Theile die Kriegskosten und den erlittenen Schaden selbst tragen.

Friedrichs etwas längeres Verweilen zu Konstanz, machte den Bürgern daselbst bange; sie fürchteten, er möchte zu lange verbleiben und erhöhten die Miethe für die Betten, Zimmer und Stallungen sowohl für ihn, als seine Hofleute unmässig. Als er dieses vernahm, ließ er die Magistratspersonen vor sich rufen und befragte sie um den Grund dieses Betragens. Man gab ihm zur Antwort: die Bürger hätten es zu König Sieginunds Zeiten auch so gemacht, und er wäre wohl damit zufrieden gewesen; sie thäten

es jetzt um keinen Schaden zu leiden. Ihnen antwortete hierauf Friedrich: „Ob ihr es auch allweg vor gethan haben möget bey König Siegmunds Zeiten, so ist es darum nicht besser, es gefällt mir auch nicht an euch. Er mag es gern von euch geduldet haben oder nicht; ihr habt mit ihm gehandelt: daß er euch Pfänder versetzte und wurde dem einen zu viel, dem andern zu wenig zu theil. Ich habe noch kein Pfand zurückgelassen noch etwas versetzt, wenn auch noch grössere Kosten, als hier, jedoch mit Billigkeit darauf gegangen sind. Ich will euch baar bezahlen, Niemand soll etwas an mir verlieren, und ich begehre auch nicht, daß ihr mir etwas auf Borg geben sollet.“*) Er verwies ihnen hiemit ihre Unbilligkeit und gab ihnen zu verstehen; daß sie Siegmunden östreichische Pfandschaften abgedrungen hätten. Er verließ unverzüglich die eigennützige Stadt; fuhr über den See nach Arbon, kam nach St. Gallen, wo ihm von der Stadt gehuldiget wurde; dann setzte er seine Reise über den Arlen nach Innsbruck fort, und traf von da aus nach neun Monaten wieder in Oestreich ein.

Hier fand er das ganze Land von den herum-

*) Tschudi ad annum 1442 2tr. Thl. 1. Buch.

schwärmenden Haufen der Soldaten Albrechts durch Plünderung und Raub gequält und als er sich mit diesen abgefunden hatte; gefiel einigen Adelichen aus der Steiermark; aus Oestreich; Böhmen und Hungarn und sogar aus Pohlen den Raub zu einem ausschliessenden Gewerbe für sich zu machen, und das gemeine Volk, wie ihr Eigenthum zu behandeln. Friedrich als vormundschaftlicher Regent Oestreichs legte die Pflicht, den Räubern Einhalt zu thun, den Ständen auf, deren Mitglieder die Räuber waren; die Stände aber schoben die Pflicht von sich auf ihn zurück, weil er den Staatssäckel habe. Also geschah lange Zeit nichts, den Räubern blieb freyer Spielraum im Lande; besonders weil Friedrich indessen in den Schweitzerkrieg verwickelt wurde, dessen Entstehung, Fortgang und Ende schon ist erzählet worden.

Die Häupter der Räuberrotten waren Pankraz, ein Pohle; der Edle von Bettau, ein Mährer; die Brüder Idumspeiger; Tobias Rohrer; Kienberger; Reuter, und Leonhard von Arberg. Diese plagten und ängstigten Oestreich theils aus Habsucht und Dürftigkeit, theils aus Neid und Mißgunst gegen die Minister Friedrichs. Sie fielen aus ihren Burgen oder zerstörten Schlössern, aus Hohlwegen oder selbst ge-

machten Schanzen heraus; durchstreiften die umliegenden Ortschaften und beraubten sie; und wurden sie von einem Orte vertrieben, so kamen sie an einem andern wieder zum Vorscheine. Zu dieser allgemeinen Landplage kam eine noch weit größere; ein Einfall der Hungarn unter der Anführung Johann Hunyads, des Statthalters, welcher Friedrich zwingen wollte, den Prinzen Ladislaus und die Reichskrone herauszugeben; damit er in Hungarn erzogen und in den Sitten und Gewohnheiten der Nation, wie auch in den Gesetzen des Landes unterrichtet werden möchte. Friedrich weigerte sich dieses zu thun, und hatte seine wichtigen Gründe dazu. Er wurde daher in Neustadt belagert; aber Hunyad erreichte dennoch seinen Zweck nicht. Hierüber aufgebracht zog er seine Armee zurück; verwüstete aber die Gränzen Oestreichs und hielt sich durch die daselbst gemachte reiche Beute schadlos. Ulrich von Cilli vermittelte einen Waffenstillstand und der Prinz blieb noch länger an Friedrichs Hofe. Während dieses in Oestreich geschah, hatte Friedrich auch Händel mit den tyrolischen Landesständen, welche den Herzog Siegmund von ihm abverlangten, damit sie ihren eigenen Regenten hätten. Wie diese Uneinigkeit beygelegt worden sey, ist bereits in der Geschichte Siegmunds angeführt worden.

Aber

Aber nicht nur die Hungarn; sondern auch die Böhmen und Oestreicher foderten von Friedrich den jungen Prinzen Ladislaus: die Böhmen drohten sogar, wenn er ihnen denselben nicht würde verabfolgen lassen, einem andern ihr Reich und ihre Krone zu geben. Allein Friedrich ließ ihnen durch den Aeneas Sylvius vorstellen, daß er zum Besten Böhmens ihnen den jungen Fürsten vor seinem reifen Alter nicht überlassen würde, denn da Böhmen so viele vortrefliche Männer zähle; so würde jeder nach der Vormundschaft streben; daraus würden Eifersucht und innere Fehden entstehen, wodurch das Reich ins Verderben gestürzt werden könnte. Zudem sey er gesonnen, eine Reise nach Rom zu machen, wohin er den Prinzen mitzunehmen wünsche; er hoffe, die Böhmen würden sich während seiner Abwesenheit ruhig betragen, da sie einen vorzüglich treflichen Mann zum Statthalter hätten. Durch diese Vorstellung wurden die Böhmen befriediget; sie versprachen sein Gefolg nach Rom mit einigen ihrer Grossen zu vermehren und sich ruhig zu halten. Da Friedrich den Hungarn und Böhmen ihre Foderung abgeschlagen hatte; so konnte er das Ansuchen der Oestreicher um den Prinzen desto weniger gewähren, und wies es also gleichfalls ab. Indem er sich nun beständig weigerte, den Prinzen aus seiner Pflege zu entlassen; so

wurde ihm dieses von vielen übel gedeutet und man beschuldigte ihn; er thue es aus Geitz, um die Einkünfte Oestreichs desto länger für sich selbst beziehen zu können. Allein so eigennützig dachte Friedrich nicht, und er bewies es nach der Zeit den aufrührischen Oestreichern zu ihrer Beschämung, da sie ihm ins Gesicht gesagt hatten, er habe die ersparten Schätze ihrer Regenten zu seinen frommen Stiftungen verwendet, er sie ihnen aber zu Neustadt unter unverletzten Siegeln, wie sie ihm waren in Verwahrung gegeben worden, vor Augen legte. *) Die wahren Ursachen, warum Friedrich den Prinzen nicht wollte ausfolgen lassen, müssen in den Verhältnissen der damaligen Zeit, und in der Lage der Umstände aufgesucht werden. Friedrich war vorsichtig und klug; er sah auf das, was den Reichen des Prinzen und seiner Person nützlich war. Er kannte den Wankelmuth der hungarischen Nation aus der Erfahrung; denn sie hatte den Ladislaus zu ihrem König gewählt, ihn gekrönt und zur nämlichen Zeit Uladislaus den pohlnischen König auf ihren Thron gesetzt, weil sie von keinem Kinde; sondern von einem Manne, wie sie sagte, beherrscht werden wollte. Dieser Grund war nach dessen Tode noch vorhanden und um so viel wichtiger geworden; als

*) Vid. hist. Friderici Aeneæ Sylv.

gerade um diese Zeit die türkische Macht mit Riesenschritten vordrang, wider welche Ladislaus, der Knabe, sie eben so wenig, als Ladislaus das Kind vertheidigen konnte. Dem Reiche war demnach besser geholfen, da es den Statthalter, Johann Hunyad, einen wahren Helden, an der Spitze der Geschäfte und der Armee hatte, als wenn es Ladislaus regiert hätte. Böhmen wurde ebenfalls von Georg Podiebrad treflich verwaltet und hatte somit keine Ursache, den Prinzen abzuverlangen. Hingegen konnte Friedrich mit Grund manches Nachtheilige für den Prinzen besorgen, wenn er ihn den Böhmen überließ. Podiebrad war ein herrschsüchtiger Mann, ein heimlicher Freund der mächtigen Hussiten; wie leicht konnte Ladislaus in der Religion irregeführt werden, oder sonst Gefahr laufen, durch heimliche Intriguen der Großen, das Reich sammt dem Leben zu verlieren? Den Oestreichern ihn zu übergeben, war eben so wenig rathsam; denn da zankten sich die Edlen um die ersten Stellen bey Hofe, und andere beraubten und plünderten das Land; welchen Streit würde erst die Vormundschaft veranlassen können? Nebstbey würden sich auch die Hungarn und Böhmen für zurückgesetzt und beschimpft gehalten haben, wenn ihnen der Prinz abgeschlagen, hingegen den Oestreichern überlassen worden wäre. Bey so be-

wandten Umständen konnte Friedrich unmöglich etwas anders thun, als den Prinzen bey sich behalten, und als ein rechtschaffener Pflegevater über ihn, selbst mit eigner Gefahr, wachen; denn nur dadurch konnte er ihn vor Nachstellungen sichern; seine Religion, an der ihm wohl das meiste lag, vor Irrlehren schützen, und den Frieden der Königreiche erhalten.

Wenn gleich Friedrich mit innern und häuslichen Unruhen vieles zu schaffen hatte, so vergaß er doch dabey nicht, daß er auch Deutschlands Oberhaupt sey, und als solches auch für das Reich sorgen müsse. Da um diese Zeit die Kirchenspaltung fast allein der wichtigste Gegenstand war, welcher die europäischen Nationen beschäftigte, so nahm er sich vor, dieselbe beyzulegen. Er bewirkte zuerst durch seinen Gesandten Aeneas Sylvius die Anerkennung des Papstes Eugen IV. und die Vereinigung der deutschen Nation mit demselben; und nach dessen frühem Absterben wurde durch seine Vermittlung das nämliche Verhältniß mit Nikolaus V. beybehalten. Das Baseler Concilium wurde aufgehoben und der Papst Felix V. dankte freywillig ab, worauf die Einigkeit der ganzen Kirche erfolgte. Friedrich wollte sodann der deutschen Kirche einige Vorrechte verschaffen, und sie weniger abhän-

gig von dem Papste machen, deswegen errichtete er mit diesem besondere Concordaten, wobey freylich seine wohlthätige Absicht durch seinen eignen Gesandten, den Aeneas Sylvius einigermassen durchkreuzt wurde, und die Wirkung nicht hatte, welche er sich von den Concordaten versprach.

Nachdem die Räubereyen in Oestreich zu sehr überhand nahmen, wachten endlich die Landstände auf, und stellten auf Befehl Friedrichs ein Kriegsheer auf die Beine, wozu Friedrich selbst siebenhundert Reiter gab, die er aus seinem eignen Säckel bezahlte und verpflegte. Die Heerführersstelle bekam Ulrich von Cilli; er suchte die Räuber aller Orten auf; verfolgte sie unermüdet und war so glücklich, dem gedrängten Lande, so gut es die Umstände zuliessen, Ruhe zu verschaffen.

Fünf und dreyßig Jahre war Friedrich bereits alt geworden, und noch lebte er im ehelosen Stande. Es scheint, als hätten ihn die Menge der Geschäfte und die verschiedenen Fehden, die er zu bestehen hatte, gehindert, sich mit Heurathsgedanken vorher zu beschäftigen. Als ihm demnach einige Muse gegönnt wurde, so dachte er auch auf eine Braut. Seine Wahl fiel auf Eleonoren, eine Nichte Alphons V. Kö-

nigs von Arragonien, Neapel und Sicilien, und Schwester des Königs von Portugal. Der Ruf ihrer Schönheit und Tugend hatte sie ihm empfohlen; er warb um sie, und als sie ihm war zugesagt worden, ließ er dem Papste Nikolaus V. melden: er wünsche in Rom getrauet zu werden, und zugleich die Kaiserkrone aus dessen Händen zu empfangen. Der heilige Vater gewährte ihm mit Vergnügen seinen Wunsch, und Friedrich traf sogleich die nöthigen Reiseanstalten; wählte sich ein stattliches Gefolge, theils aus den Reichsfürsten, theils aus dem Adel seiner Länder aus, und gab den Italienern die Weisung, was sie zu seinem Empfange vorbereiten sollten.

Die Reiseanstalten giengen sehr langsam vor sich, weil man nicht glaubte, daß es dem Monarchen Ernst damit sey, indem er schon einigemale dergleichen zu machen befahl und doch niemals die Reise antrat. Indessen bewies er bald, daß er jetzt wirklich zu reisen entschlossen und auch gesonnen sey, den jungen Prinzen Ladislaus mitzunehmen, womit aber die Oestreicher gar nicht zufrieden waren. Sie wollten, daß Ladislaus zurückbleiben möchte, weil ihm eine so weite Reise nach einem ganz fremden und heissen Himmelsstriche ganz leicht einen Unfall zuziehen könnte, der seiner Gesundheit schaden dürf-

te. Allein dieses war nur Vorwand, wodurch sie ihre Absichten zu verbergen suchten. Sie wollten den Prinzen der Vormundschaft Friedrichs entziehen, wozu ihnen die Reise die beste Gelegenheit zu geben schien. Indessen sah Friedrich nicht darauf; ordnete die Regierung an, bestellte einen Ausschuß, welcher in seiner Abwesenheit die Regierung führen sollte, und nahm nur solche Männer dazu, von derer Treue er versichert zu seyn glaubte. Er sah hiebey weder auf die Glieder der Landstände, noch auch auf die Wiener; daher wurden die meisten landständischen Mitglieder darüber ungehalten, vorzüglich aber verdroß es den stolzen und unruhigen Enzinger, daß er nicht zum Ausschuße beygezogen worden war. Bevor also noch Friedrich abreiste, wagte es Enzinger in Wien anfänglich Privatversammlungen und endlich gar einen öffentlichen Landtag zu halten, bey welchem er darauf antrug, die neuaufgestellten Regierungsglieder abzuschaffen, und andere an ihren Platz zu setzen, wobey er natürlicher Weise obenan gesetzt zu werden sich schmeichelte. Wirklich wurde deswegen unter den Ständen ein Bund geschlossen, kraft dessen Enzingers Vorschlag sollte ausgeführt werden. *) Man

*) Der Bundbrief findet sich in der Chronik der edlen Grafen von Cilli in collect. Monum. vet. et recent. Simon. Hahn. T. II. p. 759.

wurde ihm dieses von vielen übel gedeutet und man beschuldigte ihn; er thue es aus Geitz, um die Einkünfte Oestreichs desto länger für sich selbst beziehen zu können. Allein so eigennützig dachte Friedrich nicht, und er bewies es nach der Zeit den aufrührischen Oestreichern zu ihrer Beschämung, da sie ihm ins Gesicht gesagt hatten, er habe die ersparten Schätze ihrer Regenten zu seinen frommen Stiftungen verwendet, er sie ihnen aber zu Neustadt unter unverletzten Siegeln, wie sie ihm waren in Verwahrung gegeben worden, vor Augen legte. *) Die wahren Ursachen, warum Friedrich den Prinzen nicht wollte ausfolgen lassen, müssen in den Verhältnissen der damaligen Zeit, und in der Lage der Umstände aufgesucht werden. Friedrich war vorsichtig und klug; er sah auf das, was den Reichen des Prinzen und seiner Person nützlich war. Er kannte den Wankelmuth der hungarischen Nation aus der Erfahrung; denn sie hatte den Ladislaus zu ihrem König gewählt, ihn gekrönt und zur nämlichen Zeit Uladislaus den pohlnischen König auf ihren Thron gesetzt, weil sie von keinem Kinde; sondern von einem Manne, wie sie sagte, beherrscht werden wollte. Dieser Grund war nach dessen Tode noch vorhanden und um so viel wichtiger geworden; als

*) Vid. hist. Friderici Aeneæ Sylv.

gerade um diese Zeit die türkische Macht mit Riesenschritten vordrang, wider welche Ladislaus, der Knabe, sie eben so wenig, als Ladislaus das Kind vertheidigen konnte. Dem Reiche war demnach besser geholfen, da es den Statthalter, Johann Hunyad, einen wahren Helden, an der Spitze der Geschäfte und der Armee hatte, als wenn es Ladislaus regiert hätte. Böhmen wurde ebenfalls von Georg Podiebrad treflich verwaltet und hatte somit keine Ursache, den Prinzen abzuverlangen. Hingegen konnte Friedrich mit Grund manches Nachtheilige für den Prinzen besorgen, wenn er ihn den Böhmen überließ. Podiebrad war ein herrschsüchtiger Mann, ein heimlicher Freund der mächtigen Hussiten; wie leicht konnte Ladislaus in der Religion irregeführt werden, oder sonst Gefahr laufen, durch heimliche Intriguen der Großen, das Reich sammt dem Leben zu verlieren? Den Oestreichern ihn zu übergeben, war eben so wenig rathsam; denn da zankten sich die Edlen um die ersten Stellen bey Hofe, und andere beraubten und plünderten das Land; welchen Streit würde erst die Vormundschaft veranlassen können? Nebstbey würden sich auch die Hungarn und Böhmen für zurückgesetzt und beschimpft gehalten haben, wenn ihnen der Prinz abgeschlagen, hingegen den Oestreichern überlassen worden wäre. Bey so be-

wandten Umständen konnte Friedrich unmöglich etwas anders thun, als den Prinzen bey sich behalten, und als ein rechtschaffener Pflegevater über ihn, selbst mit eigner Gefahr, wachen; denn nur dadurch konnte er ihn vor Nachstellungen sichern; seine Religion, an der ihm wohl das meiste lag, vor Irrlehren schützen, und den Frieden der Königreiche erhalten.

Wenn gleich Friedrich mit innern und häuslichen Unruhen vieles zu schaffen hatte, so vergaß er doch dabey nicht, daß er auch Deutschlands Oberhaupt sey, und als solches auch für das Reich sorgen müsse. Da um diese Zeit die Kirchenspaltung fast allein der wichtigste Gegenstand war, welcher die europäischen Nationen beschäftigte, so nahm er sich vor, dieselbe beyzulegen. Er bewirkte zuerst durch seinen Gesandten Aeneas Sylvius die Anerkennung des Papstes Eugen IV. und die Vereinigung der deutschen Nation mit demselben; und nach dessen frühem Absterben wurde durch seine Vermittlung das nämliche Verhältniß mit Nikolaus V. beybehalten. Das Baseler Concilium wurde aufgehoben und der Papst Felix V. dankte freywillig ab, worauf die Einigkeit der ganzen Kirche erfolgte. Friedrich wollte sodann der deutschen Kirche einige Vorrechte verschaffen, und sie weniger abhän-

gig von dem Papste machen, deswegen errichtete er mit diesem besondere Concordaten, wobey freylich seine wohlthätige Absicht durch seinen eignen Gesandten, den Aeneas Sylvius einigermassen durchkreuzt wurde, und die Wirkung nicht hatte, welche er sich von den Concordaten versprach.

Nachdem die Räubereyen in Oestreich zu sehr überhand nahmen, wachten endlich die Landstände auf, und stellten auf Befehl Friedrichs ein Kriegsheer auf die Beine, wozu Friedrich selbst siebenhundert Reiter gab, die er aus seinem eignen Säckel bezahlte und verpflegte. Die Heerführersstelle bekam Ulrich von Cilli; er suchte die Räuber aller Orten auf; verfolgte sie unermüdet und war so glücklich, dem gedrängten Lande, so gut es die Umstände zuliessen, Ruhe zu verschaffen.

Fünf und dreyßig Jahre war Friedrich bereits alt geworden, und noch lebte er im ehelosen Stande. Es scheint, als hätten ihn die Menge der Geschäfte und die verschiedenen Fehden, die er zu bestehen hatte, gehindert, sich mit Heurathsgedanken vorher zu beschäftigen. Als ihm demnach einige Muse gegönnt wurde, so dachte er auch auf eine Braut. Seine Wahl fiel auf Eleonoren, eine Nichte Alphons V. Kö-

nigs von Arragonien, Neapel und Sicilien, und Schwester des Königs von Portugal. Der Ruf ihrer Schönheit und Tugend hatte sie ihm empfohlen; er warb um sie, und als sie ihm war zugesagt worden, ließ er dem Papste Nikolaus V. melden: er wünsche in Rom getrauet zu werden, und zugleich die Kaiserkrone aus dessen Händen zu empfangen. Der heilige Vater gewährte ihm mit Vergnügen seinen Wunsch, und Friedrich traf sogleich die nöthigen Reiseanstalten; wählte sich ein stattliches Gefolge, theils aus den Reichsfürsten, theils aus dem Adel seiner Länder aus, und gab den Italienern die Weisung, was sie zu seinem Empfange vorbereiten sollten.

Die Reiseanstalten giengen sehr langsam vor sich, weil man nicht glaubte, daß es dem Monarchen Ernst damit sey, indem er schon einigemale dergleichen zu machen befahl und doch niemals die Reise antrat. Indessen bewies er bald, daß er jetzt wirklich zu reisen entschlossen und auch gesonnen sey, den jungen Prinzen Ladislaus mitzunehmen, womit aber die Oestreicher gar nicht zufrieden waren. Sie wollten, daß Ladislaus zurückbleiben möchte, weil ihm eine so weite Reise nach einem ganz fremden und heissen Himmelsstriche ganz leicht einen Unfall zuziehen könnte, der seiner Gesundheit schaden dürf-

te. Allein dieses war nur Vorwand, wodurch sie ihre Absichten zu verbergen suchten. Sie wollten den Prinzen der Vormundschaft Friedrichs entziehen, wozu ihnen die Reise die beste Gelegenheit zu geben schien. Indessen sah Friedrich nicht darauf; ordnete die Regierung an, bestellte einen Ausschuß, welcher in seiner Abwesenheit die Regierung führen sollte, und nahm nur solche Männer dazu, von derer Treue er versichert zu seyn glaubte. Er sah hiebey weder auf die Glieder der Landstände, noch auch auf die Wiener; daher wurden die meisten landständischen Mitglieder darüber ungehalten, vorzüglich aber verdroß es den stolzen und unruhigen Eyzinger, daß er nicht zum Ausschuße beygezogen worden war. Bevor also noch Friedrich abreiste, wagte es Eyzinger in Wien anfänglich Privatversammlungen und endlich gar einen öffentlichen Landtag zu halten, bey welchem er darauf antrug, die neuaufgestellten Regierungsglieder abzuschaffen, und andere an ihren Platz zu setzen, wobey er natürlicher Weise obenan gesetzt zu werden sich schmeichelte. Wirklich wurde deswegen unter den Ständen ein Bund geschlossen, kraft dessen Eyzingers Vorschlag sollte ausgeführt werden. *) Man

*) Der Bundbrief findet sich in der Chronik der edlen Grafen von Cilli in collect. Monum. vet. et recent. Simon. Hahn. T. II. p. 759.

wartete nur die Abreise Friedrichs von Neustadt ab; sie erfolgte wirklich, obschon Friedrich von allen dem, was in Wien vorgegangen, war verständiget worden. Er war bis nach St. Veit in Kärnthen gekommen, als ihn ohne die geringste Ursache anzugeben, die Brüder Rempreche und Wolfgang von Walsee und ein großer Theil des östreichischen Adels plötzlich verliessen und nach Oestreich zurückgiengen. Friedrich, betroffen über dieses sonderbare Betragen der östreichischen Edeln, bemühte sich wenigstens den Grafen Ulrich von Cilli bey sich und in Treue zu erhalten; er sprach ihn deswegen selbst, konnte aber nur zweydeutige Antworten von ihm herauslocken, denn Ulrich war heimlich mit den Oestreichern einverstanden, und wurde auch späterhin wirklich das Haupt der Unzufriedenen.

Obwohl es Friedrich kränkte, daß ihn so viele Edle verlassen hatten, so setzte er dessen ungeachtet seine Reise fort; denn noch zahlreich genug war der Adel, der ihn begleitete, besonders da auch sein Bruder Albrecht sich ihm mit dem seinigen zugesellte. Zu Sienna sah er seine Braut zum erstenmale und umarmte sie; nach einigen Tagen reisten sie beyde nach Rom ab. Als er den Gipfel des Berges Cimini erstiegen hatte, sagte er zum Aeneas Sylvius, der ihm

stets zur Seite war: „Sieh, wir reisen nach „Rom! Es dünkt mich, ich sehe dich schon als „Kardinal; aber dabey wird dein gutes Glück „nicht stehen bleiben; du wirst noch höher steigen „und St. Peters Stuhl erwartet dich. Aber „hüte dich, daß du dann als Papst mich nicht „verachtest." Ihm antwortete Aeneas: „Ich „mache weder Anspruch auf die Kardinals, noch „weniger auf die päpstliche Würde." „Aber ich," erwiederte Friedrich, „sehe, daß sich dieses so fü„gen wird." Er langte glücklich zu Rom an, wurde vom heiligen Vater mit seiner Braut getrauet, und auch zugleich zum Kaiser gekrönt, er war der letzte der deutschen Könige, der in Rom die Kaiserkrone vom Papste empfieng. *)

Nachdem die Hochzeitsfeyer und das Krönungsgepränge geendiget waren, bath Alphons V. König von Neapel den Kaiser zu sich, denn er wünschte sehnlichst ihn zu sehen und ihm für die Ehre zu danken: daß er seine Nichte sich zur Gattinn auserkohren hatte. Friedrich nahm die Einladung an und reiste mit seinem ganzen Gefolge nach Neapel, wo ihm Alphons alle nur ersinnliche Vergnügen verschaffte, und ihn mit einer verschwenderischen Freygebigkeit einige Wochen

*) Vid. Aen. Sylv. hist. Frider. III.

hindurch bewirthete. Alles am Hofe lebte im frohen Genusse des Vergnügens, nur Eleonora die neugetraute nicht: denn sie wähnte, Friedrich liebe sie nicht, weil er mit ihr die Ehe noch nicht vollzogen hatte, indem er sagte: „Er wolle keine italienische Kinder zeugen.“ Sie wendete sich in diesem ihren weiblichen Anliegen an ihren Oheim und dieser drang bey Friedrich auf die Vollziehung der Ehe. Den gastfreundlichen König nicht zu beleidigen, konnte nun Friedrich nichts anders thun, als ihm willfahren. Er hielt also sein Beylager, nahm hierauf Abschied und gieng nach Rom zurück. *)

Während sich Friedrich in Italien aufhielt, fieng in Oestreich Eyzinger an, seine schon vorher über sich genommene Rolle zu spielen. Er verläumdete den abwesenden Fürsten bey den Oestreichern auf die schändlichste Weise; mahlte ihn mit den widrigsten und dunkelsten Farben, und brachte es endlich theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen bey den Wienern und den meisten Landständen dahin, daß sie ihm beytraten; die von Friedrich aufgestellten einstweiligen Regenten verdrängten; andre ernannten und den Grafen Ulrich von Cilli zum Präsidenten erwähl-

*) Vid. Aen. Silv. Histor. Frideric.

ten. Ihre Vermessenheit vor der Welt zu rechtfertigen, verklagten sie den Kaiser auch bey dem Papste. Friedrich widerlegte vor diesem alle ihm angedichteten Beschuldigungen, nicht als ob er denselben als seinen Richter erkannt hätte; sondern weil er ihn zum Freunde haben wollte. Er bewog ihn aber dadurch auch: daß er alle Unruhestifter und Anhänger des Eyzingers in Kirchenbann that. Nun aber war es Zeit, daß Friedrich nach Hause eilte. Er verweilte daher nicht länger in Rom und begab sich auf den Rückweg. Auf diesem machte er den Markgrafen Borso von Este, zum Herzoge von Modena und Reggio; beehrte die Venetianer mit einem Besuche und wurde von ihnen nach Würde bewillkommt und mit allen den Seinigen gastfrey gehalten. Man zeigte ihm alles Sehenswürdige der mächtigen und reichen Königinn des adriatischen Meeres und unter andern auch die Schatzkammer. Hier wurde ihm die Wahl gelassen, sich etwas daraus nach seinem Geschmacke und Behagen auszulesen, er aber antwortete: „Er habe sichs zum Gesetze gemacht, keinen Schatz, der für die Nachkommenschaft hinterlegt wäre, zu vermindern, wohl aber ihn zu vermehren.“ Mit diesen Worten zog er einen höchstschätzbaren Diamantring vom Finger und verehrte ihn zum ewigen Andenken der Republik. Bey seinem Ab-

schiede versicherte er den Doge, er werde sichs, so lange er regieren werde, angelegen seyn lassen, daß sowohl das deutsche Reich, als auch Oestreich mit Venedig in guter Harmonie bleiben möge, aber er sehe schon im Geiste vor, daß bey seinen Nachfolgern die Freundschaft erkalten werde.

Friedrich reiste mit großer Zufriedenheit von Venedig ab, als er aber das erstemal den Fuß auf deutschen Boden setzte, überfiel ihn ein fürchterliches Donnerwetter, ein Vorbild der Stürme, die über ihn kommen sollten. Indem ihm alles, was in Wien geschehen war, hinterbracht wurde, so hielt er nun Rath, was er am rathsamsten thun könne: ob er sich nach Grätz, oder aber nach Wienerischneustadt wenden sollte? Dieses letztere wurde ihm sehr unißrathen, weil es ein gefährliches Unternehmen sey; allein dessen ungeachtet entschloß er sich dahin zu gehen: denn er glaubte, es sey der Würde eines Kaisers unanständig vor Aufrührern zu fliehen. Als man ihn zu gleicher Zeit ermahnte, seine Reise durch die Steyermark sehr vorsichtig zu nehmen, weil er auch da vor heimlichen Nachstellungen nicht gesichert sey, so sagte er: „Ich habe meinen Un„terthanen keine Ursache zur Empörung gegeben; „den andern ist es nur um den Prinzen Ladis-

„laus zu thun. Wollen sie ihn haben; so will „ich ihn fahren lassen, und dann werden sich die „Hungarn, Böhmen und Oestreicher um ihn eben „so zanken, wie die drey Göttinnen um den gol„denen Apfel der Eris, also auch nicht Zeit ha„ben, mich zu bekriegen.“ *) Um jedoch nicht ganz ohne Vorsicht vorzugehen, so befahl er den Steyermärkern und Kärnthnern ein Kriegsheer auf die Beine zu stellen, um die Gränzen zu decken, wenn allenfalls von den Hungarn, Böhmen oder Oestreichern ein Einfall gewagt werden wollte. Seinen Bruder Albrecht, mit dem er damals ausgesöhnt war, ersuchte er einige tausend Mann Schwaben zu sammeln, damit er ihm im Nothfalle beyspringen könne. Er selbst zog mit 4000 Reisigen, und eben so vielen Fußknechten nach Neustadt. Mit dieser ansehnlichen Macht hätte er die Empörer schnell überfallen und den angezettelten Aufstand im Entstehen unterdrücken können, besonders da die Aufrührer noch nicht gerüstet, und durch seine Ankunft in den äussersten Schrecken versetzt worden waren. Aber Friedrich wollte, wie Aeneas Sylvius sich ausdrückt, lieber dulden, als den Seinigen ein Leid zufügen. Also behielt er nur einen Theil der Truppen bey sich und verlegte die übrigen in die benachbarten

*) Vid. Aen. Sylv. in hist. Friderici.

Schlösser zur Besatzung, den Eyzinger und andre Aufwiegler lud er vor sich zur Verantwortung, sie aber erschienen nicht. Friedrich setzte seine ganze Hoffnung auf die Wirkung des Kirchenbannes, den der Papst wider die Aufrührer erlassen hatte; er schickte ihn daher zur Kundmachung an die Bischöffe zu Salzburg, Passau und Ollmütz; aber keiner derselben verkündigte ihn. Die Aufrührer appellirten dagegen an eine allgemeine Kirchenversammlung und säumten nicht ein Heer zu sammeln, das in kurzer Zeit auf sechszehn tausend Mann anwuchs. Hierauf sandten sie an ihn und verlangten die Ablieferung des Prinzen. Er schlug dieß Ansinnen ab, sie hingegen erklärten ihm unverzüglich den Krieg, fiengen ihn auch sogleich mit Verheerung des Landes und Zerstörung der Schlösser an. Der Graf von Cilli, Eyzinger und Rosenberg führten dann die Armee vor Neustadt, gewannen in einem Scharmützel die Oberhand und drangen schnell bis an die Stadtthore vor, würden auch mit den flüchtigen Truppen Friedrichs zugleich eingedrungen seyn, hätte sie nicht ein tapferer Mann, ein edler Steyermärker, Andreas Baumkircher, als ein zweiter Horatius Cocles aufgehalten, indem er sich unter das Thor stellte und so lange focht, bis er sich zurückziehen und das Thor gesperrt werden konnte. Friedrich belohnte den Helden

reichlich; erhob ihn in den Freyherrnstand; machte ihn zum Landeshauptmann in der Steyermark, und beschenkte ihn mit einigen Burgen. Wie Baumkircher dieses sein Glück benützte und welches Ende er nahm, wird weiter unten erzählt werden. Die Aufrührer belagerten jetzt die Stadt nach aller Form. Um Menschenblut zu schonen, ließ sichs aber Friedrich gefallen, mit den Rebellen einen Vergleich einzugehen. Er that dieses aus freyem Antriebe und nicht gezwungen, denn er konnte ganz leicht, die bereits anrückende Hilfe der Steyermärker, Schwaben und Böhmen abwarten. Der Vertrag gieng dahin, daß Friedrich den Prinzen dem Grafen von Cilli übergeben wolle, jedoch soll dieser nicht eher nach Wien abgeführt werden, bis daselbst die Anverwandten des Prinzen, die bedungenen Schiedsrichter, alle Stände, die Abgeordneten aus Hungarn und Böhmen angelangt seyn, und über die Art die vormundschaftliche Regierung zu führen, ihre Meynung gegeben haben würden. Die Aufrührer versprachens, aber hielten nicht Wort.

Obschon Ladislaus nicht mehr in den Händen Friedrichs sich befand, so war darum die Einigkeit zwischen den Oestreichern und Friedrich nicht hergestellt, denn dieser verlangte jetzt die Wiedererstattung der Auslagen, welche er der

Vormundschäft wegen gemacht hatte. Ladislaus, oder besser der Graf Ulrich von Cilli, sein Minister, wollte sich hiezu nicht verstehen; Friedrich gab daher die hungarische Krone nicht heraus, und wollte auch die von ihm besetzten Schlösser, welche zu Hungarn gehörten, nicht abtreten, bis er bezahlt seyn würde. Ladislaus ließ ihm also einige durch Gewalt abnehmen, wodurch er nothwendiger Weise auch mit Friedrich zum Bruche kommen mußte. Eine neue Ursache zur Zwietracht beyder Fürsten, gab die Erledigung der Grafschaft Cilli, nachdem Ulrich, als der letzte seines Geschlechts und Stammes, war ermordet worden. Beyde machten Ansprüche darauf. Friedrich gewann durch Geld den Statthalter der Grafschaft, den Wittowitz, der ihm die Stadt Cilli sammt der Burg einräumte, worauf Friedrich ohne Verzug dahin reiste und sich huldigen ließ. Aber kaum war diese vorbey, als Wittowitz die Rache des Königs Ladislaus zu fürchten anfieng und besorgte, seine in Hungarn und Böhmen gelegenen Güter möchten ihm eingezogen werden. Diesem vorzubeugen, faßte er den Entschluß, den Kaiser plötzlich zu überfallen, zu fangen und dem Könige auszuliefern. Friedrich bekam Wind von diesem heimlichen Anschlage des Statthalters, wollte ihn aber nicht glauben, denn als ein redlicher Mann konnte er sich keinen

Begriff

Begriff machen, von dem Meineide eines Mannes, der ihm selbst die Stadt übergeben hatte. Indessen schritt Wittowitz rasch zur Ausführung seines gefaßten Entschlusses, weil die Gelegenheit ihm leicht entgehen und Friedrich ihm entrinnen konnte. Dieser verweilte aber noch sicher und keine Gefahr ahndend in der Stadt; es schien dem Statthalter ein leichtes ihn zu überraschen; er that es, aber Friedrich gewann noch so viel Zeit, sich in die befestigte Burg flüchten zu können. Hier belagerte ihn Wittowitz durch acht Täge, bis einige Edle auf der Steyermark und Kärnthen in Eile einiges Kriegsvolk zusammen rafften und ihrem Fürsten zu Hilfe zogen. Wittowitz wartete ihre Ankunft nicht ab; hob die Belagerung auf und entfloh mit reicher Beute beladen, auf seine Güter. Also entgieng Friedrich einer großen Gefahr. Da ihm die Unbild wegen des Königs Ladislaus zugefügt worden war, so rächte er sich dadurch, daß er durch seinen Anhang die königlichen Herrschaften verwüsten ließ. Der Papst wurde endlich Mittler und beyde Fürsten wurden versöhnt, kurz vor dem Hinscheiden des Ladislaus. Die Grafschaft Cilli blieb im Besitze Friedrichs, er mußte aber ihrentwegen noch eine Fehde mit dem Grafen von Görz bestehen, die er glücklich führte, und darinn Sieger blieb.

Welche Verwirrungen nach dem Absterben des Königs und Herzogs Ladislaus in Oestreich entstanden sind; wie Friedrich mit seinem Bruder Albrecht VI. beständig um dieses Land kämpfen mußte und wie sehr er durch seine zu große Nachgiebigkeit dem Lande schadete, ist in der Geschichte Albrechts bereits erzählt worden. Nur müssen hier noch einige Umstände nachgetragen werden, welche Friedrich näher betreffen. Er war es, der durch seine Nachsicht den Wienerpöbel so dreist machte, daß er erstlich den gesetzmäßigen Magistrat absetzte und nachdem ihm dieses gelungen war, dem Kaiser selbst öffentlich absagte; ihm den Krieg ankündigte und endlich so weit in seiner Vermessenheit gieng, daß er ihn in der Burg belagerte. Friedrich hatte hiebey zu wenig fest und vorsichtig gehandelt; er entließ seine Truppen und statt die Rädelsführer sogleich zu ergreifen und zu strafen, wollte er sie durch gelinde Mittel zur Vernunft zurückführen. Dieses wurde ihm für Zaghaftigkeit ausgelegt, und dadurch der Muth der Empörer gehoben. Indessen war Friedrich nichts weniger als furchtsam, da die Gefahr von allen Seiten auf ihn anzog. Er hatte nicht mehr als zweyhundert Mann, meistentheils Ritter, in seiner Burg, als sie von den Bürgern und dem Herzoge Albrecht umzingelt und bestürmt wurde. Alles dies

ses schreckte ihn nicht; er handelte männlich und tapfer zu dieser Zeit der dringenden Noth; ermahnte seinen kleinen Haufen standhaft bey ihm auszuharren; theilte die Posten aus; besichtigte alles; war überall zugegen, wo Gefahr sich zeigte, und belebte seine Getreuen; er sagte laut: „Er wolle die Burg so lange vertheidigen, bis sie sein Gottesacker würde; indessen aber hoffe er, Gott werde seiner gerechten Sache beystehen; ihn schützen und den Frevel seiner Bürger strafen, die er jedoch bey all ihrer Bosheit geschont wissen wollte.“ Denn als sich ihm seine Büchsenmeister erbothen, aus Pulver, Pech und Oel Feuerpfeile zu machen und sie auf die Häuser der Stadt zu schießen, welche mit Holzschindeln gedeckt, dadurch leicht in Brand gesteckt werden könnten; so verboth er es, damit nicht auch Unschuldige darunter leiden möchten. Die Belagerung dauerte einen ganzen Monat und er hatte sehr vieles Ungemach dadurch zu leiden, am meisten aber setzte ihm die Hungersnoth zu, die er um desto schmerzlicher fühlte, weil er zugleich seine Gemahlinn und den jungen Prinzen Maximilian, wie auch seine edlen Vertheidiger mit derselben ringen sah. Eine durch Unvorsichtigkeit Ulrichs von Werdenberg an seiner Seite angezündete und zersprengte Pulvertonne würde ihm gewiß das Leben gekostet haben, hätte nicht die

Vorsicht über ihn gewacht und er sich noch geschwind genug durch einen Sprung gerettet, so, daß er nur mit einem etwas verbrannten Gesichte davon kam. Nach so manchen ausgestandenen Drangsalen erschien endlich sein Retter, der König Georg von Böhmen und befreyte ihn. Zur Dankbarkeit erhob nun Friedrich das Herzogthum Münsterberg in Schlesien zu einem Reichsfürstenthume und die Herrschaft Glatz zu einer Grafschaft, wodurch Georgs Söhne, Viktorin und Heinrich in den Reichsfürstenstand eintraten. Dem Königreiche Böhmen selbst, so wie dem Könige verlieh er neue Vorzüge und bewirkte zugleich bey dem Papste Pius II., daß Georg als ein Begünstiger der Hussiten nicht öffentlich mit dem Kirchenbanne belegt wurde.

Albrecht zankte mit seinem Bruder bis an sein Ende, aber auch nach seinem zeitlichen Hintritte erlosch die Fackel der Zwietracht nicht sogleich. Die Wiener blieben noch eine Zeitlang starrsinnig und wollten sich ihrem guten Fürsten nicht unterwerfen, obgleich er sie durch ein wahrhaft väterliches Schreiben eingeladen hatte, von ihrer Verirrung zurückzukehren. Sie hofften noch Unterstützung vom Erzherzoge Siegmund aus Tyrol und erst dann, als dieser sie nicht

anhörte und sie ins äusserste Gedräng kamen, flehten sie Friedrich um Gnade an und schickten um diese zu werben, den Bürgermeister mit einigen Rathsherren und siebenzig Bürgern nach der Neustadt ab. Ihr Betragen war jetzt so auffallend demüthig gegen ihren vorigen Stolz und ihre Dreistigkeit; daß sie sogar von den Juden darüber verlacht wurden, und von den treuen Neustädtern manche Schimpfworte sich mußten gefallen lassen. Als aber Friedrich dieses vernahm, untersagte er den Neustädtern jede Beschimpfung und befahl, die Abgeordneten ohne Beleidigung vorzulassen. Sie erkannten ihre Schuld kniefällig; bathen um Verzeihung; gelobten in Zukunft treue und gehorsame Bürger zu seyn und wurden von Friedrich ohne den geringsten Vorwurf und ohne, daß er nur einen einzigen gestraft wissen wollte, entlassen. Einige seiner Hofleute billigten dieses an Friedrich nicht; sondern glaubten, er würde besser thun, wenn er gegen die Wiener überhaupt Strenge bezeigte; besonders da sie schon dreymal gegen ihn meineidig geworden; allein ihnen antwortete der sanftmüthige Fürst: „Ich weiß, daß in einer so grossen und volkreichen Stadt, wie Wien ist, sehr viele Unschuldige sich befinden; daß einige der Aufrührer nur durch Verführung und Anstiftung andrer zum Vergehen hingerissen worden sind, es

wäre sonach Unrecht wegen des Verbrechens einiger, alle zu strafen. Ich bin auch vor Gott ein Sünder und bitte ihn um Gnade, nicht um Recht; es ist demnach billig, daß auch ich Gnade für Recht ergehen lasse.“ Er thats und ganz Wien frohlockte, als die Abgeordneten mit der Begnadigung zurückkamen. Freudig und einmüthig schwur ihm die gesammte Bürgerschaft den Eid der Treue und dankte Gott durch einen feyerlichen Lobgesang, daß er Friedrichs Herz zu ihrem Besten gewendet habe. Da sein Bruder Albrecht und der Bürgermeister Holzer mehrere Bürger vertrieben und ihre Güter an sich gezogen hatten; so setzte er alle in den Genüß ihrer Rechte ein und verhalf jedem wieder zu dem Seinigen. Dieses mißfiel zwar dem Pöbel, und er machte einen neuen Auflauf, der aber alsbald gedämpft wurde. Nicht so geschwind konnte er ein andres Uebel Oestreichs ausrotten, nämlich: die herumstreifenden und plündernden Züge der Soldaten, welche unter dem Vorwande des ausständigen Soldes, allen Unfug trieben und ungeachtet daß sich Friedrich zur Zahlung anboth, dennoch fortfuhren Gewaltthätigkeiten auszuüben, bis sie endlich durch Mitwirkung des ganzen Landes gebändiget wurden.

Die Unruhen in Oestreich hinderten Fried-

rich, seine gegründeten Ansprüche auf Böhmen und Hungarn auszuführen, nachdem Ladislaus gestorben war. Er mußte daher geschehen lassen, daß im erstern Reiche Georg Podiebrad, und im letztern Matthias Corvin den königlichen Thron bestiegen. Zwar hatten einige hungarische Magnaten, vorzüglich die Grafen von St. Jörgen, und Pösing ihm die Krone angetragen und auch durch ihre Freunde es dahin gebracht, daß er zu Neustadt als Hungarns König ausgerufen wurde; allein dieß nützte ihm nichts; vielmehr kam er deswegen, und weil er den Titel eines Königs von Hungarn führte, mit dem von der Nation gewählten König Matthias in Streit, worüber ein Krieg entstand, in welchem er nicht ganz unglücklich war, und das Vergnügen hatte, daß Matthias selbst auf einen Vergleich und anständigen Frieden antrug, wozu er sich auch willig finden ließ. Der Friede wurde folgendermassen geschlossen: Friedrich erkennt den Matthias als wirklichen König von Hungarn und übergiebt ihm die Reichskrone, die er bisher noch besaß; dafür zahlt ihm Matthias 60,000 (andere sagen 80,000) Dukaten, und Friedrich behält den hungarischen Königstitel bey. Damit dieser aber nicht ein bloßer Wortklang seyn möge, sollen ihm die an Oestreich gränzenden Schlösser und Flecken Forchtenstein, Kobelsdorf, Eisenstadt,

Güns und Rechnitz sammt allen Rechten und Zugehör eigenthümlich und frey überlassen werden; dem Kaiser, seinem Sohne, oder Enkel bleibt die Nachfolge im Reiche, wenn Matthias Kinderlos mit Tode abgehen sollte. Nach beyderseits bestätigtem Friedensinstrumente kamen sogleich hungarische Gesandte mit viertausend Reitern nach Neustadt die Krone abzuholen. Als sie Friedrich von den Zinnen der Stadtmauern herab ankommen sah, befahl er alsogleich die Stadtthore zu sperren, Wachen auszustellen und Niemanden einzulassen; zugleich ließ er den Hungarn entbieten: eine Krone abzuholen bedürfe es keines ganzen Heeres, mit diesem erobere man Städte, mache Beute und verwüste die Fluren; hole aber keine Krone. Es wurde daher ausgemacht: daß nur der Bischoff von Wardein mit zweyhundert Mann eingelassen werden, und die Krone in Empfang nehmen soll, alle übrigen Truppen sollten sogleich zurückkehren. Dieses geschah und Friedrich überlieferte die Krone, jedoch mußte auch das im Friedensvertrage ausbedungene Geld sogleich erlegt werden. *)

Friedrich hatte jetzt, wie es ihm schien, von

---

*) Der Friedenstraktat bey Pray, Annal. reg. Hung. I. IV. p. 282. Bonfin rerum Hungar. dec. III. l. X.

keiner Seite her einen Feind zu befürchten; er glaubte also die Zeit des Friedens nicht besser verwenden zu können, als wenn er eine Reise nach Rom unternähme, zu welcher er sich durch ein Gelübd, während der Zeit, als er in der Burg belagert worden war, verbindlich gemacht hatte. Er kleidete sich demnach in einen Pilgerrock und trat mit sechshundert adelichen Rittern seine Reise dahin an. Bevor er aber nach Rom gieng, besuchte er das heilige Haus zu Loretto und verrichtete dort seine Andacht. Da er vernahm, daß der Papst Paul II. Anstalten mache, ihn auf das prächtigste zu empfangen, so wollte er ihm zuvorkommen, und beschleunigte von Loretto aus seine Reise so sehr, daß er ihn wirklich überraschte. Am Christabend langte er daselbst an, wohnte am Christtage dem Gottesdienste bey, sang bey dem Hochamte als Diakon das Evangelium, und empfieng dann vom Papste die Communion. In einer der nachgehends mit ihm gehabten Unterredung ersuchte er den heiligen Vater um seine Beywirkung wider die Türken, und daß er einer Versammlung der Fürsten, die man zu Konstanz deswegen halten wolle, beywohnen möchte. Paul lehnte auf eine kluge Weise beyde Ansuchen ab, und Friedrich drang nicht weiter in ihn, denn er wollte noch andere Dinge von ihm erhalten. Diese waren die Be-

stätigung des von ihm neugemachten Bischoffs zu Lavant, und des neuerrichteten St. Jörgenordens zu Mühlstadt in Kärnthen; die Erlaubniß, zwey neue Bisthümer, eins zu Wien und das andere zu Neustadt, zu errichten, und die Beförderung des Heiligsprechungsgeschäfts Leopolds V., gewesenen Markgrafen zu Oestreich, aus dem edeln Geschlechte der Babenberger. Paulus II. bewilligte ihm alles dieses; ertheilte ihm nebstbey mehrere Ablässe, verehrte ihm eine Menge Reliquien und beschenkte ihn mit dreyhundert geistlichen Pfründen, die er bey ihrer Erledigung nach Willkühr vergeben durfte; machte ihm endlich noch ein Geschenk von Juwelen, am Werthe von zweytausend Dukaten. Friedrich hatte auf diese Weise alle Ursache, mit dem heiligen Vater zufrieden zu seyn. Er war es und schied vergnügt von Rom.

Bey seiner Nachhausekunft fand er in der Steyermark große Unruhen. Johann von Stubenberg, Liechtenstein, Andreas Baumkircher, Johann und Ulrich von Pösing, und Greißenegger hatten sich eigenmächtig in den Besitz einiger seiner Schlösser gesetzt, weil er ihnen die für ihn gemachten Kriegsauslagen noch nicht erstattet hatte. Der König Matthias von Hungarn unterstützte diese Herren, indem auch er mit

Friedrich unzufrieden war, als der ihm verspro-chen, Geld zu seinem böhmischen Kriege vorzu-schiessen, es aber bisher nicht gethan hatte. Er foderte dieses nun mit Nachdruck, aber Friedrich entschuldigte sich damit, daß seine Kammer er-schöpft sey, wozu Matthias das Seinige beyge-tragen, weil er den Friedensstörern Schutz und Sicherheit gegeben habe. Die Gefahr für Fried-rich und seine Länder wurde noch durch einen Ein-fall der Türken vermehrt. Der türkische Bassa aus Bosnien überfiel unversehens Krain und Kärnthen, plünderte und mordete, so weit sein Kriegsschwarm reichte, und schleppte viele Tau-sende der Einwohner beyder Länder in die Skla-verey hinweg.

Drey wichtige Gegenstände hatte demnach Friedrich zu berichtigen: die Friedensstörer in der Steyermark zu Paaren zu treiben, Inneröstreichs Gränzen vor den türkischen Einfällen zu decken, und mit dem Könige Matthias sich wegen seiner Foderung abzufinden. Vor allen andern that er dieß letzte, und kam dann mit dem König über-ein: daß dieser den unruhigen Edeln seinen Schutz entzog und ihnen keinen Zufluchtsort in seinem Reiche gestattete. Hierauf versammelte er die Stände der Steyermark, von Kärnthen und Krain, hielt einen Landtag zu Völkelmarkt, und

verabredete mit ihnen die Maßregeln, welche man zur Erhaltung der Länderſicherheit und zur Wiederherſtellung der innern Ruhe in der Steyermark nehmen und anwenden wolle. Weil er ſich Rechnung machte, auch vom deutſchen Reiche wider die Türken Hilfe zu erlangen; ſo ſchrieb er einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, und verſprach dieſen in eigener Perſon zu beſuchen. Indeſſen bis die Zeit der Reichsverſammlung heranrückte, blieb er zu Grätz und bekriegte die aufrühriſchen Herren. Da vorzüglich Baumkircher der Mann war, welcher ihm am thätigſten Widerſtand leiſtete; ſo berief er ihn nach Grätz zur Verantwortung. Baumkircher war muthig genug, auf die Vorladung zu erſcheinen, nachdem ihm Friedrich auf vier und zwanzig Stunden ein ſicheres Geleit gegeben hatte. In dieſer kurzen Zeit brachte Baumkircher ſeine Rechtfertigungsgründe vor, ſo gut er konnte; aber man fand ſie nicht überzeugend genug; die gegebene Friſt des Geleites war beynahe verſtrichen, und er bat dringend um deſſen Verlängerung, weil er noch ſchriftliche Beweiſe für ſein Recht beybringen wollte. Die gebetene Friſt wurde ihm abgeſchlagen, und als er merkte, daß man ihn nur gefliſſentlich hinzuhalten vorhabe; ſo ſchwang er ſich auf ſein Pferd, um noch vor Auslauf der Geleitszeit aus der Stadt zu ent-

wischen; allein da er so eben auf die Murbrücke gekommen war, schlug die fatale Stunde, mit welcher seine Sicherheit aufhörte. Die Thore wurden schnell vor ihm verschlossen, man nahm ihn gefangen, und in Zeit einer Stunde war sein Haupt vom Leibe getrennt. Vergebens hatte er um Gnade gefleht und sich auf seine dem Kaiser bey den größten Gefahren wesentlich geleisteten Dienste berufen; vergeblich hatte er alle seine Schlösser und sechszigtausend Gulden für sein Leben angeboten; er mußte sterben und mit ihm auch sein getreuer Freund, Andreas Greißenegger. Liechtenstein, Stubenberg und die übrigen Fehdegenossen des Baumkirchers wurden begnadiget. Auch er würde Gnade erlangt haben, hätten nicht seine Feinde den guten Fürsten umlagert, und ihn durch die Vorstellung eigner Gefahr, so lange Baumkircher lebe, unerbittlich gemacht. Also endigte Baumkircher, der steyermärkische Cocles. Er hatte sich durch seine Tugend und Tapferkeit emporgeschwungen, und die Gunst seines Fürsten verdient; aber Neid und Mißgunst, und auch sein eigener Frevel stürzten ihn.

Nach beygelegten Unruhen in der Steyermark reiste Friedrich nach Regensburg ab, wo seiner die versammelten Reichsstände schon eine

geraume Zeit harrten. Als er angelangt war, wurde der Reichstag sogleich eröffnet, und der Hauptvortrag war: daß man wider die Oßmannen sobald als möglich zu Felde ziehen möchte. Der päpstliche Legat bot in einer langen Rede alle seine Beredsamkeit auf, die Deutschen zu bewegen, mit vereinigten Kräften wider den Erbfeind des christlichen Namens auszuziehen; Friedrich hingegen begnügte sich mit zehntausend Mann zur einstweiligen Bedeckung der Gränzen; denn er sah gar wohl ein, daß eine größere Armee nicht zu erzielen sey, besonders da sogleich Rangstreitigkeiten und andere Händel der deutschen Fürsten zum Vorscheine kamen, welche den Ständen wichtiger schienen, als ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen die Türken. In der Sache, warum man zusammen gekommen war, geschah also eigentlich wenig, man kann sagen, gar nichts. Indessen wurde abermals ein allgemeiner Landfrieden kund gemacht, der aber eben so wenig, als andere Reichsgesetze befolgt wurde. Der gelehrte Campanus, welcher sich damals bey der Gesandtschaft des päpstlichen Legaten befand, schildert die damalige Beschaffenheit der Reichstagsverhandlungen kurz, aber meisterhaft mit folgenden Zügen: „Dem Kaiser ist es ein leichtes, zu beschliessen, aber auszuführen fällt es Friedrich schwer; und da er bey den wichtigsten und herr-

lichsten Geschäften alles thut, so thut er doch nach meinem Ermessen nichts; es fehlt ihm nicht am Willen, aber ich vermisse seine Thätigkeit, wovon aber die Schuld nicht sowohl an ihm, als in den häcklichen Zeitumständen liegen mag. Alles wird hier mit großen Worten, aber noch weit größeren Winden verhandelt.“ *)

Weil demnach auf diesem Reichstage manches Gute beschlossen, aber nichts ausgeführt wurde; so beliebte man einen andern nach Augsburg anzuordnen. Auch bey diesem erschien Friedrich, aber es geschah wieder nichts. Da er also sah, daß nichts bewirkt werden könne, wollte er die Zeit nicht verlieren; sondern sie für das Beste seines Hauses benützen. Einer schon vorher genommenen Abrede zufolge wollte er nun mit dem sehr mächtigen Carl dem kühnen, Herzoge von Burgund, eine Zusammenkunft halten, wobey er eine eheliche Verbindung seines Erbprinzen Maximilians mit der einzigen Erbtochter des Her-

*) Vid. epist. Campani ad Cardinal. Papiensem. l. 6. Facile est Cæsari decernere, exequi Friderico difficile. Idem. In maximis, pulcerrimisque negotiis omnia cum faciat, facit mea sententia nihil: nec tamen ejus voluntatem accuso: desidero operam, quam fortasse minus illius animus, quam temporum difficultas eripit. Magnis verbis, majoribus ventis res agitur.

zogs zur Absicht hatte. Zu Trier trafen daher beyde Fürsten zusammen. Karl, eben so ehrgeitzig als reich und mächtig, hatte bey dieser Zusammenkunft keinen andern Zweck, als den Kaiser durch schöne und glatte Worte zu fangen, und durch das vorgespiegelte Versprechen einer Verlöbniß seiner Tochter mit Maximilian denselben zu hintergehen, um von ihm zum König von Burgund und Reichsverweser von Niederdeutschland ernannt zu werden; das Erzbisthum Besançon, die Bisthümer Toul, Metz und Verdun vom Reichsverbande loszumachen, und sich unterwerfen zu können. Auch gab er einen Wink, er wünsche nach Friedrichs Tode Deutschlands Kaiser zu werden. Der Kaiser, der bey allem, was er vornahm, sehr behutsam und vorsichtig zu Werke zu gehen pflegte, that es auch hier und wich der List des Herzogs aus. Er verlangte vor allen: daß ihm derselbe wegen seiner Reichslande huldigen soll, um sich als einen treuen Lehensmann des deutschen Reichs zu bezeigen, dann wolle er sehen, was sich zu seinen Gunsten würde thun lassen, er müsse aber vorher sich mit den Reichsfürsten besprechen, weil er ohne diese für sich nichts vermöge. Carl huldigte und glaubte ganz sicher, nun als König gekrönt zu werden, weswegen er sich auch Krone und Zepter verfertigen und zur bevorste-

henden

henden Krönungsfeyerlichkeit die prachtvollesten Anstalten machen ließ. Allein der Kaiser hatte nichts weniger im Sinne, als ihm hierinn zu willfahren, daher verließ er auch ganz geheim Trier in der nämlichen Nacht, nach welcher Karl am Tage der Krönung sich schmeichelte. Indessen entschuldigte er sich doch bey dem Herzoge damit: daß eine plötzlich entstandene Fehde zu Kölln ihn genöthigt habe, Trier eilfertig zu verlassen, und nacher Kölln zu gehen.

Die Entschuldigung des Kaisers hatte einigermassen Grund; denn wirklich hatten der Erzbischoff Ruprecht aus dem pfälzischen Hause, und sein Nebenbuhler Hermann, Landgraf zu Hessen, vereinigt mit dem Domkapitel und der Stadt, wider einander einen Span erhoben. Friedrich erklärte sich für den letzten, weil seine Sache die billigere war. Karl hingegen in seiner Hoffnung getäuscht und beschämt, ergriff Ruprechts Parthey, weil er dadurch Gelegenheit zu haben glaubte, sich am Kaiser und Reiche zu rächen. Nicht lange stund es an, so erschien er mit einer Armee von sechszigtausend Mann vor der Stadt Neuß, fieng sogleich an, sie zu belagern, in Hoffnung, sie eher zu überwältigen, als die Reichsarmee in Bewegung gesetzt werden könnte. Seine Absicht war aber

nicht bloß Neuß zu erobern; sondern er hatte zugleich den stolzen Gedanken gefaßt, sich zum römischen Könige aufzuwerfen; denn so ließ er sich selbst vernehmen, als man sich anschickte, ihm ein Treffen zu liefern. *) Allein er betrog sich. Die Stadt wurde von Ludwig, dem Bruder Hermanns so tapfer vertheidiget, daß dem Herzoge in einer Zeit von sieben Monaten achtzehn Stürme abgeschlagen wurden, und Friedrich Zeit gewann, die Reichsmacht zusammen zu ziehen, an deren Spitze er sich selbst stellte, und sie wider den Herzog anführte. Indessen kam Friedrich nicht, um zu schlagen, sondern nur um zu schrecken; darum ließ er auch das Lager des Herzogs nicht stürmen, wie es doch seine Armee gewünscht hatte. Es wurden nur einige kleine Gefechte gewagt, die vortheilhaft für die Kaiserlichen ausfielen; hierauf bewirkte der päpstliche Legat Alexander, Patriarch von Aquileja, den Frieden, in welchem die Heurath der Prinzessinn Maria von Burgund mit Maximilian ausbedungen wurde. So schloß sich also dieser Feldzug zur Ehre Friedrichs und des Reichs.

---

*) Am Tage der bevorstehenden Schlacht sagte er: „Um neun Uhr werde ich entweder Kaiser, oder todt seyn.“ Chronic. belgic. p. 437.

Erst im dritten Jahre nach diesem Friedensschlusse, und nachdem Karl der Kühne nicht mehr am Leben war, genoß Friedrich das Vergnügen, seinen Sohn und Erben Maximilian als Gemahl der Prinzessin Maria zu sehen, durch welche Verbindung Oestreich unendlich erhöht und mächtig gemacht wurde, aber auch den Neid und Haß der Regenten Frankreichs auf sich lud; als welche es unmöglich verschmerzen konnten, daß ihnen das reiche burgundische Erb durch diese Heurath war entzogen worden. Von dieser Zeit begann der Kampf und die Rivalität beyder Mächte, und dauerte bis auf unsere Tage fort. Als Ludwig XV. im Jahre 1745 zu Brügge das Mausoläum Karls des Kühnen und seiner Tochter Mariä besichtigte, sprach er: „Hier ist die Wiege all unserer Kriege.“ *) Die Abneigung und Schelsucht der französischen Könige gegen Oestreich gieng auch auf die Nation und ihre Schriftsteller über, und schon der gleichzeitige Geschichtschreiber Ludwigs XI., Comines, kann seinen Unwillen über diese Ehe nicht verbergen, und stellt eben deswegen den Kaiser als einen kargen und filzigen Mann dar, der seinem Sohne nicht einmal so viel Geld gegeben habe, daß

*) Hennault Abregé chronol. de l'hist. de France. T. I. p. 335.

er mit geziemendem Anstande seine Reise nach den Niederlanden habe unternehmen und vor seiner Braut mit Anstand erscheinen können; sondern daß die Prinzessinn ihm Geld nach Cölln zugeschickt habe. Er fügt noch hinzu, darum sey auch diese Ehe den Unterthanen der Fürstinn von wenig Nutzen gewesen; denn statt daß ihnen Maximilian Geld gebracht habe, hätten sie ihm solches darleihen müssen. *) Dieses Vorgeben des französischen Geschichtschreibers ist aber grundfalsch; denn Friedrich gab seinem Prinzen 100,000 Dukaten mit nach den Niederlanden, und weil er diese Summe selbst nicht hatte, so entlehnte er sie von dem so eben zu ihm geflüchteten reichen Prälaten, dem Erzbischoffe Johann von Gran, und verpfändete ihm dafür das Schloß Steyer und einige andere Herrschaften. Hundert tausend Dukaten waren in jenen gelddürftigen Zeiten immer noch mehr, als eine Million Gulden in unsern Tagen ist, und sohin konnte Maximilian sich gar wohl als ein kaiserlicher Prinz aufführen und durfte seiner Armuth wegen eben keinen Vorwurf erwarten. **)

*) Memoires de Comines T. I. l. 6. chap. 3. p. 383.

**) Chronicon Salisburg. ap. Duell. T. II. p. 151. cum quibus pecuniis dictus imperator misit filium suum Maximilianum in Burgundiam ad celebrandas nuptias.

Während der Zeit Friedrich sein Haus gegen Abend vergrößerte, lief er Gefahr, seine alten Erblande zu verlieren. Der König Matthias glaubte abermals hinreichende Ursachen zu haben, seine Waffen wider Friedrich wenden zu dürfen; denn dieser hatte den Erzbischoff von Gran, Johann Vitetz, der sich aus Hungarn mit vielen Reichthümern und Kirchenschätzen geflüchtet hatte, bey sich aufgenommen; er hatte sich nach dem Tode des böhmischen Königs Georg Podiebrad für den Uladislaus aus Pohlen verwendet, daß er Georgs Nachfolger im Reiche werden möchte; er hatte diesem auch die mit Böhmen verbundenen Churlehen ertheilt und mit ihm und dessen Vater ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, und doch hatte er vorher, als Georg der König noch lebte, dem Matthias das Versprechen gemacht, ihm zur böhmischen Königswürde verhilflich seyn zu wollen. Diesem Versprechen hatte also Friedrich nun offenbar entgegen gehandelt, und noch dazu es darinn mit dem Matthias versehen, daß er ihm seine Tochter, Cunigunde, nicht zur Ehe geben wollte. Allein so scheinbar auch diese Ursachen waren, so hatte Matthias doch Unrecht, einen Krieg anzufangen, weil er es war, welcher zuerst die Bedingungen nicht erfüllte, unter welchen ihm Friedrich seine Beyhilfe bey der Bewerbung um Böhmens Thron,

zugesagt; er war es, der mehrere Landherren Oestreichs und der Steyermark wider Friedrich aufgewiegelt, der auch blos in der Absicht, um Oestreich von der Nachfolge in Hungarn ausschliessen zu können, sich mit Beatrix, einer unehlich gezeugten Tochter Ferdinands des Königs zu Neapel, welcher gleichfalls ein Bastard war, verehlichte, um dadurch den Kaiser zu kränken, weil er ihm Cunigunden versagt hatte.

So eben hatte Friedrich die Unruhestifter in seinen Ländern gedemüthiget und sein Kriegsvolk verabschiedet, als Matthias in Oestreich einbrach, und wie ein wüthender Sturmwind alles vor sich hin bis nach Tulln darniederwarf. Wien wurde blockirt und sollte durch Hunger bezwungen werden; Crems aber wurde belagert, that jedoch dem hochmüthigen Eroberer so tapfern Widerstand, daß er drey Monate davor lag und es doch nicht in seine Gewalt bringen konnte. Friedrich saß indessen zu Linz alles Beystandes beraubt; vernahm täglich von Wien und Crems aus die ihm näher rückende Gefahr, und das Verderben seines Landes; aber er konnte nicht helfen. Das deutsche Reich zauderte mit seiner Hilfe, und seine Bundesgenossen, die Könige von Böhmen, und Pohlen, entschuldigten sich; jener mit der Gefahr, in welcher sein Königreich

selbst schwebe, und dieser mit dem Mangel an Gelde, Truppen unterhalten zu können. Die innerösterreichischen Provinzen waren durch die türkischen Einfälle geschwächt, und hatten täglich neue Streifzüge der Muselmänner zu befürchten. Allein obschon Friedrich hilflos schien, so war er es dennoch nicht; denn die Königinn Beatrix; der Papst und die Venetianer nahmen sich seiner an und verwendeten sich für ihn bey Matthias; auch das Gewissen des Matthias wachte auf, und ein Blick, den er auf die Gräuelthaten warf, welche die Seinigen im eroberten Lande verübten, erschreckte ihn. Er schickte daher Friedensbothen zu Friedrich nach Gemünd, und ließ ihm den Oelzweig anbieten, den Friedrich auch annahm. Ueber die Friedensbedingnisse wurde man bald einig und der Friede erfolgte. Friedrich erhielt das Seinige wieder; mußte aber achtzigtausend Gulden erlegen als Ersatz der Kriegskosten. Einige bestimmen eine höhere Summe, aber die angeführte, nach Unrests Angabe, scheint wohl die richtige gewesen zu seyn. *) Neuere Geschichtschreiber, und unter andern auch Windisch in seiner hungarischen Geschichte, erzählen: der Kaiser habe dem Matthias auch einen Lehenbrief über Böhmen ertheilt, und seinen gerechten

*) Jacob. Unresti chronic. aust. ap. Hahn. p. 628.

Ansprüchen auf Hungarn entsagt; allein weder Unrest, noch Bonfin, noch Johann Goldberger, lauter Zeitgenossen Friedrichs, machen hievon eine Meldung, und somit verdient jene Erzählung wenig Glauben. Matthias gieng nach abgeschlossenem Frieden mit seiner Armee nach Mähren, und Friedrich nach Grätz.

Der Krieg war zwar geendiget; die Feinde waren aus Oestreich abgezogen; aber Friedrich hatte doch keine Ruhe erlangt. Immer noch streiften einige böhmische Räuber und manche östreichische Edle im Lande herum, und plagten den Landmann. Die Türken überfielen neuerdings Kärnthen und versetzten es in den äussersten Jammer. Von einer andern Seite zog sich Friedrich selbst neue Händel zu; indem er einen Bischof zu Passau setzen und auch den Erzbischoff Bernhard zu Salzburg bereden wollte, sein Erzbisthum dem Flüchtlinge Johann, Erzbischoffe von Gran, zu überlassen. Bernhard sagte ihm die Abtretung in einer geheimen Unterredung zu Grätz zu, nachdem er aber nach Hause gekommen war, reuete es ihn und Friedrichs Abgeordnete, welche wegen der Resignation sich bald hierauf zu Salzburg einstellten, mußten mit Schande vor dem versammelten Domkapitel bestehen, indem Bernhard vorgab: „Er habe dem Kaiser nie etwas

versprochen; sondern habe nur der Gewalt nachgegeben.“ *)

Diese Wendung des Erzbischoffes ärgerte den sonst sehr sanften Fürsten dergestalt; daß er alle salzburgischen Herrschaften, Schlösser, Zehnten und Gefälle, die in Oestreich oder der Steyermark und in Kärnthen lagen, sogleich einzog und allen Handel mit Salzburg streng untersagte. Der Erzbischoff, dem dadurch das Messer an die Kehle gesetzt wurde, wandte sich in seiner Noth an den König Matthias; ernannte ihn zum Schirmvogte seiner leidenden und gedrückten Kirche und befahl zu gleicher Zeit allen seinen Beamten in Kärnthen und in der Steyermark, hungarische Besatzung in seine Schlösser und Burgen einzunehmen. Dadurch entspann sich ein neuer Krieg. Matthias nahm sich nicht nur des Erzbischoffes an; sondern mischte sich auch zu gleicher Zeit in die passauischen Händel und schrieb an die deutschen Reichsstände, daß nicht er; sondern Friedrich der Urheber des Zwistes sey. — Er wollte dadurch bewirken, daß die Deutschen müssige Zuschauer bey seinem Kampfe mit dem Kaiser bleiben möchten. Dieser aber rechtfertigte sich und widerlegte die Beschuldigungen des Kö

*) Annales Austrio claravall. T. II. p. 263.

nigs gründlich durch ein öffentliches Schreiben, welches Birken nach seinem ganzen Innhalte anführt. Die Kriegsscene wurde in der Steyermark und in Kärnthen eröffnet; wo die Hungarn und die Krieger Friedrichs sich um die salzburgischen Besitzungen schlugen; einander wechselseitig verjagten, aber dabey auch andre Oerter nicht verschonten. Bernhard, welcher den Handel veranlaßt hatte, begab sich zwar seines Bisthums und verglich sich mit dem Kaiser; auch die passauischen Streitigkeiten hörten auf; jedoch Matthias führte dessen ungeachtet den Krieg fort; grif Oestreich selbst an, und bemächtigte sich nach und nach des ganzen Landes unter der Ens sammt der Stadt Wien, wo er sein Hoflager aufschlug und auch daselbst fünf Jahre lang, nämlich bis zu seinem Tode herrschte. Nachdem Wien an Matthias übergegangen war, legten einige das Symbol des Kaisers, die fünf Selbstlauter A. E. J. O. U. also aus: „Aller Erst Ist Oestreich Verloren.“ Die Kärnther der beständigen Drangsalen des Krieges müde, kamen überein, sich ohne Rücksprache mit ihrem Landesfürsten mit dem König Matthias abzufinden, und den Frieden zu erkaufen. Als dieses Friedrich erfuhr, vernichtete er den darüber errichteten Vertrag und verboth bey seiner höchsten Ungnade, irgend eine Zahlung deswegen an den hungari-

schen König zu leisten. Dadurch kamen die Kärnther sehr in die Klemme und um sich heraus zu winden, sandten sie einige Adeliche zum Kaiser, welche ihn dringendst bitten mußten, seine Einwilligung zu dem Vergleiche zu geben, weil sonst das ganze Land der Gefahr der gänzlichen Verwüstung ausgesetzt würde. Der Kaiser gab ihren Bitten nach und willigte ein; sie mußten aber zur Strafe, weil sie doch ohne sein Vorwissen sich in Friedensunterhandlungen eingelassen, und sich eines Rechtes angemaßt hatten, das Unterthanen nicht zustehet, sechszehntausend Gulden zu seiner Kammer erlegen. *)

Das widrige Schicksal verfolgte den guten Monarchen sehr strenge, indem es ihm niemals Zeit gönnte, sich zu erholen und ihn jetzt sogar aus seiner Residenz und seinen Erblanden vertrieb. Er verließ Grätz und kam nach Linz; als er aber auch da nicht sicher zu seyn glaubte, reiste er in Begleituug von achthundert Reitern nach Innsbruck, übergab seine Tochter Cunigunde den Händen des Erzherzogs Siegmund und verfügte sich ins deutsche Reich. Zu Aachen traf er mit seinem Sohne Maximilian, den er acht Jahre lang

*) Unrest. Chronic. Aust. ap. Hahn p. 685.

nicht mehr gesehen hatte, zusammen, und gieng mit ihm nach Frankfurt zurück, um daselbst an seiner Erwählung zum römischen Könige zu arbeiten. Dieses Geschäft lag ihm jetzt am meisten am Herzen. Zwar hatten ihn schon einige Jahre vorher die Fürsten Deutschlands angegangen, seinen Prinzen zum römischen König erwählen zu lassen; aber er wollte es nicht, sprechend: „Wir kennen unsern Sohn besser und wissen, daß er den Geschäften noch nicht gewachsen ist.“ Von dieser Zeit an wollte er auch nichts mehr von einer Wahl hören; allein jetzt hatte er seine Meynung geändert, entweder weil Maximilian schon älter geworden war oder weil er sich im Kriege wider Frankreich rühmlich ausgezeichnet hatte. *) Die Gegenwart des Kaisers; sein Ansehen und Maximilians erlangter Kriegsruhm wirkten auf die versammelten Fürsten so sehr, daß Maximilian einhellig von allen Churfürsten, ausser dem von Böhmen, der von der Wahl ausgeschlossen war, zum römischen König gewählt, und auch gekrönt wurde, ungeachtet Carl VIII. König von Frankreich Versprechen, Geschenke und sogar Drohungen anwendete, den Endzweck Friedrichs zu vereiteln und auch Matthias von Hungarn, den-

*) Kranzius l. XIII Saxon. c. 1. Spondanus ad ann. 86. n. 1.

selben zu hintertreiben bemüht war. Auf diesem Reichstage zu Frankfurt wurde abermals der allgemeine Landfrieden erneuert und scharfe Strafe wider die Uebertreter verhängt; auch wünschte Friedrich die Errichtung eines allgemeinen Reichsgerichtes, vor welchem die Streitigkeiten der Stände könnten entschieden werden. Dieses konnte er nicht durchsetzen; aber er ließ sich doch darum nicht abschrecken, auf einem andern Reichstag zu Nürnberg eine andere Anstalt zur Wohlfahrt Deutschlands zu gründen, und diese war ein Bund der Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädte in Schwaben unter dem Namen der Gesellschaft von St. Georgens Schilde. Diese bewirkte manches Gute zum Nutzen des südlichen Deutschlands. Am Schlusse des Reichstages ersuchte der Kaiser die Stände, ihm wider Matthias beystehen zu wollen; sie sagten ihm sowohl ein Heer, als auch eine Beyhilfe an Geld von 525,000 Gulden zu; aber jenes kam sehr langsam zu Stande und die bewilligte Geldhilfe wurde nachgehends auf den vierten Theil herabgesetzt, und selbst diesen erhielt er nicht ganz. Die Reichsarmee, welche unter der Anführung Albrechts, Herzogs von Sachsen, in Oestreich einrückte, war zu schwach, wider den König Matthias das Feld zu behaupten, und also bemühte sich Albrecht mehr, den Friedensmittler, als den

Feldherrn zu machen. In dieser Absicht gieng er mit dem König einen Waffenstillstand zu St. Pölten ein, und arbeitete hierauf am Friedensgeschäfte; jedoch seine Mühe war umsonst; denn der König verlangte 70,000 Dukaten für die Kriegskosten, und bevor diese nicht erlegt seyn würden, wollte er von keiner Rückgabe Oestreichs etwas hören.

Friedrich konnte diese Bedingung unmöglich eingehen, weil er sie nicht hätte erfüllen können; denn er hatte kein Geld und wußte auch keines zu erheben, indem seine Erbländer theils durch die Türken und die beständigen Räubereyen und Fehden der Edeln zu Grunde gerichtet, und theils durch die Gelderpressungen des Königs Matthias selbst erschöpft und ausgesaugt waren. Somit wollte er nicht versprechen, was er nicht leisten konnte. Er überließ daher dem Eroberer den einstweiligen Besitz Niederöstreichs, nicht als ob ihm dessen Verlust gleichgiltig gewesen wäre, wie Windisch zu verstehen giebt, sondern weil er es weder erobern, noch auch erkaufen konnte, ihn auch während dieser Zeit andere Sorgen drückten, und sein Herz kränkten. Albrecht, der Reiche, Herzog von Bayern, hatte Friedrichs Entfernung von seinen Erbländern benützt, und den Erzherzog Siegmund, dessen innigster Freund

er war, überredet, daß ihm dieser die kaiserliche Prinzessinn Cunigunde, auf welche Friedrich sowohl in Rücksicht ihres treflichen Herzens und Geistes, als auch ihrer Schönheit stolz seyn durfte, heimlich antrauen ließ, und sie nach München wegzuführen gestattete. Friedrich entbrannte über diese vermessene That Albrechts dergestalt, daß er ihn unverzüglich bekriegen wollte; aber die Schwaben zauderten, ins Feld zu rücken, und Maximilian legte seine Fürbitte bey ihm für den Herzog ein. Also ließ er die Ehe, weil sie doch schon zu München war vollzogen worden, in ihrer Giltigkeit, vernichtete jedoch, wie einige erzählen, den Ehevertrag, in wie weit er Tyrol angieng. Was es aber mit diesem Vertrage für ein Bewenden gehabt habe, ist bereits in der Geschichte des Erzherzogs Siegmund erörtert worden.

Maximilian hatte durch seine Heurath mit Marien von Burgund zwar viele reiche Provinzen an sein Haus gebracht, aber dadurch seine eigne Glückseligkeit nicht befördert, denn der Neid seiner Nachbaren der Franzosen und der unruhige Charakter der Flammänder; besonders der Bürger von Gent störten seine Ruhe. Er wurde von beyden Theilen bekriegt, und von den letztern sogar gefangen genommen. Ihn zu erledi-

gen und die Rebellen zu züchtigen, erschien Friedrich mit einem Reichsheere in den Niederlanden, allein diese waren mächtiger als er und er mußte sich begnügen, einige derselben gefangen zu haben, für derer Befreyung er ein großes Lösegeld sich auszahlen ließ. Weil der Herzog von Cleve die Aufrührer unterstützt hatte; so belegte ihn Friedrich mit der Reichsacht. Dieses war alles, was er zu Gunsten seines Sohnes verrichten konnte. Das nächste Jahr brachte ihm den Frieden, und das Ende seiner Widerwärtigkeiten. Matthias starb im Jahre tausend vierhundert und neunzig. Auf die Nachricht seines Hinscheidens berief Friedrich seinen Sohn Maximilian zu sich nach Linz, und sandte ihn von da unverzüglich nach Wien, welche Stadt ihn mit offnen Armen aufnahm, ihr folgte das ganze Land, und so erhielt Friedrich wieder was er verloren hatte. Indem der hungarische Königsthron erledigt war, machte er einen Versuch, ihn seinem Sohne zu erwerben; aber es schlug ihm fehl. Auf eine kurze Zeit wurde jetzt Oestreich wieder durch einen Einfall der sogenannten Schwarzen, einer Soldatenrotte des verstorbenen Königs, beunruhiget; allein Friedrichs Feldherren besiegten und zerstreuten sie. Da unter ihnen sich auch Edle aus Oestreich befanden, und sechs und vierzig derselben gefangen

wurden,

wurden, so ließ sie Friedrich insgesammt wie gemeine Räuber mit dem Schwerte hinrichten.

Ueber ein halbes Jahrhundert war Friedrich nun schon auf Deutschlands Kaiserthron gesessen; hatte ein Alter von acht und siebenzig Jahren erreicht; alle seine Widersacher und Feinde vor sich ins Grab steigen gesehen, hatte durch standhaftes Ausdauern bey den widrigsten Zufällen seines Lebens, und durch eine auf Recht und Billigkeit gegründete Staatsklugheit sich selbst aufrecht erhalten, und seinem Hause Größe und neuen Glanz erworben. Er wollte nun in gelehrter Muße sein Leben beschliessen; begab sich deswegen nach Linz und wählte sich da das Schloß zu seiner Wohnung, theils wegen der angenehmen Aussicht, theils auch wegen der reinen Luft. Hier brachte er seine Tage ganz in sich zurückgezogen zu; lebte der Andacht, den Künsten und Wissenschaften, vorzüglich der Astronomie und Chemie, welche ihn auch zum Astrologen und Adepten machten. Diese einsame Lebensart war zwar wohl seinem Alter, aber nicht seiner Regentenpflicht angemessen; sie mißfiel daher auch allen denjenigen, die Geschäfte bey ihm hatten und nicht vorgelassen wurden, sie sagten also von ihm: „Der Fürst lasse Niemand zu sich als Fliegen und Mäuse.“ *)

*) Grünbeck im Leben Friedrichs. Bl. 90.

Indessen konnte er nicht lange seines stillen Lebens geniessen; seine Kräfte schwanden dahin, und ein krebsartiges Geschwür an seinem rechten Fuße, das er sich schon vor langer Zeit durch seine Gewohnheit, die Thüren mit jenem Fuße aufzustoßen, zugezogen hatte, gieng nun in Brand über, und er mußte sich den Fuß abnehmen lassen. Er litt die Schmerzen dieser Abnahme mit größter Geduld, und man mußte ihm, nachdem dieselben allmählig nachgelassen hatten, den abgeschnittenen Fuß zeigen, den er eine Zeit lang mit aller Aufmerksamkeit betrachtete, endlich aber zu den Aerzten sagte: „Nun ist dem Kaiser, und römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten.“ Dann fragte er sie um den Unterschied zwischen einem Kaiser und einem Bauer. Als sie nicht zu antworten wußten, sprach er: „Der Unterschied ist dieser, daß ein gesunder Bauer weit glücklicher ist, als ein kranker Kaiser.“ Allmählig näherte sich wieder seine Genesung, als er Melonen aß, darauf Wasser trank, an einem Tage, welchen er zu Ehren der Mutter Gottes durchfastet hatte. Dieß verursachte ihm eine Erkältung, aus welcher eine Unverdaulichkeit, und endlich die Ruhr entstand, an welcher er am vierten Tage seinen Geist aufgab. Seine Eingeweide wurden zu Linz begraben; sein entseelter Leichnam aber nach Wien übertragen, und eins

ge Jahre lang bey St. Stephan in die erzherzogliche Gruft beygesetzt, bis er in das von ihm angeordnete, und von Maximilian vollendete marmorne Grabmal gelegt werden konnte, welches noch bis heutigen Tag daselbst zu sehen ist. Zu seinem Leichenbegängnisse strömte eine solche Menge Menschen zusammen, und es wurde mit so einem Pompe gehalten, wie vielleicht keines der ältern und neuern Kaiser; denn hiezu waren die deutschen Chur: und andere Reichsfürsten, wie auch alle benachbarten Könige eingeladen. Viele dieser Großen erschienen persönlich, und fast alle andere schickten ihre Gesandten dazu; aus welchem sich leicht ermessen läßt, daß er bey allen in großer Hochachtung müsse gestanden seyn.

Und diese verdiente er nicht nur wegen seiner persönlichen guten Eigenschaften, sondern auch wegen seines Bestrebens mit Jedermann in Eintracht zu leben und zum Besten Deutschlands so viel Gutes zu wirken, als von ihm abhieng. Wenn ihm aber weder das eine, noch das andere gelang; so muß nicht ihm, sondern denjenigen die Schuld beygemessen werden, welchen Ruhe und Frieden nicht behagten, und die ihrer Vortheile wegen lieber das Schwert, als den Oelzweig in der Hand führten. Er wollte Menschenblut schonen und ertrug daher lieber Belei-

digungen, die seiner Person wiederfuhren, als daß er sich rächen wollte. Sanftmuth und Milde machten die Hauptzüge in seinem Charakter. Allein eben diese Tugenden wurden an ihm verkannt; man nannte sie Weichherzigkeit und Furchtsamkeit, die es nicht wagte, kühne Frevler zu strafen. Aber obschon er gerne verzieh, was ihm zu Leide geschah, so duldete er doch nicht ungeahndet, wenn so etwas Deutschland betraf. Für die Aufrechthaltung der Freyheit unterdrückter Städte, oder Reichsstände hatte er Muth genug, die Feindschaft der bayerischen Herzoge Albrecht, Georg und Ludwig, eines Churfürsten Friedrichs von der Pfalz, des überaus mächtigen Herzogs, Karl von Burgund, auf sich zu laden, alle seine Macht und sein Ansehen daran zu wenden, ihren Eingriffen Einhalt zu thun, selbst wider sie ins Feld zu gehen, um Deutschlands Unabhängigkeit und gesammte Besitzungen zu behaupten. Regensburg, Donauwörth, Weissenburg und noch andere unmittelbare Reichsorte erhielt er in ihrer Selbstständigkeit; er rettete dem Reiche Neuß und Kölln, und bewirkte einen anständigen Frieden mit Burgund. Die erledigten Lehen der Grafschaften Nidda, Ziegenhayn und Katzenelnbogen wollte er dem Reiche gleichfalls verschaffen. Er befreyte die von dem Churfürsten zu Pfalz gefangenen Markgrafen Karl von Ba-

den; den Grafen Ulrich von Würtemberg und den Bischoff Georg von Metz, und gab demnach durch diese Thatsachen Beweise, daß er den Krieg nicht scheute, nur mußte kein anderes Mittel mehr vorhanden seyn, eine Streitigkeit beyzulegen, oder zu seinem Rechte gelangen zu können. Durch seine Verwendung wurde der Papst Innocenz VIII. bewogen, die von ihm der deutschen Clerisey aufgelegte Abgabe des Zehnten wieder aufzuheben.

Bey allen seinen Handlungen gieng er höchst bedächtlich und geheimnißvoll zu Werke, darum war sein Geschäftsgang langsam, und er mag daher auch den Namen des Zauderers erhalten haben; darum nannte ihn auch Campanus einen Mann, der unschlüßig und nicht leicht in seinen Anschlägen zu durchschauen sey. *) Allein Friedrich kannte die Menschen und die Lage seiner Zeiten; er sah, daß ihm Geld, und Armeen mangelten, um durch rasches Dareinschlagen etwas gewinnen zu können; kluges Zaudern und die Gelegenheit zur Erreichung seiner Endzwecke abwarten, schien ihm daher weit zuträglicher zu seyn, als sie mit Gewalt herbeyführen zu wol-

*) Cæsar — dubii et latebrosi consilii. Campan. ep. 12. l. 6.

len. Obschon man ihm in den neuern Zeiten den Vorwurf gemacht hat, als habe er bey seiner langen Regierung für Deutschland wenig Sorge gezeigt, so ist dieses doch ohne Grund. Er sorgte für das Beste des Reichs mehr, als für seine eigne Länder; denn, schreibt Aeneas Sylvius, er führte und besorgte die Reichsgeschäfte selbst; seine eignen hingegen überließ er den Händen anderer. Er horchte nicht darauf, wenn ihm seines Vaters und seine eignen Räthe vorstellten: „Er möchte doch sein Erb mehr als das „Reich beherzigen; dieses sey ein Gemeingut, je„nes aber sein Eigenthum, er müsse für dieses „besondere Sorge tragen, wenn er anders wolle, „daß es auf seine Nachkömmlinge übergehen soll.“ Er blieb bey seinem Vorsatze, für die Wohlfahrt des Reichs zu arbeiten, und sein Bestreben, gutes für dieses zu wirken, läßt sich gewiß nicht verkennen, wenn man anders nicht partheyisch sehen will. Wie viele Mühe gab er sich nicht, den so nöthigen Landfrieden zu erhalten; das Faustrecht zu beschränken, erbitterte Fürsten und Stände mit einander auszusöhnen, überall die Gerechtigkeit handzuhaben, das Eigenthum der Schwächern vor der Habsucht des Stärkern zu sichern, dem schrecklichen Unfuge der Freyschöffe des gewaltthätigen Vehmgerichtes Einhalt zu thun, die sich sogar erkühnten, ihn eben deswe-

gen selbst vor ihren Richterstuhl zu laden? Er war es, welcher auf die Errichtung eines allgemeinen Reichskammergerichtes drang, die Kirchenspaltung beylegte und der deutschen Nation einige Vortheile durch die sogenannten Aschaffenburger richtiger aber Wiener Concordaten zuwenden wollte. Er machte die Deutschen aufmerksam auf die Gefahr, die ihnen von Karl dem Kühnen und besonders von dem einbrechenden Strome der Türken drohte. Aber so gut ers meynte, und so thätig er arbeiten wollte, so war doch Niemand, der ihm hilfreiche Hände bot. Die Stände liessen ihn Entwürfe machen, auf den Reichstagen beschliessen; aber die Beschlüsse ausführen wollte keiner, und einige, die sich sehr viel Scharfsinn zutrauten, wollten bey seinen Anschlägen immer nur eigennützige Absichten wittern. Und wenn dann nichts vorangieng, ein Reichstag immer nur den andern hervorbrachte, keiner in seinen Folgen für Deutschland wohlthätig war; wenn er alle seine Mühe und beschwerliche Reisen im Reiche hin und her vergeblich gemacht sah, so darf man sich doch gewiß nicht wundern, wenn er endlich sogar den Willen, Gutes für dasselbe zu wirken, aufgab, und nach dem Beyspiele der meisten Kaiser auf sein Haus Bedacht nahm; denn die Erfahrung zeigte ihm, daß ein Kaiser ohne eigene Hausmacht nichts vermöge,

und eben nicht viel mehr, als ein Schattenkönig sey; er sah, daß die mächtigern Reichsstände ihm trotzten, jeder nur nach Vergrößerung rang, der Adel Krieg und Beute suchte, und die Städte nur ihre erlangten Vorzüge und Freyheiten zu erweitern strebten, und ihm demnach von allen Seiten Hindernisse in Weg legten, die er zu überwinden nicht Kräfte genug besaß.

Friedrich war kaltblütig und gelassen, er besaß bey einem vorzüglich guten Gedächtnisse auch vielen Scharfsinn. Diese Gaben der Natur benützte er mit Weisheit und Verstand, dadurch vereitelte er fast immer die Ränke seiner Feinde, erwarb sich Freunde zur Zeit der Noth, und führte große Absichten ohne Waffen aus. Er errang wider den schlauesten und feinsten Kopf seiner Zeit, Ludwig XI. von Frankreich, die Prinzessinn Maria von Burgund und ihre Erbschaft für seinen Prinzen; erhielt noch bey Lebzeiten Tyrol und die Vorlande, vereinigte alle deutschöstreichischen Erblande und vermehrte sie mit der Grafschaft Cilli. Ihm wich der stolze Karl von Burgund und der tapfere Corvin; er verlor Oestreich und bekam es wieder fast ohne Schwertschlag. Seine Plane entwarf er meistentheils selbst; prüfte genau die Mittel, sie auszuführen, und ließ sich hierinn nicht leicht von sei-

nen Räthen und Ministern irre machen. Diese, bey einem Regenten sonst löbliche Eigenschaft, wurde bey ihm übel ausgelegt, und man nannte sie Eigensinn. Es ist falsch, daß er immer nur seinem eignen Kopfe gefolgt sey und nicht auch zuweilen den Rath und die Einsichten anderer benützt habe, nur mußte er überzeugt seyn, daß durch sie ein wirkliches Gut erzielt werden könnte, und so ließ er sich die Erinnerungen der Reichsstände gerne gefallen, nur durften sie den kaiserlichen Rechten, der oberstrichterlichen Gewalt nicht zu nahe treten; denn auf diese war er höchst eifersüchtig, weil er einsah, daß mit der Verminderung des reichsoberhauptlichen Ansehens und der Beeinträchtigung seiner Gerechtsamen, auch die Reichsverfassung sinken müsse.

Wie sanft und gelinde er war, erfuhren seine aufrührischen Unterthanen und besonders die Wiener; aber auch die Bürger von Güns. Er hatte diese wegen eines Aufstandes mit den Waffen in der Hand besiegt; es stand in seiner Macht sie zu vernichten und einige Edle seines Heeres hätten dieses auch gerne gesehen, weil ihre Ueberwindung viele Mühe und Blut gekostet hat; allein Friedrich sprach zu ihnen: „Wir haben ein großes Werk vollbracht; aber das größte übriget uns noch, das ist, uns selbst zu überwinden und

sowohl unsrer Rachgier, als Habsucht Gränzen zu setzen und diejenigen zu verschonen, die wir vertilgen könnten.“ Er gab daher Befehl, keinen der zagenden Bürger die geringste Gewalt zuzufügen, denn er werde den mindesten Frevel, an einem derselben verübt, auf das Strengste bestrafen. Eben so edel und großmüthig, wie gegen ganze Gemeinen, verhielt sich auch Friedrich gegen einzelne, welche ihm seine Wohlthaten mit Undank und Treulosigkeit vergalten. Ulrich Eyzinger durch ihn groß gemacht und zu Ehrenstellen befördert, schmiedete wider ihn gefährliche Anschläge und reißte die Stände, wie oben erzählt worden ist, zur Empörung. Man warnte den Monarchen vor diesem Ränkemacher und wollte ihn bereden, in Verhaft nehmen zu lassen, damit er während seiner Abwesenheit zu Rom nichts unternehmen könne, aber Friedrich versetzte: „Ich glaube nicht, daß Eyzinger als geheimer Rath seinen Eid brechen wird, bevor ichs erfahre.“ Also ließ er ihn unangefochten. Als Kaspar Schlick, sein Kanzler verrathen wurde, daß er einen geheimen dem Kaiser schädlichen Briefwechsel mit den Hungarn führe, auch wirklich einige Briefe desselben dem Monarchen in die Hände fielen; so rieth man ihm die Briefe zu eröffnen, um sich von der Verrätherey seines Kanzlers augenscheinlich zu überzeugen: er

aber weigerte sich mit der Aeußerung: „Ich halte den Kaspar für einen ehrlichen Mann, der mich liebt. Wenn ich mich in ihm betrüge, so will ich lieber, mein Irrthum werde durch die That, als durch meine Entdeckung offenbar.“ Dem Johann Gers, gewesenen Protonotar des Kaiser Siegmunds gestattete er zu Wien den ungestörten Genuß seines großen Vermögens, obschon ihm bekannt war, daß dieser Mann ihn bey den Churfürsten schändlich verläumdet habe, um seine Wahl zum römischen Könige dadurch zu hintertreiben; daß er auch an den Papst geschrieben hatte, ihn von der Kaiserkrönung abzuhalten. Friedrich war also über Undank, Treulosigkeit und Verläumdungen erhaben; er war es aber auch über Schimpf- und Schmähworte, denn da ihm einst einige Höflinge hinterbrachten; daß gewisse Menschen mit ihm unzufrieden seyn und öffentlich wider ihn Schmähworte ausgestoßen hätten; gab er ihnen nichts anders zur Antwort, als: „Wisset ihr nicht, daß Fürsten gleichsam die allgemeine Zielscheibe sind, auf welche jedermann seine Pfeile richtet? Der Blitz schlägt nur in hohe Thürme, niedrige Hütten berührt er nicht. Es steht noch gut mit uns, wenn wir nur mit Worten angegriffen werden.“

Auch größere Vergehen seiner eignen Haus-

bedienten strafte er nur mit Gelindigkeit. Er lag einst an einem Morgen im Bette und schien zu schlafen, als sein Kammerdiener, der ihn schon aufgestanden zu seyn wähnte, ins Zimmer trat. Indem er ihn aber noch schlafen sah und zugleich auf dem Tische einen mit Dukaten gefüllten offnen Sack erblickte, überwand ihn die Versuchung, er langte einige heraus, gieng fort, kam zweymal wieder und wiederholte jedesmal seine Handgriffe. Als er das viertemal zurück kam, war der Kaiser bereits aufgestanden und befand sich in einem Seitenzimmer; er befahl ihm den Geldsack zu bringen und dann nahm er in des Diebes Gegenwart eine Handvoll heraus sprechend: „Das geht hin," bey der zweiten Herausnahme, „dieß auch noch," endlich beym drittenmal, „dieß ist zu viel." Weiter verlor er kein Wort über den Vorfall. Der diebische Kammerdiener aber von seinem eigenen Gewissen geschreckt, entwich, sobald er konnte, heimlich vom Hofe und kam nie wieder in Vorschein. Friedrich ließ ihm auch niemals nachforschen, um ihn zur Strafe zu ziehen, welches er aber gewiß nicht würde unterlassen haben, wär er ein solcher Geitzhals gewesen, wie ihn die Geschichtschreiber seiner Feinde, Bonfin, und Comines beschreiben. Ein Geitzhals läßt keinen Kreutzer, vielweniger Händevoll Du-

katen so gutmüthig fahren, wie es Friedrich hier gethan hat.

Dieser Vorwurf des Geitzes verschwindet gänzlich, wenn man auf Friedrichs Lage Rücksicht nimmt; denn diese nöthigte ihn, mit seinem Vermögen und seinen Einkünften sehr sparsam und haushälterisch umzugehen, wenn er mit seinen Unterthanen nicht dem Verderben zueilen wollte. Seine Innländer ertrugen ihm kaum vierzehn tausend Mark; Oestreich kostete ihm mehr, als es eintrug; er mußte deswegen Kriegsvölker besolden, auch seines Bruders Kriegsleute bezahlen, damit sie nicht plünderten. Er hatte einen kaiserlichen Hofstaat und eine Reichskanzley zu unterhalten, Reisen zu machen; Gesandte zu schicken, manchmal Geschenke des Wohlstandes wegen zu geben; auch Verdienste um den Staat zu belohnen, woher hätte er das nöthige Geld nehmen sollen, wenn er mit seinen geringen Einkünften nicht sparsam umgegangen wäre? Es ist wahr, die Reichsstädte und Klöster beschenkten ihn zuweilen, enthoben ihn auf seinen Reisen durchs Reich der Zehrkosten: aber das war Pflicht und Billigkeit; er reiste ja wegen des Reichs Wohlfahrt, um überall Recht zu sprechen; er ertheilte den Städten vorzügliche Freyheiten, schützte ihr Eigenthum, ihre Unabhängigkeit, und dieses foderte

Erkenntlichkeit von ihnen. Die Reichsbürger konnten von ihm nicht verlangen, daß er ihrentwegen sein und seiner Unterthanen Vermögen aufopfern sollte. Friedrich erhielt für seine Mühe vom ganzen deutschen Reiche zusammen niemals so viel, als in unsern Tagen die einzige Stadt Frankfurt einem Friedrich Wilhelm Schutzgeld bezahlte und doch hatte jener dem Reiche vier unmittelbare Reichsstädte erhalten und es vor Karls des Kühnen Angriffen geschützt. Wenn Friedrich manchem seiner Zeitgenossen filzig und karg schien, so konnte dieses nur von einer unrichtig angestellten Vergleichung herkommen, bey welcher sie entweder seine Vorfahren am Reiche Albrecht II und Siegmund, oder aber seinen Bruder Albrecht VI. und seinen Vetter Siegmund I. zu Tyrol zum Maßstabe annahmen; allein jene waren nicht blos Kaiser; sondern zugleich auch Könige von Hungarn und Böhmen und Markgrafen von Mähren; sie hatten demnach weit mehrere Hilfsquellen für sich; Albrecht VI. und Siegmund hingegen hatten keinen solchen Aufwand zu machen nöthig, wie Friedrich; sie befanden sich nie in solchen Verhältnissen, wie er, und wären sie mit ihrem Gelde nach kluger Art freygebig gewesen; hätten sie das Ihrige nicht durch eine verschwenderische Freygebigkeit und üppige Lebensart versplittert; so würden sie nicht die Ver-

schwender geheissen und die weise Sparsamkeit Friedrichs würde gewiß Niemanden aufgefallen seyn und ihm den Vorwurf eines geitzigen Fürsten zugezogen haben. Indessen kann ihn doch Niemand niedrizer Kunstgriffe beschuldigen, die er, wie geitzige zu thun gewohnt sind, angewendet hätte, seine Börse mit fremden Schätzen zu füllen. Aeneas giebt ihm das schöne Lob, daß er das Seinige nicht verschwende, aber auch die Säckel andrer nicht plündere, daß er in Handlungen und Reden Maß halte. *)

Vielleicht trug auch eine kleine Geschichte, welche den Nürnberger Frauen mit ihm begegnete, etwas dazu bey, daß er für geitzig gehalten wurde. Als er sich auf einige Zeit bey einem Reichstage zu Nürnberg verweilte, erzählte man ihm vieles von der starken Bevölkerung der Stadt. Um sich hievon selbst einigermassen zu überzeugen, befahl er, man möchte an einem bestimmten Tage alle Knaben, welche noch nicht zehn Jahre alt seyn, in den Burggraben versammeln, wo er sie zu sehen wünsche. Die ganze Stadt frohlockte hierüber; die Mütter beschäftig-

*) Aeneas Sylv. de Statu Europæ: Fridericus nec sua profundit, nec aliena diripit. Verbis Factisque temperans.

ten sich mit Putzen, Zieren und Schmücken ihrer Kinder, und liessen es an keiner Sorgfalt ermangeln, sie nach Möglichkeit hervorstechen zu machen. Jede hofte ein herrliches Geschenk vom Kaiser für ihren Liebling. Die Kinder erschienen zur angeräumten Stunde; Friedrich besah sie eine kurze Zeit mit Vergnügen, ließ ihnen dann Backwerk und Lebkuchen austheilen, weil dieses Alter nach dergleichen Naschwerk lüstern ist, und schickte sie dann wieder nach Hause; nahm sich aber zu gleicher Zeit vor, jedem derselben bey einer künftigen Zusammenkunft eine silberne, mit seinem Siegel bezeichnete Münze zu schenken, welche sie zum ewigen Andenken wie einen Schatz in ihren Familien verwahren sollten. Wahrscheinlich kam aber eine solche Denkmünze niemals zum Vorscheine und die guten Mütter, in ihrer Erwartung getäuscht, konnten es ihm nicht verzeihen, daß er ihre Kinder so unbeschenkt entlassen hatte. Sie schrieben dieß vielleicht dem Geitze zu, was doch nur anderer Umstände wegen unterblieb. Es waren der Knaben viertausend. *)

Allein obgleich Friedrich ein guter Haushälter war, so hatte er das Geld doch nicht zu lieb,

*) Conrad. Cettes de origine, situ etc. Norimbergæ C. 7.

lieb, wenn es darauf ankam, einen kostbaren Edelstein, eine seltene Münze, ein künstlich gearbeitetes Gefäß, oder andere Kunstarbeiten anzukaufen; denn für dergleichen Dinge besaß er eine ganz besondere Liebhaberey. Auch ermangelte er nicht, prächtige Gebäude aufzuführen und Gärten anzulegen, welche er selbst mit seltenen Bäumen, Blumen und Gesundheitskräutern bepflanzte; er übertraf in der Kräuterkunde alle Aerzte seines Zeitalters. Besondere Verdienste und Künstlergeschicklichkeit wurden von ihm belohnt und durch ausgezeichnete Ehre ermuntert. So ertheilte er den Buchdruckern, derer Kunst so eben war erfunden worden, gleiche Freyheiten mit dem Adel und den Doktoren der hohen Schulen; erlaubte ihnen, Gold an ihren Kleidern zu tragen, und eigene Wappen zu führen. Dem Konrad Celtes, einem berühmten Dichter aus Franken, wand er mit eigner Hand vor allen Großen des Reichs den Lorbeerkranz um die Schläfe, um dadurch der ganzen Welt zu zeigen, daß Genie und besondere Talente vorzügliche Ehre verdienen.

Friedrich wandelte immer den geraden Pfad der Gerechtigkeit und Wahrheit; er hielt seine blosse Zusage weit gewissenhafter, als andere ihre mit Eidschwüren bekräftigten Versprechen. Er hatte in seinem Leben nur zweymal einen Eid

abgelegt; einen bey der Krönung zu Aachen und den andern zu Rom, und diese hielt er so genau, daß, da er versprochen hatte, von den Reichsgütern nichts veräussern zu wollen, und man von ihm bald dieses, bald jenes verlangte, er lieber durch Abschlagen der Bitten geitzig, als durch ihre Gewährung meineidig scheinen wollte. Eben darum wollte er dem Borso, Markgrafen zu Este, das Herzogthum Modena nicht geben, bis man ihn überzeugt hatte, es sey dem Reiche zuträglicher, es gegen eine jährliche Abgabe zu veräussern, als nicht, besonders da weder Modena, noch Reggio in seiner Gewalt stünden. *) Die Gottesfurcht hatte in seinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen, und seine Frömmigkeit war nicht Heucheley, sondern wahre Tugend. Er betete oft und mit Ergiessung seiner Seele zu Gott. Noch übriget uns ein von ihm selbst verfaßtes Gebet, das er zu beten pflegte, und in welchem die erhabensten Gedanken enthalten sind. **) Die Einsamkeit war seine Freundinn; er entzog sich gerne dem Geräusche der Welt, um in sich selbst zurückgezogen, himmlischen Betrachtungen obzu-

---

*) Margarita facetiarum Joannis Adelphi Mullingi de anno 1508. Argent.

**) Apud Freher. script. rer. german. T. II. Fugger B. II. S. 1083.

liegen. Er blieb zwar nicht frey von Aberglauben; hielt viel auf Wahrsagerey aus dem Gestirne; aber dieser Irrwahn war beynahe allen seinen Zeitgenossen gemein, weil es nur wenigen auserwählten Geistern gegeben ist, sich über die herrschenden Begriffe ihres Zeitalters hinauszuschwingen, und heller zu sehen, als jene, mit welchen sie leben. Die Frömmigkeit Friedrichs war der Grund, warum er die Geistlichkeit hauptsächlich begünstigte, neue Bisthümer stiftete, Kirchen erbaute und dem Papste jederzeit sehr ergeben war, und sich ihm bey jeder Gelegenheit höchst gefällig bezeigte.

Von Jugend auf lebte Friedrich immer höchst nüchtern und mäßig, begnügte sich mit geringer Kost, trank nie Wein, ohne Wasser beyzumischen und verabscheute nichts so sehr, als Schwelgerey an der Tafel und übermäßiges Saufen. Bonfin, der Geschichtschreiber des Königs Matthias, rechnet ihm die Tugend der Mäßigkeit als Fehler an, wahrscheinlich weil Matthias sie nicht besaß. Das unsittliche Saufen und Schlämmen einigermassen an seinen Hofleuten abzustellen, führte er einen eignen Orden der Mässigkeit unter ihnen ein. Wie höchst abgeneigt er dem Weintrinken überhaupt gewesen sey, kann man aus folgendem Zuge ermessen. Die Aerzte

hatten seiner Gemahlinn gerathen, Wein zu trinken, sowohl um ihren Magen zu stärken, als auch, wie sie glaubten, die Fruchtbarkeit zu befördern. Sie meldete ihm dieses, er aber ließ ihr durch den Aeneas Sylvius sagen: „Er wolle lieber eine nüchterne und unfruchtbare, als eine fruchtbare und betrunkene Gattinn haben.“ Seiner nüchternen Lebensart hatte er sein hohes Alter zu verdanken, wozu freylich auch schon die Anlage von der Natur vorhanden war, die ihm einen männlich starken Körper und ein ruhiges Temperament ohne heftige Leidenschaften verliehen hatte, kraft dessen er die schlimmsten Zufälle mit einer Art stoischer Gleichgiltigkeit ertrug, und sich mit dem Spruche tröstete: „Des Menschen größte Glückseligkeit sey das Vermögen, unwiederbringlich verlorne Dinge vergessen zu können.“ Sein ganzes Leben hatte er sehr ordentlich eingerichtet, und er führte ein eigenes Handbuch, worinn er die vorzüglichsten Begebenheiten seines Lebens aufzeichnete. Dieses Handbuch hat Lambeck zuerst kund gemacht, und man hat daraus ersehen, was Friedrich mit den fünf Selbstlautern A. E. I. O. U., welche er in seinen Monogrammen führte, und auf alle seine Gebäude und Gefäße setzen ließ, habe andeuten wollen, denn er selbst erklärte sie so:

Austriæ est imperare orbi universo.
Alle Erde Ist Oestreich Unterthan.

Dieses sein geliebtes Oestreich emporzuheben, bestätigte er demselben alle Freyheiten und Vorrechte, womit es schon von den vorhergehenden Kaisern war versehen worden; erhob es zum Erzherzogthume; verlieh auch dem Herzoge Siegmund zu Tyrol, so wie allen Nachkömmlingen seines Hauses die erzherzogliche Würde, und Oestreichs Herrscher führten von dieser Zeit an ununterbrochen und ausschliessend diesen Titel bis auf jetzige Zeiten fort.

Das, was bisher von Friedrich ist erzählt worden, wäre hinreichend, seinen Charakter ganz abnehmen zu können, aber folgende Züge und Anekdoten werden uns ihn noch kennbarer machen, und seine Denkungs: und Handlungsweise noch deutlicher darstellen. Einst klagte bey ihm Kaspar Schlick sein Kanzler über die Menge von Gleisnern und Heuchlern, welche sich an den Höfen der Könige und Fürsten einfinden, er sagte unter andern; er wolle sich dereinst vom Hofe entfernen und an einen Winkel der Erde begeben, wo dergleichen pharisäisches Natterngezücht nicht angetroffen werde. „Ganz Recht mein lie„ber Kanzler, erwiederte ihm Friedrich, da müsset „ihr aber einen Ort aufsuchen, wo lauter Engel

„und keine Menschen wohnen. Und selbst da wird „noch Heucheley Statt finden, weil ihr als ein „Mensch dort seyd, und es ganz gewiß keinen „Menschen giebt, der nicht zuweilen heuchelt, an„ders spricht und handelt, als er denkt.“ Friedrich kannte diesen Hang der Menschen zur Verstellung nur zu gut, darum sagte er auch einmal zu seinen Räthen und Ministern, als er sie zu einer Rathssitzung berief: „Ich wünsche, daß „meine Räthe vorzüglich zwey Dinge im Vorhofe „meines Pallastes ablegen möchten, dann werden „sie selbst nach Pflicht und Gewissen mir rathen „und es mir leicht machen, ihre Rathschläge zu „beurtheilen.“ Auf ihre Frage, welche Dinge diese seyen, antwortete er: „Die Verstellungskunst und Heucheley.“ Er hatte gute Gründe, dieses zu sagen, weil er öfters erfahren hatte, daß ihm Viele Ergebenheit und Treue so lange geheuchelt, sich als seine wärmsten Anhänger gezeigt, bis er sie befördert und ihre Absichten erfüllt hatte, worauf sie seiner Wohlthaten vergassen, und ihm mit Undanke lohnten. Dadurch veranlaßt, sprach er bey einer Gelegenheit: „Aus„denen, welche ich emporgehoben habe, sind mir „die wenigsten dankbar gewesen; meine Wohltha„ten haben die besondere Wirkung gehabt, aus „treuen Dienern meineidige zu machen; daher „wünsche ich nur solche Räthe zu haben, welche

„Gott mehr, als mich, fürchten.“ Er würde aber gewiß gefürchtet worden seyn, wenn er nicht so milde, sondern strenger gewesen wäre. In Rücksicht jener Fürsten, welche ihre Völker, wie asiatische Sultane beherrschen, hatte er manchmal sich geäussert, daß ihnen der Tod fürchterlich seyn müsse, weil sie nach ihrem Tode einen eben solchen Richter erfahren würden, wie sie in ihrem Leben sich gegen ihre Unterthanen erwiesen hätten.

Alte getreue Beamte und Diener versorgte er mit wahrer Vatergüte bis ans Ende ihres Lebens. Meistentheils setzte er sie an solche Plätze hin, wo sie wenig Geschäfte und doch ein gemächliches Einkommen hatten. So gab er einen betagten Beamten seines Vaters der Stadt Scheidwien zum Vogte. Viele junge Leute warben ebenfalls um diese Stelle und stellten ihm vor, jener sey zu alt und unbehilflich, aber sie erhielten von ihm zur Antwort: „Ich habe der Stadt meines Vaters Freund, nicht aber diesem die Stadt empfohlen.“ Er that ämsigen Geschäftsmännern auch gerne etwas zu Gefallen, nur mußten ihre Foderungen nicht zu oft wiederholt werden. Jakob von Sirk, Erzbischoff von Trier, ein sehr geschickter Geschäftsmann, der in den ersten Regierungsjahren Friedrichs das

deutsche Reichskanzleramt versah *), galt sehr vieles und benützte die Gunst desselben zu seinem Vortheile. Er verlangte von Zeit zu Zeit einige Gnadenbezeugungen, die ihm auch Friedrich gerne erwies. Nachdem er aber niemals zufrieden war und stets wieder um neue Gefälligkeiten ansuchte, so sprach der Monarch zu ihm: „Fürst, wenn „ihr nicht aufhören könnt zu begehren, so werde „doch ich ein Ende finden, zu verwilligen.“ Uebrigens sah er nicht gerne, wenn Männer Aemter und Würden erlangten, wozu sie die erfoderlichen Kenntnisse nicht besassen. Friedrich Graf von Schaumberg, den er über die Taufe gehalten hatte, wurde zum Erzbischoffe von Salzburg gewählt; allein er versagte ihm die Belehnung, indem er zu seinen Räthen sprach: „Dieser ist „ein Bischoff, wie ein Briefträger, der nicht „zu lesen versteht; er weiß weder Messe zu lesen, „noch den Donat der Schulknaben.“ **)

Von seinem Scharfsinne und seiner richtigen Beurtheilungskraft mag folgende Geschichte zum

---

*) Gudeni Cod. diplom. Tom. IV. p. 275.

**) Chronic. Salisburg. ap. Duell. T. 2. p. 167. „Ipse est episcopus, quemadmodum chartarum bajulus, legere missam ignorat, et *Donatum* puerorum.“

Der Donat ist eine lateinische Grammatik, die in den ältern Zeiten in den öffentlichen Schulen gebraucht wurde.

Beweise dienen. Ein Bauer führte einstens Früchte zum Verkaufe in die Neustadt, wo Friedrich meistentheils sein Hoflager hielt. Nachdem er seine Früchte abgesetzt hatte, gieng er in ein Wirthshaus ein Glas Wein zu trinken, und ließ seinen leeren Wagen auf der Straße stehen. Als er wieder abfahren wollte, vermißte er ein Pferd, das ihm vom Wagen war weggestohlen worden. Er kam mit seiner Klage selbst vor dem Kaiser, der ihm befahl den Dieb zu nennen. Aber diesen wußte der Bauer nicht, und so wußten auch des Kaisers Räthe ihm nicht zu helfen. Indessen sprach der Kaiser: „Es wundert mich, daß er nicht beyde Pferde verloren hat, da so viele Reiter in der Stadt sind.“ Der Bauer dieses hörend antwortete, ohne gefragt worden zu seyn: „Mein andres Pferd ist eine Stutte, welche im Kriege nichts taugt.“ Gut, sagte der Monarch, wenns so ist; so setz' dich auf die Stutte, reite alle Gassen durch, das gestohlene Pferd wird irgendwo in einem Winkel verborgen seyn und wird, sobald es deine Stutte wahrnimmt, wiehern. Der Bauer gehorchte, entdeckte dadurch wirklich sein Pferd, erhielt es zurück, und der Dieb empfieng seine Strafe. *)

*) Henr. Bebel. Apophtegmata Frideric. IV. ap. Freher. Script. rer. germ. T. II.

Obschon Friedrich mehr zum tiefen Ernste, als zur Munterkeit und zum Scherze aufgelegt war; so brachte er doch auch gelegenheitlich manchmal einen launichten Einfall vor. Er reiste einst von Schwäbisch Halle ab, und man gab ihm an der Steige vor der Stadt, Ochsen zur Vorspann, worüber er lachend ausrief: „Seht doch, um Gotteswillen! da fährt man das heilige römische Reich mit Ochsen umher.“ Ein andersmal wollte er zu Reutlingen übernachten; der Stadtmagistrat dieses vernehmend, sandte ihm Abgeordnete entgegen, sich zu entschuldigen, daß ihn die Stadt nicht aufnehmen könne, weil sie zu seinem würdigen Empfange gar nichts vorbereitet hätte. Aber dessen ungeachtet ritt Friedrich in die Stadt ein. Da aber die Pferde in den Straßen bis am Bauche in Koth watten mußten, sagte er zu seinen Begleitern: „Sehet, sind das nicht fromme und getreue Leute; sie wollten nicht, daß uns ein Uebel widerfahren sollte, dann sie besorgten, wir dürften in ihren Gassen versinken.“ *)

Friedrich in allen Dingen mässig, war es auch im Genusse der Liebe. Er hatte schon das vollkommne Mannsalter, als er in den Ehestand

*) Birken Buch 5. Kap. 31. S. 931.

trat, er lebte in diesem vergnügt durch fünfzehn Jahr; erzeugte drey Söhne, und zwo Töchter, von welchen Maximilian und Cunigunde ihn überlebten, hingegen Christoph, Johann und Helena, oder wie einige wollen, Barbara als Kinder in der Wiege starben. Nach dem frühzeitigen Hintritte seiner Gemahlinn aus dieser Welt, blieb er Wittwer, und lebte in größter Enthaltsamkeit, als ein edles Beyspiel für andre.

Uebrigens trift auch bey diesem Fürsten ein, was wir bey Friedrich dem Schönen angemerkt haben. Sein Leben war größtentheils eine aneinander gekettete Reihe widriger Schicksale. Er liebte den Frieden und wurde beständig bekriegt. Seine Unterthanen belagerten ihn zu Wienerisch Neustadt und in Wien; Wittowitz in Cilli, Baumkircher und seine Verbündeten befehdeten ihn in der Steyermark; die Schweitzer in den Vorlanden, Ludwig von Bayern und Ruprecht von der Pfalz und Karl der Kühne im Reiche, Albrecht sein Bruder, Ladislaus und Matthias in Oestreich. Er verlor dieses, und seine Residenz; mußte einige Jahre im Reiche umher wandern; seinen Sohn Maximilian, als römischen König in den Niederlanden gefangen, und mißhandelt; dessen zweite Braut Anna von Bretagne von Carl VIII. aus Frankreich ihm entrissen, und

seine Enkelinn Margretha, als Verlobte dieses Königs, wieder zurückgesendet sehen. — Seine einzige innig geliebte Tochter wurde ihm entführt und wider seinen Willen mit seinem Feinde vermählt; seine Minister und Räthe Cilli; Eyzinger, Schlick wurden ihm untreu; für seine Wohlthaten wurde er verläumdet, und das Gute, so er stiftete, wurde von den Meisten verkannt. Er büßte drey seiner Kinder, seine Gemahlinn und endlich noch gar seinen Fuß ein. Alle diese Widerwärtigkeiten zu ertragen und dabey immer gleichmüthig und gelassen bleiben, wider die weisen Anordnungen der ewigen Vorsicht nicht murren, dazu gehörte nur ein Charakter und ein Geist wie ihn Friedrich hatte; sonst würde er ganz gewiß seinem ungünstigen Schicksale haben unterliegen müssen.

Da nun Friedrich so beschaffen war, so sind die Verfasser des Werkes, die Daten zu berichtigen, gegen ihn höchst ungerecht und zeigen, daß sie entweder leidenschaftlich oder aus Unwissenheit über ihn urtheilten, da sie schrieben: „Er habe den Kaiserthron durch Indolenz, Geitz und Feigherzigkeit entehret.“ *) Ganz anders schreibt von ihm Johann Sturm, da er sich also

*) L'Art de verifier les Dates T. II. p. 38.

ausdrückt: „Die kurze Lebenszeit des Kaiser Albrechts II. hat Kaiser Friedrich III., Herzog zu Oestreich durch ein längeres Leben im Reiche ersetzt, welches er drey und fünfzig Jahre beherrscht hat und der noch durch den Ruhm seiner Tugenden lebt. Von ihm hat mir mein Vater Wilhelm, der beym Absterben desselben drey und zwanzig Jahre alt war, sehr viele rühmliche Dinge erzählt.“ **) Diese Aussage eines Protestanten und die aufgezählten Thatsachen müssen doch wohl mehr Gewicht haben, als die ungegründeten Diktatorsaussprüche neuerer Schriftsteller und der Franzosen.

**) Joann. Sturm de bello adversus Turcas in prologo loricato p. 55. Jenæ 1598. 8.

Maximilian I.

geboren den 22. März 1459, gestorben den 12. Jäner 1519.

Hundert und einige Jahre waren bereits verflossen seit jenem Zeitpunkte, in dem zuerst die Familienzwiste unter Oestreichs Fürsten ihren Anfang genommen hatten. In diesem langen Zeitraume gab es nur wenig Jahre, worinn Oestreichs Länder der Ruhe vor inneren Streitigkeiten genossen. Unter Friedrich hatten sie länger als jemals gedauert, und eben darum empfieng auch Oestreich tiefere Wunden, die nicht sobald geheilt wurden und vernarbten. Entvölkert und ohne besondere Cultur lag es danieder; die Staatskasse war erschöpft; die meisten vom Adel hochmüthig, stolz, herrschsüchtig und lüstern nach Beute; der Bürger in den Städten dreist und tollkühn gegen seine Beherrscher, der Landmann lag zu Boden gedrückt, ein Raub der Krieger und des Stärkern. Friedrich erblickte erst am Ende seines Lebens einen aufgehenden Strahl der Hoffnung zur Ruhe und zu einem besseren Wohlstande seiner Länder,

aber es war ihm nicht beschieden Theil daran zu nehmen. Im besseren Maße wurde dieses seinem Sohne und Nachfolger zu Theile. Unter diesem tapfern, biedern und liebenswürdigen Fürsten erhob sich Oestreich zu einer Höhe, daß es bald über andre Staaten hervorragte und nie wieder von dieser gänzlich herabsank. Den Grund hiezu legte zwar Friedrich durch die Vereinigung aller deutschen Erblande, durch die gestiftete Ehe seines Sohnes mit Maria von Burgund; aber Maximilian führte das Gebäude fort und seine beyden großen Enkel Karl V. und Ferdinand I. vollendeten es. Maximilians Lebensgeschichte hat des Anzüglichen ungemein vieles, und sein Charakter und seine Handlungsweise war gerade das Gegentheil von seinem Vater. Dieser still, ruhig, langsam, aber ausharrend, verschlossen und sparsam: Jener voll Feuer und Leben, schnell, aber nicht fest genug in seinem Wirken, offenherzig und beynahe verschwenderisch. Doch wäre Friedrich anders beschaffen gewesen, würde sich vielleicht Maximilian niemals so vortheilhaft entwickelt haben. Sein Leben umständlich zu beschreiben, würde einen starken Band erfodern, welches wider den Plan dieses Werkes ist; auch haben dieses schon mehrere Schriftsteller und vorzüglich Herr Hegewisch unternommen. Wir begnügen uns demnach blos mit der Darstellung

der Hauptfakten seines thatenreichen Lebens, um dadurch dem Leser einen Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem er ihn richtig beurtheilen kann.

Maximilian wurde nach der richtigern Angabe Einiger am 22. März im Jahre eintausend vierhundert und neun und fünfzig zu wienerisch Neustadt geboren, und war der zweite Sohn, welchen Friedrich mit Eleonoren von Portugall gezeugt hatte. Er befand sich mit seinem Vater zu Wien, als dieser in der Burg belagert wurde und in solche Noth kam, daß Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ihn und alle die Seinigen drückte. Der kaum dritthalb Jahr alte Prinz wollte sich mit der schmalen Atzung, die ihm nun gereicht wurde, nicht begnügen und verlangte von seiner Mutter Rebhüner und Wildpret; denn sagte er: „Er habe schon genug Gerstenbrod und Suppen gegessen.“ Mit Thränen im Auge tröstete ihn seine Mutter und stellte ihm vor, daß dergleichen ihm zu geben, jetzt nicht möglich sey, indem sie froh seyn müßten, nur genug Brod zu haben. Er beruhigte sich damit. Indessen wurde doch das Verlangen des jungen Prinzen auch in der Stadt ruchbar. Cronberger, ein Schneider, und sein Sohn ein Student, entschlossen sich dem Prinzen zu Gefallen ein Wagestück zu unternehmen. Sie kauften Geflügel und Wildpret, schlichen sich zur

Nachts-

Nachtszeit an den Burggraben hinan, sprangen hinein und kamen glücklich in die Burg, wo sie ihre Gabe überreichten. Friedrich belohnte beyde kaiserlich und Maximilian vergaß ihren treuen Diensteifer niemals; sondern nachdem er selbst zur Regierung gekommen war, beförderte er den jungen Cronberger zum Domherrn und beschenkte ihn mit sechszehn Pfründen. Da einer der Hofherrn Maximilians hierüber aus Neid sein Mißfallen zu verstehen gab, sprach er: „Wir wollten, daß Cronberger Papst würde, dann dieses „hat er um uns wohl verdient und wir wünschen „von Herzen, daß alle geistliche Pfründen durch „solche fromme und treue Männer versehen werden möchten."

Von seinen erlauchten Aeltern erhielt Maximilian eine gesunde und starke Leibesbeschaffenheit und eine sorgfältige Erziehung; die Natur aber begabte ihn mit einem treflichen Genie, einem ungemein festen Gedächtnisse und einer scharfen Beurtheilungskraft. Sich selbst hatte er die Entwiklung all seiner Talente und die Vervollkommnung seines Geistes zu verdanken. In seinen ersten Kindsjahren verrieth er weder Geist, noch irgend eine besondere Fähigkeit; er konnte kaum einige Worte stammeln und seine Aeltern waren sehr besorgt und meinten, er würde bey-

nahe stumm bleiben, oder ein Dummkopf wer-
den. Friedrich selbst bezeugte diese seine gehabte
Besorgniß vor den gesammten Reichsständen zu
Frankfurt, als sie den Prinzen wegen seiner Fer-
tigkeit im Latein sprechen vor demselben rühmten,
er sagte: „Ich weiß nicht, wie er liest oder
„spricht; aber das weiß ich nur gar zu wohl,
„daß er schon völlig zwölf Jahre alt war, als
„ich noch immer befürchtete, er möchte dumm oder
„stumm bleiben.“

Zur langsamen Entwickelung seines Sprach-
organs und seiner übrigen Seelenkräfte mag wohl
das meiste sein erster Lehrmeister Peter Engel-
brecht, ein zwar frommer, aber grober und un-
gesitteter Pedant beygetragen haben. Dieser Mann
besaß nichts weniger, als die Gabe, ein Kind,
wie Maximilian war, zu unterrichten, und die
in ihm verborgenen Fähigkeiten hervorzulocken.
Er sollte ihn Latein lehren; seinen Geschmack bil-
den und ihm Liebe und Vergnügen zu den Wis-
senschaften beybringen; anstatt dessen quälte er ihn
mit Spitzfindigkeiten und pedantischem Unsinne,
und weil der Prinz diesen nicht faßte, hielt er
ihn für dumm, weil er es selbst war, und wollte
ihm daher seine vermeinte Gelehrsamkeit mit der
Ruthe einschlagen; dadurch aber bewirkte er, so
viel an ihm lag, daß der Prinz beynahe alle

Lust und Neigung zu den Wissenschaften verlor, indem er natürlicher Weise keinen Begriff davon hatte. Er hatte es demnach blos seinem glücklichen Naturel, welches sich in seinem vierzehnten Jahre zu zeigen anfieng, zuzuschreiben; daß er die Erziehungsfehler seines Lehrmeisters in der Folge selbst verbesserte und aus eignem Antriebe erlernte, worinn ihn Engelbrecht hätte unterrichten sollen. In kurzer Zeit erwarb er sich eine genaue Kenntniß in der französisch, italienisch und lateinischen Sprache. Die erstern zwey redete er zierlich und die letztere sehr geläufig, aber nur, wie er selbst sagte, wie Reiter sie zu sprechen pflegten. Wie ungehalten er über seinen Lehrer Engelbrecht war, gab er manchmal als Mann an öffentlichen Tafeln zu verstehen, wenn der Gegenstand des Gesprächs den Unterricht betraf. Er drückte sich hierüber mit folgenden Worten aus: „Wenn mein Lehrer Peter noch lebte; so würde ich ihm es so machen, daß es ihn gewiß reuen würde, mein Lehrmeister gewesen zu seyn, obschon wir sonst unsern Lehrern sehr vieles schuldig sind.“ *) Was seine Ausbildung im Reiten, Fechten, Turnieren anbelangte, so gieng sie weit besser von Statten. Er brachte es gar bald in diesen Ritterübungen so weit, daß er unstreitig der erste

*) Cuspinian. in Maximil. p. 485.

und stattlichste Ritter Deutschlands war und schon in seinem vierzehnten Jahre den Preis in einem Wettrennen zu Straßburg davon trug. Niemand konnte den Bogen geschwinder spannen, das Ziel sicherer treffen, im Harnische schneller laufen, leichter in den Sattel springen, ein Pferd anständiger tummeln und die Lanze zierlicher führen, als er.

Für die Bildung seines Herzens und seiner Sitten sorgte sein erlauchter Vater selbst. Mit wachsamen Auge beobachtete er jede seiner Handlungen; ließ ihn niemals von seiner Seite; nahm ihn mit sich auf seinen Reisen, führte ihn an zur Uebung in Geschäften und entfernte von ihm mit ängstlicher Sorgfalt alle jene niederträchtigen und verächtlichen Geschöpfe, welche durch Ausgelassenheit und freche Sitten sich auszeichnen wollen, oder durch kriechende Schmeicheleyen so oft das Herz der besten Fürsten vergiften. Friedrich selbst wählte ihm die Gespielen seiner Jugend aus; er nahm sie aus den vornehmsten und edelsten Geschlechtern; behielt sie an seinem Hofe als Edelknaben, wenn sie anders durch Reinigkeit der Sitten und Tugend sich hervorthaten.

In allem erfüllte der emporwachsende Prinz die Wünsche seines Vaters, nur nicht in der

Sparsamkeit. Diese Tugend konnte er ihm nicht einpflanzen und der Prinz verrieth frühzeitig seinen Hang zur übertriebenen Freygebigkeit. Als ihm Friedrich einst bey Gelegenheit eines neuen Jahres einen Teller voll der schönsten Aepfel und zwanzig Dukaten überschickte, so nahm er das Geschenk mit Ehrfurcht und Dank an, und geboth seinen Bedienten, ihm ja die Aepfel nicht anzurühren, denn diese wolle er für sich behalten. Das Geld vertheilte er auf der Stelle unter sie. Als seinem kaiserlichen Vater dieses zu Ohren kam, sprach er: „Mein Sohn wird dereinst ein „Streugütlein werden.“

Zu dem Besuche, welchen Friedrich dem Herzoge Karl von Burgund zu Trier machte, wurde auch Maximilian mitgenommen. Seine schöne Bildung, sein edler Anstand nahmen den Herzog für ihn ein, er fand Vergnügen an seiner Gesellschaft, bewunderte seinen hellen Verstand, vorzüglich aber seine große Geschicklichkeit im Turniere. Um ihm Gelegenheit zu geben, diese zeigen zu können, veranstaltete er ihm zu Ehren manche derselben. Allein nicht nur die Hochschätzung Karls, sondern auch die der gegenwärtigen Reichsfürsten erwarb sich Maximilian bey diesen seinem ersten Auftritte in der großen Welt. Gar bald scheint auch der Ruf von seinen körperlichen

Vorzügen und den ganz besonderen Eigenschaften seines Geistes sich in den burgundischen Staaten verbreitet zu haben und bis zu den Ohren der Prinzessinn Maria von Burgund gedrungen zu seyn; sie wurde ihm hold, ohne es vielleicht zu wissen, das sie's ihm war. Als sie ihm daher nachgehends in dem Friedensvertrage zu Neuß von ihrem Vater zur Ehe war versprochen worden, so schrieb sie mit ihres Vaters Einwilligung alsobald an ihn; versicherte ihn ihrer Neigung, und sandte ihm zum Unterpfande derselben einen kostbaren diamantenen Ring. *)

Dem Feldzuge, welchen Friedrich wider den Herzog Karl unternahm, wohnte Maximilian nicht bey; sondern er mußte indessen zu Dillingen zurückbleiben, wo er der Obsorge des Bischoffs von Augsburg anvertraut wurde. Beynahe ein ganzes Jahr währte sein Aufenthalt daselbst, während welcher Zeit Diepolt von Stein, Ritter zu Reißenberg, ihm die edle Jagdkunst beybrachte, an welcher er ein so ausnehmendes Vergnügen fand, daß er es in seinem ganzen Leben allen andern vorzog; sich deswegen oft in die augenscheinlichste Lebensgefahr stürzte, aus welcher er manchmal gleichsam nur durch ein Wun-

*) Memoir. de Comines liv. 6. ch. 13. p. 380.

derwerk gerettet wurde. In kurzer Zeit kannte er alle Gegenden zwischen dem Lech, der Iller, Donau und Altmühle, es blieb ihm dort kein Forst, kein Wasser, noch irgend ein Berg oder Thal unbekannt, alle Straßen, Wege und Fußsteige kannte er weit besser, als die Landesbewohner selbst. Diese Gegenden waren ihm auch so lieb geworden, daß er sich auch in seinen reiferen Jahren öfters hieher begab, um sich mit der Jagd zu ergötzen.

Nachdem der Herzog Karl von Burgund in einem Treffen vor Nancy geblieben war, und alle seine reichen und weitschichtigen Länder seiner einzigen Tochter Maria zufielen; so kam es hauptsächlich darauf an, wer aus den Fürsten Europens ihre Hand erhalten sollte. Ludwig XI. König von Frankreich, die Herzoge von Cleve und Maximilian warben um sie. Ludwig hatte sie bereits für seinen Sohn, den Dauphin Karl, so wie Maximilian für sich selbst vom verstorbenen Herzoge zugesagt erhalten. Ludwig wurde mit seinem Gesuche zurückgewiesen: „Weil Marie einen Mann, der regieren und sie vertheidigen könne, nicht aber ein siebenjähriges Kind, wie Karl sey, zum Gemahle haben müsse.“ So sprach ihre Obristhofmeisterinn und stimmte auf Maximilian. Die Herzoge von Cleve gefielen nicht mit ihren An-

trägen und Bedingungen. Das glückliche Loos fiel daher auf Maximilian, weil ihm sowohl erst-erwähnte Dame, als auch einige Räthe am Hofe der Prinzessinn, vorzüglich aber diese selbst, besonders hold war, als welche nicht erröthete in Gegenwart ihres Hofstaates vor den Abgesandten des Kaisers, die um die Erfüllung ihres Versprechens anzusuchen nach Gent gekommen waren, sich zu erklären, daß sie auf Geheiß ihres Vaters an Maximilian geschrieben, und ihm einen Ring zum Beweise ihrer Zuneigung gesandt habe. Der Herzog von Cleve wollte sie zwar von Maximilian abwendig machen, allein sie gab ihm zur Antwort: „Sie könne es nun nicht ändern; es sey ein gemachtes Versprechen, dem sie jetzt nicht entgegen handeln wolle.“ *) Nachdem also Maximilian das Jawort noch einmal erhalten hatte, brach er mit einem stattlichen Gefolge deutscher Ritter und Grafen nach den Niederlanden auf. Zu Kölln erwarteten ihn die niederländischen Abgeordneten, um ihn von da nacher Gent zu begleiten. Hier ritt er mit 900 Pferden feyerlich ein. Er saß auf einem braunen Hengste; sein Gesicht blühte wie der junge Morgen, seine goldgelben Haare wallten in Locken die Schultern herab; ein Kranz von Perlen und

*) Mémoir. de Comines. l. c. p. 382.

Edelsteinen war um sein Haupt gewunden, so näherte er sich seiner Braut, die ihm entgegen kam und entzückt über den Anblick des männlich schönen Jünglings, ihn mit den Worten begrüßte: „Sey mir willkommen, edles deutsches Blut, das ich schon lange zu sehen verlangt habe, und nun bey mir sehe!“ Ohne viele Zeitversäumniß wurde der Ehevertrag errichtet, am dritten Tage hierauf die Trauung und das Beylager vollzogen, die Hochzeitsfeyer aber etwas später zu Brügge mit größtmöglichstem Prunke gehalten.

Nach geendigten Trauungsfestins bereiste Maximilian Flandern; nahm aller Orten die Huldigung ein, kam nach Holland, welche Provinz durch zwey darinn herrschende Partheyen, die Kabeliaus und Hoeks, oder die Hammen und Stockfische zerrüttet war; bemühte sich, sie zur Ordnung und zum Gehorsame zu zwingen. Allein bevor er dieses wichtige Geschäft schlichten konnte, mußte er zurückkehren, weil Ludwig XI. mit einer Armee in die burgundischen Staaten eingefallen war; die Picardie, Artois und einige Städte in Flandern weggenommen und mit seinem Kriegsvolke besetzt hatte. Er wollte sich dadurch an Marien rächen, ihr seine Gewalt und Macht fühlbar machen, weil sie Maximilian zu ihrem Gatten gewählt und seinen Dauphin auf die

Seite gesetzt hatte. Indem Maximilian zu keinem Kriege gerüstet war, so traf er mit Ludwig einen Waffenstillstand auf einige Monate, die er dazu anwendete, sich in die nöthige Kriegsverfassung zu setzen, um seinem Feinde nachdrücklich die Spitze bieten zu können. Nach Ausgang des bedungenen Waffenstillstandes zog er aus mit einem wohlgerüsteten Heere; rückte den Franzosen entgegen, und traf sie bey dem Dorfe Guinegate in der Grafschaft Artois in Schlachtordnung gestellt, an. Ihnen ein Treffen zu liefern, war er bereit; also reihte auch er sein Heer; ermahnte seine Krieger, wohl zu bedenken, daß sie als Menschen wider Menschen zu fechten hätten, Gott aber den Sieg ertheile. Er wolle kein fremdes Gut, sondern verlange sein Eigenthum wider einen ungerechten Feind zu verfechten, darum bitte er sie, durch ihre gewöhnliche Tapferkeit das Unrecht zu rächen und den Länderräuber zu strafen. Er werde mit ihnen, als wären sie seine Söhne und Brüder, redlich fechten, leben und sterben. Nach dieser Rede sprang er in voller Rüstung vom Pferde herab, kniete vor der Fronte nieder und betete. Seinem Beyspiele folgte das ganze Heer. Als er wieder zu Pferde saß, riefen alle seine Krieger einhellig: „Er möchte sie unverzüglich gegen den Feind führen; sie seyen bereit, für ihn bis in den Tod zu streiten.“ Er

benützte ihren Muth; schlug noch in Eile einige zu Rittern, munterte andere auf, nach gleicher Ehre zu ringen, und gab das Zeichen zum Angriffe. Der Anfang war dem Feinde günstig; die Reiterey Maximilians wurde geworfen und entfloh bis nach Aire; allein Maximilian achtete ihre Flucht nicht, führte sein Fußvolk an; es hielt wacker Stand und that Wunder der Tapferkeit im Angesichte seines Fürsten. Der Kampf war hartnäckig und mörderisch, dauerte sechs Stunden und Maximilian siegte. Einige tausend Franzosen, aber eben so viele Niederländer lagen auf dem Wahlplatze. Das feindliche Heer gieng in die Flucht und Maximilian setzte ihm mit solcher Hitze nach, daß er beynahe wäre gefangen worden, hätte ihn nicht der Graf von Chimai noch zeitlich genug gewarnt, daß er sich zurückziehen konnte. Er lagerte sich auf dem Schlachtfelde, dankte Gott für den errungenen Sieg und gab dann seinen tapfern Kämpfern das Lager der Feinde Preis. Dieser Sieg flocht die ersten Lorbeern um seine frischblühende Stirne und hatte die Folge, daß Terrouenne entsetzt und ihm die Hochachtung der Niederländer erworben wurde; auch boten ihm die Bürger von Gent 14,000 Kronen als einen freywilligen Beytrag zur Fortsetzung des Krieges an. Als er hierauf triumphirend zu Gent einritt, brachte man ihm

seinen erstgebornen Prinzen Philipp in weissen Damast gekleidet, entgegen. Er nahm ihn in seine Arme; küßte ihn auf das zärtlichste und trug ihn so in seinen Armen nach dem Pallaste. Diese liebvolle Zärtlichkeit des Vaters, der unter dem Jubelgetöne seiner siegreichen Schaaren als Held einherzog, preßte allen Zuschauern süsse Thränen der Wonne aus. *)

Da er sich auf eine kurze Zeit die Franzosen vom Halse geschaft hatte, so gieng sein Bestreben nun dahin, die Räuber im Lande auszurotten und die Unruhestifter in Holland und Geldern zu Paaren zu treiben. Er war in beyden glücklich. Ueberall verfuhr er gegen die Rebellen mit Gelindigkeit, nur in Venloo stellte er ein Beyspiel des Schreckens auf; denn die Bürger dieser Stadt hatten ihm von ihren festen Mauern herab Hohn gesprochen, als er mit seinem Volke vor ihren Thoren erschien, und sie zur Unterwürfigkeit auffodern ließ. Dieses erbitterte ihn dergestalt, daß er selbst die Kanonen gegen die Wälle richtete, und so gewaltig auf sie losschiessen ließ, bis er eine Bresche hatte, wodurch er eindringen konnte. Als die Städter dieses ersahen, ergaben sie sich auf Gnade und

*) Birken 5. Buch S. 881. u. f. w.

Ungnade; sie wurden geplündert, nur Weiber und Kinder schützte er vor den Mißhandlungen seiner aufgebrachten Krieger. Von da gieng er über Antwerpen nach Brügge, Willens daselbst im Kreise seiner Kinder und seiner geliebten Gattinn den Winter hindurch zuzubringen; aber er mußte erfahren, daß dem Menschen nur wenige Tage der Wonne hienieden beschieden sind. Er begab sich mit seiner Gemahlinn auf eine Reigerbeitze, weil sie an solcher ein großes Vergnügen fand. Allein indem sie auf einem muthigen Rosse ihrem Falken nachjagte, sprang der Sattelgurt; sie stürzte vom Pferde und fiel auf ein großes Stück Holz, woran sie sich sehr beschädigte. Ungeachtet der starken Verwundung verbarg sie doch ihren Schmerz und gab ihn durch kein äusseres Zeichen zu erkennen, theils um ihren Gatten nicht zu betrüben, theils auch aus Schaamhaftigkeit. Dadurch nahm das Uebel zu und nach drey Wochen war sie eine Leiche. So verblühte diese holde Fürstinn in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre zum größten Leidwesen und Unglücke ihrer Unterthanen und ihres Gatten, dem sie zwey Söhne, Philipp und Franz, und eine Tochter, Margaretha, geboren und mit dem sie nicht gar fünf Jahre in trauter Ehe gelebt hatte. Maximilian liebte sie so sehr, daß er sie niemals

vergaß, und so oft ihrer eine Erwähnung geschah, seufzte und Thränen vergoß. *)

So innig betrübt Maximilian über diesen unerwarteten Todfall war; so sehr erfreute sich hierüber der schadenfrohe Ludwig XI. Er benützte alsbald den günstigen Augenblick, sich vor dem tapfern Erzherzoge Ruhe zu verschaffen. In dieser Absicht schickte er Gesandte an die Stände von Brabant und Flandern, mit ihnen Frieden zu schliessen. Die von Gent, Brügge und Ypern, als die mächtigsten, wurden mit ihm bald einig; versprachen dem Dauphin die Erzherzoginn Margaretha zur Braut, ob sie gleich noch nicht drey Jahre alt war; bestimmten ihr einige Provinzen zur Mitgift und ordneten auch die Nachfolge in der Regierung der Niederlande an, im Falle Philipp und Margaretha kinderlos sterben sollten. Unter diesen und noch einigen andern Bedingungen kam der Friede zu Stande, ohne daß dabey auf den Erzherzog besondere Rücksicht genommen wurde. Er mußte der Noth weichen, weil er ohne Macht war und somit sich gleichfalls den Frieden belieben lassen, so ungern er es auch that. Margaretha wurde von den Gentern nach Frankreich geführt, um daselbst verlobt und erzo-

*) Pont. Heuter. rer. aust. l. 1. c. 10.

gen zu werden. Maximilian würde sie gerne ihren Begleitern entzogen haben, wenn er gekonnt hätte; allein die von Gent hatten sie zu gut verwahrt und mit ihnen hatten sich noch mehrere Niederländer vereinigt. Doch dieser Friede war nicht das einzige Unglück, welches dem Erzherzoge widerfuhr; die von Gent und die Stände Flanderns maßten sich auch der Vormundschaft über Philipp an, bemächtigten sich nach und nach der Landesregierung, begegneten ihm mit Verachtung, wollten nicht einmal seinen Hofstaat unterhalten, um ihn zu zwingen, wieder nach Deutschland, so wie er gekommen war, zurückzukehren. *)

Allein bevor noch die Genter sich wider ihn erhoben, mußte er sowohl wegen Lüttich, als Utrecht sich in einen Krieg einlassen. Wilhelm von der Mark, Herr zu Arenberg, wegen seiner rauhen Sitten zugenannt der Bär des Ardenner Waldes, war Maire von Lüttich geworden, und nahm sich heraus, alles nach seinem Eigendünkel daselbst zu regieren. Der Bischof, Ludwig von Bourbon, als Landesherr, wollte seiner Herrschsucht anfänglich durch den Weg der Güte Gränzen setzen, als aber dieses nicht anschlug,

*) Mémoir. de Comines l. 6. ch. 5. p. 415. Dumont T. III. p. II. p. 100. Birken 5. Buch 30. Cap. S. 917. u. f. w.

ergriff er strengere Maßregeln. Es kam hierüber zum Kriege, in welchem der Bischof auf eine schändliche Art von dem zu Arenberg ermordet wurde. Nach dieser abscheulichen That spielte dieser den Meister in Lüttich, ordnete die Obrigkeiten an, und zwang die Domherrn, seinen Sohn Johann, der ein Laye war, zum Bischoffe von Lüttich zu wählen. Die Domherren entflohen hierauf größtentheils nach Löwen zu Maximilian und erwählten unter seinem Schutze den Dompropst von Lüttich, Johann Grafen von Horn, zu ihrem geistlichen Oberhaupte. Sie und die gedrückte Parthey in Lüttich bathen ihn auch um Beystand wider ihren Tyrann. Maximilian unterredete sich deswegen mit den Ständen von Brabant und es wurde der Krieg wider den Arenberg und seinen Anhang beschlossen, sowohl um den Mord Ludwigs zu rächen, als auch die unterdrückte Lütticher Kirche zu befreyen und zu verhindern, daß nicht allenfalls die Franzosen, deren Hilfe Arenberg angerufen, sich des Landes bemächtigen möchten. Der Krieg wurde mit gutem Glücke geführt, Wilhelm und sein Anhang bezwungen, worauf die Lütticher sich dem Schirme des Erzherzogs übergaben und ihm als Schutzherrn jährlich 30,000 Dukaten zu bezahlen versprachen. Nach zwey Jahren erregte Wilhelm von Arenberg neue Unruhen wider den Bischoff,

allein

allein er wurde gefangen und hingerichtet, empfieng also den wohlverdienten Lohn seiner bösen Thaten.*)

Wie die Lütticher ihren Bischoff mißhandelt hatten, eben so wollten es die Utrechter auch dem ihrigen machen. Dieser war David, ein Bastard des Hauses Burgund; er wurde von seinen Bürgern gefangen und nach Amersfort geführt. Maximilian konnte diesen Frevel nicht ungestraft lassen; er kam mit einem zahlreichen Heere vor Utrecht und fieng es an zu belagern; bemächtigte sich durch einen wohlangelegten Sturm des Bollwerks am Hafen und richtete es zu Grunde. Es wurde bey dieser Gelegenheit den Belagerten verrathen, daß Maximilian persönlich dabey zugegen sey; sie erkannten ihn von den Zinnen ihrer Mauern herab; pflanzten eine Kanone gegen ihn und richteten sie so genau, daß der Schuß ihn ungezweifelt würde getödtet haben, hätte er sich nicht eben in dem Augenblicke, als sie abgefeuert wurde, von ungefähr zur Erde gebückt. Die Gewalt des Schußes schlug ihn jedoch zu Boden; betäubte ihn und verursachte ihm eine Quetschung am Haupte, worüber er längere Zeit Blut auswarf. Aber dieser Unfall hinderte ihn

*) Rhoo annal. Habspurg. gent. œnip. 1592. p. 394.

nicht, die Belagerung fortzusetzen; in eigener Person reitzte er die Belagerten zu einem Ausfalle, lockte sie in einen Hinterhalt und hieb ihrer dabey neunhundert nieder; er büßte aber auch einen seiner geliebten Edeln, den Grafen von Zollern ein. Auch Jobst von Lalain, ein trefflicher Krieger, welchen Maximilian sehr schätzte, kam bald darauf um. Der Verlust dieser beyden Männer war ihm so empfindlich, daß er der Stadt die schrecklichste Rache drohte; allein die Belagerten warteten das äusserste nicht ab; schickten einige ihrer Bürger ins Lager zu ihm, welche barfüßig und mit Stricken um den Hals um Gnade flehten. Sie wurde ihnen gewähret, jedoch unter harten Bedingungen.

Maximilian hatte zu Löwen die Vormundschaft über seine eignen Kinder gemeinschaftlich mit den niederländischen Ständen zu führen erhalten; aber damit waren die auf ihren Reichthum stolzen Genter nicht zufrieden; sie hoben ihr Haupt wider den Vater empor; mit ihnen vereinigten sich noch andere Städte in Flandern und Niederbrabant, wie auch der Pöbel der meisten Provinzen. Sie beschuldigten den Erzherzog, er gebe die Einkünfte des Landes den Ausländern zum Verschwelgen, befördere nur diese zu Ehrenstellen und Aemtern, und achte die Landeskinder

nicht. Sie liessen sich vernehmen: man müsse ihn nach Deutschland zurücksenden, weil sie nun einen Erbprinzen hätten; dieser müsse nach ihren Sitten und Gesetzen von ihnen erzogen werden, und er würde sie dann als Herrscher gewiß mehr, als die Ausländer schätzen. Maximilian suchte sie durch Güte zur Vernunft zu bringen und sie zu überzeugen, wie unrecht sie ihm thäten; allein sie wollten keine Gründe anhören, sondern durch Waffengewalt ihren Endzweck erreichen. Daher mußte auch er ihnen Gewalt entgegensetzen; er schlug ihre Truppen, wo er sie antraf und sie vermochten nichts wider seine Tapferkeit. Also warben sie bey Frankreich um Beystand. Karl, damaliger König, gab ihnen solchen, aber auch dieser nützte ihnen wenig. Maximilian siegte wider das vereinigte Heer in zweyen Treffen, rückte vor Gent; schlug bey einem Ausfalle ihr Kriegsvolk neuerdings, worauf sie minder trotzig schienen; dessen ungeachtet aber wollten sie doch den Prinzen Philipp nicht herausgeben; verblieben bey ihrem Ungehorsame und behaupteten, ihnen sey die Landesregierung und die Vormundschaft übertragen worden; denn noch schmeichelten sie sich mit Frankreichs Macht. Als aber diese keine glücklichern Fortschritte, als bisher machte und das Land von beyden Seiten verwüstet wurde, so unterwarfen sich die hilflosen Stände,

und Gent öffnete ihm ihre Thore. Er verzieh allen Aufrührern großmüthig, zog die Decke der Vergessenheit über das Vergangene, nur mußten sie ihm auf ein neues Treue geloben; ihn als Vormünder seines Sohnes anerkennen; eine Geldsumme für den Kriegsaufwand erlegen, und zugeben, daß der junge Prinz ihnen weggenommen und nach Mecheln abgeführt wurde. Die einzige Veränderung, die er zu Gent vornahm, war, daß er der Stadt einen neuen Magistrat setzte, weil der alte die hauptsächlichste Triebfeder der Unruhen gewesen war.

Nachdem er die Zwistigkeiten und den Aufruhr der Niederländer beygelegt zu haben glaubte, begab er sich auf eine Reise nach Deutschland, weil er seinen kaiserlichen Vater nach achtjähriger Abwesenheit wieder einmal zu sehen wünschte. Zu Aachen traf er mit ihm zusammen, gieng dann von da mit ihm über Kölln und Mainz nach Frankfurt, wo die Churfürsten versammelt waren, ihn auf das Ansuchen seines Vaters zu Deutschlands König zu wählen; zwar arbeitete Karl VIII. von Frankreich ihm nach Möglichkeit entgegen, gab Geld und erließ verschiedene Schreiben an die Churfürsten, worinn er den Erzherzog herabzusetzen nicht ermangelte, uneingedenk, daß dergleichen Mittel ihn selbst entehr-

ten. Aber Maximilian, der Liebling des Glückes, hatte bereits die Gunst der deutschen Fürsten erworben, und es durch seine Klugheit und Geschicklichkeit so weit gebracht, daß ihm die Wahlfürsten selbst die französischen Schreiben in die Hände lieferten, die er nun dem Bischoffe zu Verdün, als dem Haupte der französischen Gesandtschaft öffentlich vorzeigte, ihn auch dadurch dergestalt überraschte, daß er alle fernern Versuche, seine Wahl zu hintertreiben aufgab, ihm zur Königswürde Glück wünschte, und sich nur allein verwunderte, daß man seinen König, als den zukünftigen und schon bestimmten Schwiegersohn desselben nicht auch zur Krönungsfeyerlichkeit eingeladen habe. Die Wahl war einhellig und ruhig, die Krönung zu Aachen prachtvoll; Deutschland freute sich, einen so hoffnungsvollen und tapfern Fürsten nun zum Könige zu haben, der sich zwar nicht lange zu Aachen verweilte, sondern bald wieder nach den Niederlanden abreiste, wohin ihm in kurzem sein Vater nachfolgte, ihn zu Brüssel besuchte, mit ihm hierauf die niederländischen Provinzen besichtigte, und wieder nach Deutschland zurückkehrte.

Maximilian rüstete sich nach seines Vaters Abreise zum Kriege wider Frankreich; denn bisher konnte er gegen diese Macht nichts unter-

nehmen, weil er mit den Rebellen seiner Länder genug zu schaffen hatte. Mit einer schönen Armee gieng er auf den französischen General Crevecoeür los und wollte ihn zu einer Schlacht zwingen; aber dieser wich sorgfältig aus, indem er die Kunst verstand, mehr durch List und Verrätherey, als durch offne Feldschlachten zu siegen und Städte zu erobern. Indessen er mit den Franzosen zu schlagen suchte, zog sich ein neues Ungewitter über seinem Haupte zusammen; die Flammänder erneuerten den Freundschaftsbund mit Frankreich; die aufrührischen Köpfe zu Gent verschworen sich abermals auf Anstiften der Franzosen, wider ihn, traten unter die Waffen und bemächtigten sich durch List der Stadt Courtrai. Maximilian befand sich um diese Zeit zu Brügge, wohin ihn zu kommen ein gewisser Langhals beredet hatte, weil die Stadt ihm sehr getreu und wohlbefestigt sey, und woselbst er mit den flandrischen Ständen am sichersten wegen des Friedens mit Frankreich handeln könne. Langhals mochte es gut gemeynt haben, aber er täuschte sich, indem er auf die Treue der Brügger zählte, und dadurch täuschte er auch seinen Fürsten. Dieser wollte auf die Nachricht, daß die von Gent Courtrai in Besitz genommen, eiligst dahin ziehen und die Stadt den Rebellen entreissen. Als er aber zur Stadt hinaus wollte,

fand er das Schußgitter niedergelassen, und da er es aufzuziehen befahl, antwortete ihm die Wache, sie habe Befehl vom Rathe, es heute nicht aufzumachen, weil einige Reiterschaaren sich vor der Stadt gezeigt hätten. Er konnte daraus leicht abnehmen, daß es ihn, nicht aber jemand andern angieng, warum man die Stadtthore verschlossen hielt; er erinnerte sich nun der gutgemeynten Warnung seines treuen Cunz von der Rosen, der ihm beym Einritte in die Stadt gerathen hatte, den Bürgern nicht zu trauen und sogleich wieder beym andern Thore hinaus zu reiten, so wie er es thue; allein Maximilian hatte ihm damals zur Antwort gegeben: „Cunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen nicht viel Gutes zutraueſt, welche uns doch alle Treue versprochen haben.“ Dieser Cunz war ein tapferer und kluger Mann, der aber am Hofe Maximilians die Rolle des Lustigmachers spielte; er sah die Gefahr vor, welche seinem Fürsten bevorstund und gab ihm scherzend den Rath, sich in der Stadt nicht aufzuhalten. Hätte Maximilian diesem Gehör gegeben, so wäre er großem Ungemache und mancherley schimpflichen Mißhandlungen entgangen.

Während er am Stadtthore war, entstand ein allgemeiner Auflauf auf dem Marktplatze.

Der Pöbel fieng an in die Häuser einiger Hofleute einzufallen, und sie zu plündern; als er zurückkam, suchte er die Ruhe herzustellen; es gelang auf einige Stunden. Nach diesen aber wurde der Aufstand größer als vorher; die ganze Bürgerschaft nach Zünften geordnet, erschien gewaffnet auf dem Platze und verlangte die Auslieferung der vorzüglichsten Hofbeamten. Zu gleicher Zeit erwählte sie einen obersten Kriegshauptmann und neuen Schultheiß. Maximilian dessen verständiget, erschien persönlich auf dem Markte mitten unter den Aufrührern; sprach zu ihnen wie ein Vater zu seinen Kindern, um sie zu beruhigen. Die Wuth des Pöbels legte sich auf einige Minuten, er ritt nach seiner Burg zurück, war aber kaum darinn angelangt, als ein falsches Gerücht sich verbreitete, daß ein Kriegsheer im Anzuge sey, die Aufrührer zu Paaren zu treiben. Mit Ingrimme stürmte nun der Pöbel nach der Burg, willens den edlen Fürsten und alle seine Minister und Hofleute zu ermorden und konnte nur durch Gewalt und die Vorstellung des Kriegshauptmanns wieder auf den Markt zurückgebracht werden. Allein am folgenden Tag, es war am Abend des fünften Hornungs im Jahre eintausend vierhundert und acht und achtzig begann der allgemeine Lärm auf ein neues, weil einige aussprengten, es könnte leicht gesche-

hen, daß Maximilian durch die Flucht ihnen entgehen könne. In dieser Lage ließ er sich abermals bewegen, seine Burg zu verlassen, um durch seine Gegenwart das Volk zu beruhigen; er versicherte es, daß er nicht gesonnen sey, sich zu entfernen, bis die Foderungen der Bürger befriediget seyn würden, er wolle ihnen nichts, als Gnaden erweisen. Ueber diese Versicherung giengen die meisten nach Hause und begaben sich zur Ruhe, auch er wollte nach der Burg zurück: allein die Häupter des Aufstandes durch Schreiben derer von Gent und durch die Franzosen gereizt, hielten ihn an und sprachen: „Er sey in der Burg nicht nach Nothdurft versehen; sie wollten ihm ein besseres Hoflager anweisen.“ Mit dieser höhnischen Rede führten sie ihn in eines Gewürzkrämers Haus, die Cranenburg genannt und verwachten ihn darinn mit einigen seiner Hofherrn. Als die von Gent seine Verhaftung vernommen, eilten sie in großer Anzahl nach Brügge und verlangten die Auslieferung des gefangenen Fürsten. Aber dieses wurde ihnen abgeschlagen; sie drangen also auf genauere Verwahrung desselben und dieses geschah. Die Fenster seines Gemaches wurden mit eisernen Gittern versehen und eine Pöbelwache wurde bestimmt ihn Tag und Nacht zu beobachten. Auf ein Geschrey, daß ihn die Seinigen befreyen wollten,

fiel eine Pöbelrotte ins Haus, drang in seine Zimmer, durchsuchte alle Winkel um versteckte Waffen, oder Gewaffnete zu finden, und als sie nichts fand, nahm sie einiges verrostetes Waffengräth und seinen Jagdspieß weg und eilte wieder von dannen. Hierauf wurden auf Betrieb der Genter im erdichteten Namen Philipps und des Königs von Frankreich neue Beamte bestellt; Maximilian der vormundschaftlichen Regierung entsetzt; seine Minister in Verhaft genommen, und den Gentern übergeben, seine Hofleute von ihm entfernt; einige davon auf die Folter geworfen, um über Staatssachen auszusagen, andre hingerichtet. Ein gleiches Schicksal traf manchen seiner Freunde zu Gent.

Die Rebellen besorgt, daß er in der Cranenburg nicht hinlänglich verwahrt seyn möchte, ließen nun ein eignes Haus zu seinem Gefängnisse zurichten, welches in einem abgesönderten Winkel der Stadt lag, es wurde ihm bedeutet, sich dahin zu begeben: „weil er dort sicherer und ruhiger schlafen würde.“ Er nahm diese Nachricht mit Unwillen auf und verwies den Abgeordneten der Rebellen im ernsthaften Tone und durch eine Vorstellung voll Wahrheit dieses ungerechte und treulose Verfahren der Brügger, denen er nie etwas zu Leid, wohl aber manches Gute er-

wiesen; er machte sie aufmerksam auf die Gefahr, welcher sie sich durch diesen ihren frevelnden Unsinn aussetzten. Sie erkannten die Wichtigkeit seiner Gründe und entfernten sich mit weinenden Augen. Aber bald darauf kamen andre theils Genter theils Brügger; sie waren eines rohern Herzens und zwangen ihn, ihnen zu folgen. Also mußte er aus der Cranenburg, die ihm beynahe schon lieb geworden war, weil er schon fast sechs Wochen darinn gesessen. In ein seidenes Kleid und einen damastenen Ueberrock gekleidet, mit einer purpurfarbenen Nachtmütze auf dem Haupte wurde er jetzt durch die in Schlachtordnung gereihten Bürgerschaaren in das Gezelt der Zunftmeister geführt. Hier verlangte er drey Stücke von ihnen: daß man sich an seiner Person nicht vergreifen, ihn weder an die Franzosen noch Genter ausliefern und ihm zur Bedienung einige seiner Hofbedienten beylassen soll. Alles dieses wurde ihm zugestanden; er stieg zu Pferde und ritt in Begleitung der bewaffneten Bürger nach dem Orte seines neuen Aufenthaltes. Er hatte Ursache sich obbemeldete Punkte sich auszubedingen, denn er konnte mit Grunde vermuthen; daß sein Leben in Gefahr stehe. Wirklich hatten es auch die Franzosen darauf angelegt, die Flammänder dermassen wider ihn zu erbittern, daß sie in der Wuth ihn entweder ermorden, oder aber

doch so mißhandeln möchten, daß sie darum in auswärtige Kriege verwickelt und beynahe verloren, sich ihnen entweder freywillig in die Arme werfen müßten oder aber so geschwächt werden möchten, daß es sodann Frankreich ein leichtes wäre, über sie den Meister zu spielen. *)

Bisher wußte der mißhandelte Fürst noch nicht, warum ihm alles dieses geschah. Jetzt aber wurden ihm von den Rebellen die Ursachen hievon kund gemacht. Sie erklärten ihm, er sey durch böse Räthe verführt worden; habe eine große Schatzung im Lande erhoben; diese seinen Rathgebern überlassen, welche sie zu ihrem eignen Nutzen verwendet und hierüber keine Rechnung abgelegt hätten. Sie machten zu gleicher Zeit eine Menge Foderungen an ihn, die er aber ohne Nachtheil seiner Ehre nicht eingehen konnte und somit schlug er sie standhaft ab. Sie ließen ihn also strenger bewachen. Sechzehn Wochen lang schmachtete er in seinem Gefängnisse unter steter Lebensgefahr; aber sein hoher Geist wurde durch dieses widrige Schicksal nicht danieder gebeugt; er sprach und that nichts, was ihn herabwürdigen konnte, er wies alle ungerechten Zumuthungen der Rebellen von sich, obschon er sich dadurch

*) Birken B. 5. Cap. 35. S. 987.

hätte befreyen können; er wollte sich nicht einmal der Gelegenheit zu entweichen bedienen, die ihm sein treuer Cunz von der Rosen verschafft hatte, der ihn in der Verkleidung eines Franziskanermönchs entführen wollte. Er hielt dieses seiner königlichen Würde und seinem den Brüggern gegebnen Worte zuwider, als welche er versichert hatte, sich ohne ihr Wissen nicht aus der Stadt zu entfernen. Obschon hilflos und gefangen, war sein Blick doch seinen Feinden fürchterlich; aus seiner erhabnen Miene stralte eine Majestät, die ihnen Ehrfurcht einflößte, die Verbrecher über ihren Frevel zittern machte und ihr Gewissen erschütterte. *) Er sah seiner Rettung im Vertrauen auf Gott und seine Unschuld geduldig entgegen; sie kam. Die noch treu gebliebenen Stände ermannten sich; Philipp sein Sohn both sie auf, seinem Vater zu Hilfe zu kommen; sie versprachen es, zogen ins Feld und schlugen die Rebellen einigemal. Friedrich, der Kaiser mahnte die Reichshilfe; sie erhob sich nach dreymaligem Aufgebothe. Der Papst legte die Rebellen in den Kirchenbann, wenn sie ihren Fürsten nicht sogleich losgeben würden. Diese Maßregeln und Anstalten machten Eindruck bey den sonst starrsinnigen Aufrührern; sie entließen ihren

*) Pont. Heuter. lib. VII. C. 4. rerum austriac.

Fürsten seines Gefängnisses und er war großmüthig und edel genug, ihnen ihren Frevel und seine Leiden zu verzeihen, selbst bey seinem Vater für sie um Schonung zu bitten; ihnen noch dazu eidliche Zusage zu thun, seine deutschen ihm treuen Kriegsvölker aus dem Lande zu senden und den Frieden mit Frankreich zu halten, wie sie ihn ohne seinen Willen abgeschlossen hatten. Er hielt seinen Eid fest und unverbrüchlich; aber dessen ungeachtet legten sich die Unruhen nicht, weil Philipp Herzog von Cleve sie unterhielt.

Dieser Mann dachte unedel genug, sich die mißlichen Umstände, in welchen Maximilian sich befand, zu Nutzen zu machen, und indem er für ihn als Geisel des geschlossenen Friedens mit den niederländischen Aufrührern nach Gent kam, gieng sein Bestreben dahin, die Volksgunst zu gewinnen. Er war hierinn glücklich, wurde gar bald das Orakel desselben, es gab ihm Geld und Mannschaft, womit er seinem Herrn den Krieg ankündigte. Zu dieser Untreue hatten ihn vorzüglich die Franzosen verführt. In nicht gar langer Zeit unterwarf er sich einige Städte, worunter auch Brüssel war; das halbe Brabant fiel ihm zu und er verleitete die Flammänder und Brabänter, dem Erzherzoge das Anboth zu machen, ihm 100,000 Gulden zu bezahlen, wenn er auf

immer in Deutschland bleiben, und seinen Sohn den Erzherzog Philipp der Pflegschaft der ihm von seiner Mutter Seite her anverwandten niederländischen Herren überlassen würde. Maximilian verwarf diesen entehrenden Antrag mit Unwillen; denn er glaubte als Vater doch immer das erste Recht auf die Erziehung seines Sohnes zu haben; dieses Recht konnte und wollte er nicht abtreten. Der Krieg wurde demnach fortgesetzt; die Franzosen traten auch wieder auf den Kampfplatz und nährten nach ihrer Gewohnheit die Unruhen und das Kriegsfeuer, gewannen aber dabey eben so wenig, als Maximilian. Dieser konnte den Ausgang des Krieges nicht abwarten, weil seine Gegenwart in Deutschland nothwendig wurde. Er ordnete daher die Regierung an; machte den tapfern Herzog Albrecht von Sachsen zum Statthalter, und trug ihm auf, den Krieg mit allem Nachdrucke zu führen. Albrecht that seine Pflicht, die Flammänder mußten im Frieden zu Tour, den Erzherzog Maximilian neuerdings als rechtmäßigen Vormünder seines Sohnes anerkennen, alle Eroberungen zurückstellen, die Gefangenen unentgeldlich losgeben und noch dazu 50,000 Dukaten Strafe bezahlen.

Die Reise Maximilians durch Deutschland gieng die Rheinstraße herauf, durch Schwaben,

Bayern, gerade nach München zu seinem Schwager dem Herzoge Albrecht. Hier unterredete er sich mit ihm und seiner Schwester über die Mittel, ihren Vater wegen der wider dessen Willen eingegängenen Ehe zu versöhnen. Von München gieng er nach Innsbruck, wo ihn der Erzherzog Siegmund auf das liebreichste aufnahm, ihm die Regierung seiner Länder überließ, ihn auch zugleich als Besitzer derselben erklärte. Diese waren die ersten östreichischen Länder, die Maximilian für seinen Genuß und zu eigner Verwaltung erhielt, denn Friedrich hielt ihn streng, wollte ihn durchaus keines seiner Länder regieren lassen; weil er sie nach seinem Tode ohnedieß alle überkommen würde und einstweilen an den niederländischen Provinzen genug habe. Indem Friedrich schon ein Greis war, und die Reichstäge ohne große Beschwerlichkeit nicht mehr besuchen konnte; so vertrat nun Maximilian seine Stelle. Er reiste nach Frankfurt und führte daselbst den Vorsitz beym Reichstage, in welchem ganz besonders vom Landfrieden, der Einführung eines Kammergerichts und der Zufriedenstellung des böhmischen Königs Uladislaus gehandelt wurde, weil man ihn bey der Wahl Maximilians zum römischen König mit seiner Stimme ausgeschlossen hatte. Dieß war also sein erstes Geschäft, welches er als römischer König geleitet hatte.

Indessen

Indessen gieng der hungarische König Matthias zu Wien mit Tode ab. Der Kaiser Friedrich sandte unverzüglich den Erzherzog Maximilian nach Oestreich, um sich wiederum in den Besitz desselben zu setzen. Dieser versäumte die Gelegenheit nicht und erschien mit seinem Kriegsheere. Er kam ohne Widerstand bis nacher Wien, wo die ganze Bürgerschaft und alle übrigen Innwohner ihm mit Frohlocken entgegen eilten, ihn unter einem Traghimmel in die Stadt einführten, und in die St. Stephanskirche begleiteten, wo er Gott Dank sagte, daß er sein Vaterland, von welchem er so lange verbannt leben mußte, wieder habe erlangen können.

Die hungarische Besatzung, welche Matthias in Wien zurückgelassen hatte, zog sich, sobald sie Maximilians Ankunft zu Klosterneuburg erfahren hatte, in die Burg zurück, fest entschlossen, sich bis auf das Aeusserste zu vertheidigen. Die deutschen Kriegsvölker, die mit Maximilian angekommen waren, wollten sogleich ihren Muth zeigen und stürmten auf die Burg ohne hiezu befehligt worden zu seyn. Sie wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und noch dazu wegen ihres unzeitigen Eifers von Maximilian mit scharfen Worten gestraft, und ihnen zugleich untersagt, ohne seinen Befehl in

Zukunft kein ähnliches Wagestück zu unternehmen. Hierauf besichtigte Maximilian selbst die Festungswerke der Burg und ließ sie von der Westseite beschiessen; zugleich aber bot er auch den Belagerten seine Gnade an, wenn sie gutwillig sich ergeben würden. Allein sie gaben ihm hierauf keine Antwort. Diesemnach beschloß er, die Burg mit Sturm wegzunehmen; das Zeichen zum Angriffe wurde gegeben und Maximilian selbst leitete ihn. Der Kampf war einige Stunden lang sehr hartnäckig; bis endlich die Deutschen die höchsten Mauern erstiegen, wobey sich Maximilian nicht enthalten konnte, sich selbst unter seine Kämpfer zu mischen, die Pflichten des geineinen Kriegers, wie die des Feldherrn auf das tapferste zu erfüllen und durch sein Beyspiel alle die Seinigen zu begeistern. Er wurde in die Schultern verwundet, und obschon die Wunde nicht tödtlich war, wirkte dieser Unfall doch auf den Muth seiner Soldaten, der Kampf ließ nach, und er selbst befahl zum Abzuge zu blasen. Die Belagerten wollten keinen zweyten Sturm abwarten und ergaben sich dem Erzherzoge, der sie frey in ihr Vaterland abziehen ließ.

Dem Beyspiele der Besatzung von Wien folgte die von wienerisch Neustadt; sie zog mit Kapitulation ab. Bruck an der Leitha bekamen

die Deutschen mit List; andere Landstädte und haltbare Oerter Oestreichs fielen dem Sieger gleichfalls ohne Schwertschlag in die Hände. Auf diese Weise hatte also Maximilian mit ungemeiner Geschwindigkeit Oestreich wieder erobert. Er verblieb nun eine kurze Zeit zu Wien, theils um sich von seiner Wunde heilen zu lassen, theils auch um die sehr zerschossenen Mauern der Burg wieder herzustellen, und seinen ermüdeten Truppen einige Ruhe und Erquickung zu gönnen.

Die Hungarn hatten nach dem Hinscheiden des Matthias ihre Krone dem böhmischen König Uladislaus gegeben, und somit weder auf die Verträge, welche Oestreichs Herrscher schon in den ältern Zeiten mit ihnen wegen der Reichsnachfolge errichtet hatten, noch auf den letzten, den Matthias deswegen mit Friedrich abgeschlossen, Rücksicht genommen. Oestreichs Fürsten waren daher beleidigt, und Maximilian wollte nun mit den Waffen in der Hand seines Hauses Rechte geltend machen, und eben darum antwortete er den Abgesandten des neuen Königs, welche ihm in ihrer Rede seine Rechte anfochten, mit etwas Härte, wie folgt: „Er habe den Uladislaus in allen andern Dingen stets als Freund und Bruder geehrt, werde es auch noch ferner thun; was aber seine unstreitigen Rechte auf die

Nachfolge im Königreiche Hungarn betreffe, die nicht, wie sie sagten, zweifelhaft, sondern sehr klar und deutlich seyn, davon werde er sich weder durch Bitten, Drohungen, noch irgend eine Gefahr abwenden lassen; Uladislaus habe das herrliche Königreich Böhmen, Schlesien, Mähren und beyde Lausnitze, mit diesen soll er sich begnügen und auch andern, die es verdienen, Szepter und Reiche zu regieren überlassen. Sollte er fortfahren, fremdes Eigenthum sich zueignen zu wollen, so werde er mit Beyhilfe anderer Fürsten dafür sorgen, daß seiner Herrschsucht Gränzen gesetzt werden möchten." Mit dieser Antwort entließ er sie. *)

Maximilian zauderte nicht, seinen Worten Nachdruck zu geben. Ohne allen Verzug rückte er mit einem Heere in Hungarn ein und drang schnell bis Stuhlweissenburg vor. Hier fand er den ersten thätigen Widerstand. Um seinen Völkern Muth zu machen, versprach er ihnen die Plünderung der Stadt, wenn sie dieselbe beym ersten Angriff wegnehmen würden; jedoch gebot er ihnen zu gleicher Zeit, die Tempel nicht zu entheiligen und keinen der Bürger zum Sklaven zu machen. Die Begierde nach der versprochenen

*) Isthuanffi Hist. l. I. p. 3. col. 2.

Beute wirkte so sehr auf die Soldaten, daß sie ohne den mindesten Zeitverlust mit schnellen Schritten auf die Stadt losgiengen; mit Verachtung aller Gefahr sich in die Tiefen der Moräste, welche die Stadt umgeben, hineinstürzten, entweder auf ihre Picken gestützt, oder schwimmend das jenseitige Gestad erreichten, sich an dem Stadtthore in einem Haufen sammelten, die Thore erbrachen und mit Grimme in die Stadt eindrangen. Die hungarische Besatzung warf die Waffen weg, entfloh und Jedermann verbarg sich in Schlupfwinkel, der Wuth der Sieger zu entrinnen. Schrecklich war nun das Schicksal der Stadt. Alles wurde rein ausgeplündert, und selbst die Kirchen würden nicht verschont geblieben seyn, wenn nicht Maximilian noch einmal ihre Plünderung unter der Strafe des Henkens untersagt hätte.

Nachdem die Stadt auf diese Weise erobert und das Kriegsheer mit Beute bereichert worden war; so nahm sich Maximilian vor sogleich nach Ofen zu ziehen, weil er hoffen konnte, diese Stadt durch eine schnelle Ueberraschung gleichfalls zu überwältigen, indem sie mit nichts hinlänglich versehen war. Allein ein Aufstand in seiner Armee, der wegen Theilung der Beute zwischen dem Fußvolke und der Reiterey entstanden war,

vereitelte sein Vorhaben und rettete die Stadt. Die Reiterey verlangte, die Beute sollte gemeinschaftlich getheilt werden, weil sie gemeinschaftlich sey errungen worden. Die Generäle und Obersten wollten ihrem Begehren ein Genüge thun und befahlen, die Beute zusammenzutragen, um sie gemeinschaftlich unter das Fußvolk und die Reiterey zu vertheilen. Dawider sträubten sich die deutschen Reichsvölker, besonders die Schwaben, weil sie behaupteten, die Stadt allein erobert zu haben. Eine allgemeine Erbitterung brach aus; das Fußvolk verließ haufenweis die Fahnen und eilte nach Hause. Maximilian sandte ihnen Reiter nach, ließ sie ermahnen, ihrer Pflicht nicht zu vergessen, zurückzukommen, und ihren noch ausständigen Sold zu empfangen, wo nicht, so sollten sie nirgends vor seinem Zorn und der strafenden Gerechtigkeit sicher seyn. Allein sie wollten nichts davon hören, sondern flüchteten auf allerley Abwegen, wie's einen jeden gut dünkte, wohin sie wollten.

Maximilian befand sich jetzt aus Mangel des Geldes in der äussersten Verlegenheit; denn er mußte befürchten, daß ihn auch die noch treu gebliebenen Truppen verlassen möchten, wenn er ihnen den rückständigen Sold nicht bezahlen könn-

te. Er wandte sich daher an den Bischoff Siegmund von Fünfkirchen, einem deutschen Abstämmling, versprach ihm zum Erzbisthume von Salzburg zu verhelfen, wenn er ihm mit Geld beyspringen würde; allein so reich auch der Bischoff war, so gab er doch dem Gesuche des gedrängten Fürsten kein Gehör. Demnach sah sich Maximilian genöthiget, den Krieg aufzugeben, und nacher Wien zurückzugehen. Auf diesem seinem Rückzuge ließ er alle Ausreisser, die er antraf, ergreifen und an Weidenbäume aufknüpfen; die Offiziere und Befehlshaber hingegen zeichnete er dadurch aus, daß er sie an höhere Bäume aufzuhängen befahl, oder aber durch andere Todesstrafen hinrichten ließ. Nach seiner Ankunft zu Wien verlegte er die Kriegsvölker in die Winterquartiere und gieng nach Augsburg zu einem Reichstag. Er verlangte von den Deutschen Hilfe wider die Hungarn, sie aber versagten sie ihm. Also mußte er Frieden schliessen, der für ihn vortheilhafter war, als der geführte Krieg. Die alten Verträge der böhmisch und hungarischen Könige mit Oestreich wurden neuerdings bestätiget; Maximilians Nachkommen die Nachfolge in Hungarn zugesichert; auch sollte er den hungarischen Königstitel führen. Nebst diesen versprach Uladislaus noch 100,000 Gulden als Ersatz der

Kriegskosten zu bezahlen. So endigte sich also dieser Krieg. *)

Maximilian war einige Jahre Wittwer gewesen, er entschloß sich abermals zur Ehe. Zur Braut ersah er sich die Herzoginn und Erbinn Anna von Bretagne, sie hatte ihm schriftlich ihre Hand zugesagt. Er sandt nun den Prinzen von Oranien und Wolfgang von Pohlheim mit 2000 deutschen Fußknechten nach Rennes in seinem Namen das Beylager mit der Prinzessinn zu halten, welche Sitte in Deutschland gewöhnlich war, und mittelst welcher die Fürsten sich auswärtige Fürstinnen antrauen ließen. Der Prinz von Oranien hatte also im Namen Maximilians das Jawort und die Hand der Prinzessinn erhalten, als Karl VIII. von Frankreich, der ebenfalls um sie buhlte, obschon er der bestimmte Gemahl Margrethens der Erzherzoginn war, sie mit Krieg überzog, dann auf ihrer Reise nach Deutschland durch List auffangen ließ und sie nöthigte, ihn zu ehlichen. Durch ihre Person bekam er also auch Bretagne. Maximilian wurde durch dieses Verfahren sowohl als Fürst, als auch als Vater gröblich beschimpft, ihm wurde seine angetraute

*) Gerh. de Rhoo l. 11. Isthuanffi l. I. p. 5, 6. l. II. p. 12. col. 2.

Braut entrissen, ihm auch eben deswegen seine Tochter Margretha, die schon neun Jahre in Frankreich war erzogen, und als künftige Königinn angesehen worden, zurückgesendet. Den Schimpf zu rächen, warb er um Hilfe beym deutschen Reiche, bey den Schweitzern, bey Spanien und England; aber niemand rührte sich seinetwegen ausser den Engländern. Diese setzten mit einer Armee nach Bretagne über; machten aber bald mit Karl Friede, weil Maximilian selbst mit keiner Macht erschien und sie unterstützte. Er mußte also in das, was geschehen war, sich fügen, und sich gleichfalls mit Karln vergleichen. Dieses geschah zu Senlis, und Philipp sein Sohn erhielt von Frankreich alle Städte wieder zurück, welche diese Macht in der Grafschaft Artois erobert und in Besitz genommen hatte. Baco von Verulam erzählt, Maximilian habe sich über den bemeldten Unfall so geärgert, daß er allen Anstand vergessen, den König Karl auf alle Art beschimpft und ihn den treulosesten Mann unter der Sonne gescholten, der ein Ungeheuer einer Ehe von Raub und Ehebruch zusammengesetzt geboren habe, aus welcher die erzeugte Kinder Frankreich zu beherrschen nicht würdig seyn. Diese Ehe war auch wirklich nicht gesegnet. Karl lebte nur fünf Jahre noch und starb ohne einen Erben von Anna erhalten zu haben.

Baco fügt seiner Erzählung noch folgende Bemerkung bey; Maximilian habe hiebey einen großen Fehler begangen, nämlich daß er zu sehr auf die eitle und unnütze Ceremonie der Vermählung durch Bevollmächtigte gerechnet, da es ihm doch eben so leicht gewesen wäre, selbst zur Herzoginn Anna zu reisen und die Ehe mit ihr wirklich zu vollziehen, als es ihm leicht war, die Ceremonie durch Abgesandte verrichten zu lassen. Die Franzosen immer zum Spotte witzig und aufgelegt, sagten bey dieser Gelegenheit, man sehe wohl, daß Maximilian ein Wittwer und ein ziemlich kalter Brautwerber sey, weil er sich durch Abgesandte habe vertreten lassen und ihm eine Reise zu beschwerlich gefallen sey, durch die er alles auf einmal ausser Streit hätte setzen können. *)

Friedrich starb und Maximilian trat nun als unmittelbarer Herrscher der östreichischen Erbländer und als deutscher Kaiser auf. Noch war er mit dem Leichengepränge seines Vaters beschäftiget, als die Türken in die Steyermark einfielen, bis Petau vordrangen und alles verheerten. Allein Maximilian hatte kaum hievon Nachricht er-

*) Baco Verulam. hist. regni Henric. VII. col. 1042 in opp. ejus. Francof. 1665.

halten, als er schon an der Spitze eines Heeres von fünfzehn tausend Mann auf sie losgieng; sie angriff, schlug und ihnen den Sieg und ihre gemachte Beute entriß. Dieß war die erste Wohlthat, die er seinen Staaten und auch dem ganzen deutschen Reiche erwies, denn seine Tapferkeit demüthigte die Türken und deckte die Gränzen Deutschlands. Nachdem er die inneröstreichischen Länder durch kluge Vertheidigungsanstalten hinlänglich gesichert zu haben glaubte; kam er wieder nach Wien; bestätigte noch einmal den mit Uladislaus von Hungarn eingegangenen Frieden und verfügte sich hierauf nach Tyrol, wo er sich mit Blanka Maria, einer gebornen Herzoginn von Mayland verehlichte. Diese brachte ihm einen Brautschatz von 400,000 Dukaten am baarem Gelde, und an Juwelen und Kleinodien einen Werth von sechzig tausend Dukaten zu. Ihr zu gefallen belehnte er ihren Oheim Ludwig Sforza mit dem Herzogthum Mayland, und übergieng dabey den Johann Galleazzo, dessen Ansprüche gegründeter schienen. Nach vollbrachter Hochzeitsfeyer reiste er mit seiner neuvermählten Gattinn nach den Niederlanden, wo er mit dem Karl von Egmond sich um das Herzogthum Geldern schlug; es für sein Haus behauptete, seinen Sohn Philipp damit belehnte und zu gleicher Zeit als wirklichen Regenten der Niederlande einführte. Als

hier alles in Ordnung war, kehrte er nach Deutschland zurück, um dem von ihm schon vor einigen Monaten nach Worms ausgesetzten Reichstage beyzuwohnen. Er kam etwas spät hier an, und die Stände des Reichs hatten ihn schon einige Zeit erwartet. Er entschuldigte sich wegen seines Ausbleibens damit, daß ihn die niederländischen Geschäfte so lange aufgehalten hätten.

Der Reichstag war glänzend und prächtig, denn nebst den vielen Fürsten Deutschlands befanden sich auch mehrere Gesandte fremder Mächte hier ein. Es kam vorzüglich darauf an, zu überlegen, wie man der andringenden Macht der Türken begegnen, und Karl VIII. von Frankreich, der den größten Theil Italiens an sich gerissen, wieder daraus verdrängen könne, als welcher durch seine Gewalt den Papst, als auch die Rechte Deutschlands gekränkt hatte. Ueber beyde Gegenstände wurde vieles gesprochen und beschlossen, aber nichts ausgeführt; weil die innern Zwistigkeiten der Stände alles Gute verhinderten. *)

---

*) Quia non placuit omnibus, nil ad effectum est deductum, forte ut adimpleatur tritum quod dicitur: Sicut germani virtutibus meruerunt imperium, ita ignavia et vitiis amittere possunt. Tunc insimulatus est Rex, quod nihil agat cum consilio principum etc. Nauder. gener. 50. Fol. 300.

Indessen geschah doch etwas, so man bisher immer sehnlichst gewünscht, jedoch nie erzielen konnte. Die schon oft angetragene, aber nie vollkommen ins Werk gebrachte Verordnung wegen des allgemeinen Landfriedens, der Einstellung aller Selbsthilfe und der Privatfehden wurde als ein Reichsgesetz angenommen und kund gemacht und das Reichskammergericht eingeführt. Dieß ist eigentlich die Epoche, wo das Faustrecht im Allgemeinen ein Ende nahm; eine ordentliche Gerechtigkeitspflege und Verfassung in Deutschland empor kam. Auf eben diesem Reichstage wurde eine Verordnung wider die abscheuliche Gewohnheit des Fluchens und Schwörens erlassen; eine Verbesserung mit den westphälischen Gerichten vorgenommen; Eberhard Graf zu Würtemberg und Teck zum Herzoge erhoben; Ludwig Sforza im Herzogthume Mayland bestätiget, und den Churfürsten die Belehnung ertheilt. Während sich aber der Kaiser und die Stände des Reiches über die angeführten höchst wichtigen Dinge berathschlagten, erschien ein französischer Abentheurer, Claudius Barre, ein prahlerischer Ritter zu Worms; hieng seinen Schild unter dem Fenster seiner Herberg aus, und ließ durch einen mit sich gebrachten Herold ausrufen: „Wenn ein Deutscher auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Ritter-gabe mit ihm zu kämpfen Lust hätte; so wolle er

den Kampf annehmen und bestehen.“ Keiner der anwesenden Fürsten, Grafen und Ritter wollte den Kampf wagen. Dieß schien dem Kaiser schändlich für die deutsche Nation; er nahm es demnach auf sich, die Ehre der deutschen Tapferkeit zu retten. Er trat also wider den Franzosen in die Schranken, focht mit ihm nach Ritterart und überwand ihn. Ganz Deutschland prieß ihn deswegen als den größten Ritter seines Zeitalters; bewunderte seinen Sieg, der freylich nach den Begriffen der damaligen Zeit höchst wichtig schien; aber vor dem Richterstuhle der Vernunft des Lobpreisens nicht würdig scheint, weil Maximilian als Gesetzgeber und Deutschlands Haupt; als der erste Monarch Europens seine Majestät aufs Spiel setzte, ohne Noth sein Leben wagte, und dabey keine andre Ehre einärnten konnte, als einen Franzosen zum Schweigen gebracht zu haben.

Da Maximilian vom Reiche keinen Beystand wieder Karl VIII. zu hoffen hatte, und es ihm als Reichsoberhaupt doch Pflicht war, die Rechte Deutschlands in Italien nicht aufzuopfern; so schloß er ein Bündniß mit dem Papste; den Venetianern, dem Könige von Spanien und dem Herzoge Ludwig von Mayland, um mit vereinigter Kraft Karln zu bekriegen und ihm Italien

wieder zu entreissen. Sie erreichten ihren Zweck, ohne daß Maximilian selbst nach Italien gekommen war. Nach einiger Zeit wagten es die Florentiner den König von Frankreich abermals nach Italien einzuladen. Da nun sowohl Ludwig von Mayland, als auch die Venetianer üble Folgen daraus befürchteten; so überredeten sie den Kaiser gegen eine gewisse Summe Geldes die Florentiner zu bekriegen. Er unternahm also einen Feldzug wider sie, belagerte den Seehafen Livorno; mußte aber wegen der großen Stürme zur See, und der rauhen Witterung und weil ihn diejenigen nicht unterstützten, die ihn dahin gezogen hatten, unverrichteter Dinge abziehen, welches seinen bisherigen Kriegsruhm in etwas verdunkelte. Er aber sagte: „Er wolle nicht wider den Willen Gottes und der Menschen Krieg führen“ und gieng nach Tyrol zurück.

Philipp, der einzige Sohn und Erbe Maximilians, war nun in sein Jünglingsalter getreten, und hatte das achtzehnte Jahr erreicht. Maximilian als ein sorgfältiger Vater und kluger Regent sah ein; daß auf ihm und seinem Sohne das ganze Haus Oestreich beruhe; er wollte daher auf dessen Erhaltung Bedacht seyn, und dem jungen Erzherzoge bey Zeiten um eine Gattin umsehen, sowohl um bald Enkel zu erleben, als auch

um seinem Hause neue Stützen zu verschaffen. Seine Wahl fiel auf Johanna, die königliche Tochter Ferdinands und Isabellens von Spanien. Er hatte dabey zugleich die Absicht, seine Tochter Margretha mit dem Erbprinzen Don Johann zu verbinden. Er machte daher den königlichen Aeltern den Antrag zu diesem doppelten Eheverlöbnisse und wurde damit sehr vergnügt aufgenommen. Philipp erhielt die Prinzessinn Johanna, und Margretha soll den Erbprinzen Johann zum Gemahle bekommen. Sie wurde deswegen auch nach Spanien gesandt; allein sie hatte das Unglück, daß ihr bestimmter Bräutigam schon am zehnten Tage nach ihrer Ankunft daselbst Todes verblich. Dadurch erlitt sie einen großen Verlust; aber der Erzherzog Philipp gewann, weil nun seine Gemahlinn die einzige Erbinn der Krone Spaniens und aller damit verbundenen Länder wurde, und sie dann auf ihre Söhne Karl und Ferdinand vererbte. Maximilian hatte durch diese Heurath seinem Hause eine solche Größe verschaft, die es mächtig genug machte, sowohl den Ländersüchtigen Franzosen, als auch der fürchterlichen Macht der Türken die Stirne zu bieten; Deutschlands Kaiserthron im Glanze und das Reich bey seiner Verfassung zu erhalten.

Indem Maximilian alle östreichischen Erbländer

länder besaß, so wollte er auch die alten Bündnisse mit seinen Nachbarn erneuern. In dieser Rücksicht ersuchte er die Schweitzereidgenossen, daß sie den mit dem Erzherzoge Siegmund zu Tyrol errichteten Erbeinigungs-Vertrag auch mit ihm eingehen, und sich als friedliche Nachbarn verhalten sollen. Aber sie schlugen sein Ansuchen mit Bauernstolze ab, weswegen er, wie billig, sehr ungehalten über sie werden mußte. Er hatte aber noch andre Ursachen zur Unzufriedenheit mit ihnen. Sie hatten dem Könige in Frankreich im Kriege gedient, und unterließen nicht eine Reichsstadt nach der andern in ihren Bund zu locken. Er machte ihnen ferner den Antrag, weil sie doch noch immer zum Reiche gehörten, in den schwäbischen Bund zu treten; die gewöhnlichen Reichsanlagen zu bezahlen, und auch zum Unterhalte des Reichskammergerichts beyzutragen; aber auch dieser wurde nicht angenommen. Also ließ er ihnen durch ihre eignen Abgeordneten melden, weil sie, was ehrlich, christlich und billig sey, nicht annehmen wollten; sondern alles verächtlich verwürfen, so wolle er mit Hilfe des Reichs, sie in ihrem geraubten Lande persönlich heimsuchen, und von ihnen jederzeit an der Spitze seiner Heere gesehen werden. Ungeachtet dieser Drohungen würde es doch wahrscheinlich zu keinem Kriege mit ihnen gekommen seyn, wäre nicht ein

andrer Umstand hinzugekommen, der denselben herbeygeführt hätte. Die Regierung zu Innsbruck machte Ansprüche auf die Kastenvogtey des Klosters Mariämünster im Münsterthale; der Bischoff von Chur und die Graubündtner behaupteten hingegen: sie stehe ihnen zu. Maximilian befahl seiner Regierung, weil er nach den Niederlanden abreisen mußte, diesen Streithandel in Güte beyzulegen; sie machte einen Versuch zum Vergleiche, aber vereitelte ihn selbst. Hierauf wollten die Tyroler das Kloster heimlich überrumpeln und wegnehmen; aber ihr Anschlag wurde verrathen, und sie wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Dieß war die Losung zum Kriege. Beyde Theile rüsteten sich; der Kampf begann und es wurde beyderseits mit grosser Erbitterung gestritten. Endlich mischten sich die Schweizer in den Handel, nahmen die Parthey der Graubündtner und der schwäbische Bund trat auf die Seite der Kaiserlichen. Schon hatte man sich acht Schlachten geliefert, aus welchen die Eidgenossen nur eine verloren, als Maximilian wieder aus den Niederlanden zurückkam, wo er abermals mit dem Grafen Karl von Egmond wegen Geldern fechten mußte. Von Freyburg im Breisgau aus mahnte er die Reichsfürsten wider die Eidgenossen die Waffen zu ergreifen, weil sie dem schwäbischen Bunde nicht bey-

treten, keinen Reichsmatrikel-Anschlag bezahlen, und das Kammergericht nicht anerkennen, sondern als unabhängige und selbstständige Leute wollten angesehen werden, die immer unruhig seyn, Oestreichs Länder raubten und denen man nothwendig Einhalt thun müsse. *) Zu Feldkirch war der Sammelplatz der Reichsvölker, wohin Maximilian sich begab, als er glaubte, daß so viele beysammen seyn, eine Armee daraus bilden zu können. Vor allen Dingen belegte er die Gränzörter mit starken Besatzungen, versah sie mit Lebensmitteln und musterte dann die Armee. Nachdem dieses geschehen war, hielt er einen Kriegsrath über den Operationsplan. Man wurde einig, eine Armee über die Gebirge Rhätiens zu setzen und ins Engadin einzubrechen. Obschon dieses mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wurde es doch ausgeführt; hatte aber keinen Einfluß auf das Ganze des Krieges. Maximilian selbst führte eine andere Armee vor Konstanz hinaus und wollte die Eidgenossen zum Schlagen im offenen Felde zwingen; aber sie hielten sich

*) Trithemius ad ann. 1498 schreibt: Enimvero gens illa Suitensium, *homines numquam quieti*, rege absente incursiones faciebant hostiles in Comitatum Tyrolim etc. propter quod necesse fuit, eorum temeritati finem imponere.

blos vertheidigungsweise auf den Gebirgen. Da er seine Absicht nicht erreichen konnte, so befahl er den Seinigen, die Gegenden um den Bodensee zu beunruhigen; dem Grafen von Fürstenberg aber trug er auf, von der Seite des Suntgaues einen Angriff zu wagen. Er gieng indessen nach Lindau, den Erfolg seiner Anordnung abzuwarten. Fürstenberg setzte sich mit seinem Heere bey dem Schlosse Dornach, weil er aber seinem Volke allen Muthwillen gestattete, zu viel auf seine Stärke baute und sorglos im Lager harrte, überfielen ihn die Feinde unvermuthet und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Bey viertausend Mann wurden erschlagen und er selbst mit vielen edeln Herren verlor das Leben. Als diese Nachricht dem Kaiser zu Ohren kam, gieng ihm das Unglück, welches seine Leute betroffen hatte, sehr zu Herzen; er schloß sich beynahe einen ganzen Tag in seine Wohnung ein, und war für Niemanden zugänglich. Allein gegen Abend speiste er wieder öffentlich und Niemand bemerkte an ihm irgend eine Spur der Traurigkeit. Nach geendigter Tafel gieng er ans Fenster, besah den gestirnten Himmel, sprach vieles über die Natur und Eigenschaften der Sterne und schien seines Heeres Niederlage völlig vergessen zu haben. Am folgenden Tage fuhr er von Lindau nach Konstanz über den See.

Während dieser Fahrt berief er seinen geheimen Sekretär Marx Treitzsauerwein zu sich, und diktirte ihm seine eigene Lebensgeschichte von einem ganzen Jahre umständlich und genau in die Feder. Pirkheimer, der sich bey ihm befand, wollte sich beym Eintritte des Geheimschreibers entfernen, vermuthend: daß er etwas Geheimes zu sagen, oder zu schreiben habe; allein Maximilian hielt ihn zurück; er mußte bleiben. Auf den Abend ließ er ihm den Aufsatz vorlesen und fragte ihn, wie ihm das Reiterlatein darinn gefalle? zugleich fügte er bey: er wünsche seine Handlungen in Kürze zusammen gedrängt, darzustellen, damit die Gelehrten, wenn sie seine Geschichte schreiben wollten, die Thatsachen aus den Handschriften selbst erheben könnten. *) Also vereinigte Maximilian mitten unter dem Kriegsgetümmel die Musen mit dem Mars. Der Krieg endigte sich durch einen Frieden zu Basel bald nach der erfolgten Niederlage des Fürstenbergs. Er war beyden Theilen höchst nothwendig, denn er hatte in zehen Monaten zwanzigtausend tapfern Männern das Leben gekostet und die Plünderung und Verheerung von zweyhundert Ortschaften zur Folge gehabt. Schaudervoll und höchst erbärmlich ist

*) Bilibald. Pirkheimer de bello helvet. l. 2. p. 72, 73. Birken 6. Buch. 3. Kap. 1121.

eine Scene, die in diesem Kriege Bilibald Pirkheimer, der Nürnberger Feldoberste, auf seinem Zuge über den Arlenberg nach dem Wormserjoch selbst gesehen hat und erzählt. Er kam auf dem Marsche zu einem abgebrannten Flecken, wo er zwey alte Weiber, eine Schaar von vierhundert kleinen Knaben und Mädchen wie eine Viehheerde vor sich hertreiben sah. Alle waren das leibhaftige Bild des Hungers, und man konnte sie ohne Entsetzen nicht ansehen. Pirkheimer fragte die Weiber: wohin sie diese unglücklichen Kinder führten? Sie hatten kaum so viele Kräfte ihm zu antworten: er würde es bald sehen. Sie kamen auf eine Wiese und alle Kinder fielen auf die Kniee, rissen das Gras ab, lasen das beste heraus und aßen es. Pirkheimer sah ihnen mit Erstaunen eine Weile zu, und die Weiber sprachen zu ihm: da sehet ihr nun, wohin und wozu wir diese elenden Kinder ausgeführt haben; es wäre ihnen besser gewesen, nie geboren worden zu seyn, als daß sie durch den Krieg ihre Aeltern verloren und nun aller Lebensmittel beraubt auf diese erbärmliche Art sich ernähren müssen. *) Welchem Menschenfreunde rollt nicht bey Lesung dieser Geschichte eine Thräne der Wehmuth und des Mitleids die Wange herab, und welcher be-

*) Bilibald. Pirkheimer de bell. helvet. l. II.

dauert nicht mit gepreßtem Herzen das fürchterliche Schicksal von so vielen tausend und abermal tausenden seiner Mitmenschen, welche durch Kriege von dem höchsten Gipfel ihrer häuslichen Glückseligkeit in das äusserste Elend herabgestürzt wurden und den verzweiflungsvollen Hungertod starben?

In diesem Kriege hatte Ludwig XII. von Frankreich, der Nachfolger Karls VIII. die Eidsgenossen unterstützt, und als es zum Frieden kommen sollte, alles mögliche angewendet, das Friedensgeschäft zu erschweren. Er wollte den Kaiser beschäftigen, damit er indessen seine Absichten auf Mayland und Neapel ausführen konnte. Auf eine leichte Art eroberte er Mayland und verjagte den Herzog Ludwig Sforza. Nachdem dieses so glücklich von Statten gegangen war, wollte er vom Kaiser die Belehnung darüber; aber erhielt sie nicht, weil derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß Ludwig geheime Anschläge wider ihn mit dem Papste schmiede, nicht nur ganz Italien; sondern auch die Kaiserwürde an sich zu ziehen trachte und deswegen sogar mit einigen Reichsfürsten, denen Eigennutz mehr, als die Ehre und Wohlfahrt des Reiches galt, in Unterhandlung getreten sey. Indessen wußte es doch die französische Politik dahin zu

bringen; daß Maximilian unthätig blieb, und sich nach ein paar Jahren sogar gefallen ließ, mit Ludwig einen Vertrag zu Blois abzuschließen, kraft dessen, der Enkel Maximilians, Karl von Luxenburg, nachmals Kaiser Karl V. mit der Prinzessinn Claudia, Ludwigs ältesten Tochter verlobt, und die Prinzessinn Bretagne, Bourgogne und Mayland zur Mitgift versprochen wurde, wenn Ludwig ohne männliche Erben sterben sollte. Hingegen sollte Maximilian den König indessen mit Mayland belehnen. Dieser Vertrag wurde nach zwey Jahren von den französischen Reichsständen für ungiltig erklärt und aufgehoben, unter dem Vorwande, Ludwig XII. habe dadurch ein Grundgesetz des Staates übertreten, weil er in die Veräusserung eines beträchtlichen Theiles der Krongüter eingewilliget habe. *)

Der in dem Vertrage zu Blois verlobte Prinz Karl, war damals erst in seinem vierten Jahre. Maximilian liebte ihn ungemein, und es verdient bemerkt zu werden, wie sehr er über die Nachricht seiner Geburt entzückt war. Er befand sich eben auf einer Jagd in der Gegend von Donauwörth, als ihm das Schreiben hierüber zukam. Er drückte es an seine Brust; nahm

*) L'art de verifier les dates. T. I. p. 360. edit. 2da.

den Hut ab, blickte gegen den Himmel, dankte Gott für dieses Glück und bath ihn; daß er diesen seinem Enkel das Leben schenken, und ihn vor ihm und den Menschen fromm, gerecht und redlich möge wandeln lassen. Die Jagd, sein sonst größtes Vergnügen, wurde sogleich eingestellt und er eilte was er konnte, nach der Stadt, um seine Freude allen den Seinigen mitzutheilen.

Maximilian hatte bisher wenig Ruhe genossen und manche Widerwärtigkeiten ausgestanden, nun aber bekam er einige Muße und erlebte auch einige Freudentage. Er sah seine Tochter Margretha wirklich mit dem Herzoge Philibert von Savoyen, einem wackern Fürsten verehlichet; seinen Sohn Philipp zum Thronfolger Spaniens ernannt, und die Grafschaft Goerz seinem Hause zugefallen. Er hatte Zeit gewonnen, auch wieder auf die Lage Deutschlands zu sehen, und für dessen Wohlstand zu sorgen. Er hielt einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem der Landfrieden befestiget; das Reichskammergericht in eine gute Form gebracht; ein Kriegsheer wider die Türken aufzustellen beschlossen, der Unordnung im Münzwesen, dem Mißbrauche des unmäßigen Zutrinkens nach Thunlichkeit gesteuert und eine weise Verordnung über die Abstellung der Bettler und die Ausschaffung des Zigeuner Gesindels erlassen

wurde. Indem auch der deutsche Orden in Pohlen von dieser Macht sehr gedrückt wurde, so suchte er auch demselben Hilfe zu verschaffen. Durch kluge Anstalten unterdrückte er auch einen gefährlichen Bauerntumult bey seiner Entstehung. Es hatten sich nämlich die Bauern im Peiergaue mit einander verschworen, nach dem Beyspiele der Schweitzer, sich unabhängig zu machen. Um aber dieses ins Werk setzen zu können, wollten sie Kirchen, und Klöster plündern; alle Obrigkeiten, und den Adel ausrotten; die geistlichen Güter gemein machen, und nur dem Kaiser gehorchen, obwohl auch dieses letzte nicht würde geschehen seyn, wenn sie einmal die Oberhand würden gewonnen haben. Da sie in ihrer Fahne einen Bundschuh führten; so nannte man ihre Rotte den Bundschuh.

Drey Jahre waren im Frieden verflossen, als gähling in Bayern eine Kriegsflamme ausbrach, und den Kaiser und das Reich den Brand zu löschen nöthigte. Georg, der Herzog von Bayern zu Landshut segnete das Zeitliche, und ernannte in seinem letzten Willen den Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth, den jungen Pfalzgrafen Ruprecht zum Erben seines ganzen Vermögens und all seiner Länder. Wider diese Anordnung traten die bayerischen Herzoge von

München, Albrecht und Wolfgang, als die nächsten Anverwandten des verstorbenen auf und behaupteten; sie sey wider die Hausverträge, und die hinterlassene Tochter desselben, durch welche Ruprecht sein Recht gegründet glaubte, könne nicht Erbinn seyn. Maximilian ließ ihren Streit vor den Reichsfürsten untersuchen und entscheiden. Das Urtheil fiel wider den Pfalzgrafen aus. Dieser damit nicht zufrieden, ergriff die Waffen; sein Vater der Churfürst Philipp zu Pfalz that ein gleiches. Beyde wurden daher als Reichsfriedensstöhrer in die Acht erklärt; die Reichsmacht wider sie aufgebothen; sie kam aber nicht zusammen. Nur einige Stände und der schwäbische Bund erschienen auf dem Kampfplatze, mit ihnen auch Maximilian. Ruprecht hatte sich des Beystandes der Böhmen versichert, und diese drangen mit einer zahlreichen Armee bis nach Regensburg vor. Maximilian eilte ihnen entgegen, und griff sie mit Hitze an, wurde aber im Treffen aus dem Sattel gehoben und stand in Gefahr, von seinem Pferde geschleift und unter der Menge zertreten zu werden. Erich, Herzog zu Braunschweig, riß ihn aus dieser Gefahr und er schlug nun die Feinde aufs Haupt. Er belohnte seinen Retter damit, daß er ihn zum Ritter schlug; sein Wappen mit einem goldenen Sterne im Pfauenschwanze verzierte und ihm

lebenslänglich die Einkünfte der Grafschaft Görz schenkte.

Der Krieg breitete sich durch Bayern, das Innthal und die Rheinpfalz aus. Zwar war Ruprecht schon im Anfange desselben gestorben; allein sein Vater kriegte wegen seiner hinterlassenen Söhne fort. Maximilian nahm Reichenhall, Kitzbühel und Traunstein weg und legte sich dann vor Kufstein, welches er einige Zeit lang vergeblich beschoß. Pinzenauer der Festungsbefehlshaber spottete seiner, indem er nach jedem Schuße an dem Orte, wo die Kugel abgeprellt hatte, mit einem Besen in der Hand erschien und ihn abkehrte. Da dieses Maximilian sah, sprach er zu seinen Offizieren: „Sehet, sehet doch ein „neues Reiterstücklein! Dieser Kriegsmann will „der Mauern Wunden mit einem Besen heilen. „Wir hoffen aber, es soll aus diesem Ruthen„bund ein Beil herausspringen, ihm den Kopf „abzuschlagen.“ Maximilian mußte nothwendig über den Spott, den ihm Pinzenauer anthat, erzürnt werden; denn dieser Mann hatte beym Ausbruche des Krieges diese Festung, die er pflegweise von dem verstorbenen Herzoge Georg inne hatte, an Maximilian übergeben, und dieser bestätigte ihn als Pfleger; schickte ihm einige Kanonen zu, sich vertheidigen zu können; allein

Wißböck, des Churfürsten Feldhauptmann, bestach ihn mit Geld und er nahm dessen Parthey. Ihn also zu züchtigen war Maximilian gekommen. Als er aber sah, daß er nichts ausrichten konnte, machte er einen Stillstand auf drey Tage, während derer er zwey der größten Carthaunen von Innsbruck herbeyführen ließ, mit welchen er der Festung und Stadt dermassen zusetzte, daß niemand mehr darinn sicher war, worauf der Pinzenauer zween Knaben als Herolde herausschickte, und gegen freyen Abzug der Seinigen, die Festung zu übergeben versprach. Aber Maximilian hatte des Spottes nicht vergessen, er gab den Herolden zur Antwort: „Dünkt es „euerm Herrn jetzt Zeit zu seyn, sich gegen uns „zu demüthigen, oder hat er seinen Spott bis„her schon genug gegen uns ausgelassen? Nein, „liebe Gesellen, ziehet wieder zu euerm Herrn „und sagt ihm, daß wir keinen gefangen neh„men wollen, denn hat er das Schloß so zerschies„sen lassen, so soll er auch jetzt, so lang er kann, „die Trümmer behalten.“ Er befahl hierauf zu Stürmen, die Stadt wurde erobert; die Besatzung der Festung, die entfliehen wollte, gefangen und insgesammt zum Tode verurtheilet. Der erbitterte Monarch hatte hier seine gewöhnliche Sanftmuth und Güte so sehr abgelegt, daß er schwur, jedem, wer der auch seyn möge, eine

Maulschelle zu geben, der für einen der Verurtheilten um Gnade flehen würde. Schon waren Pinzenauer und vier und zwanzig seiner Krieger enthauptet, als Erich von Braunschweig für die übrigen um Gnade bath. Maximilian, um seinen Schwur nicht zu brechen, gab ihm einen ganz leisen Backenstreich, sprechend: „So lasset sie dann laufen!“ So schloß sich diese Belagerung nach siebenzehn Tagen und er gieng nach München ab, um daselbst dem Kriegsschauplatze überall nahe zu seyn. Auf Vermittelung des Churfürsten von Sachsen erfolgte im dritten Kriegsjahre der Frieden. Da er eben im Begriffe war diesen einzugehen, meynten einige seiner Räthe und Großen, es würde ihm und dem Reiche weit vortheilhafter seyn, den Krieg so lange fortzusetzen, bis sein und des Reichs Feind von Land und Leuten vertrieben, ins Elend wandern müsse. Aber Maximilian fragte sie großmuthsvoll, wer aus euch wird sich dann der unschuldigen Söhne des Pfalzgrafen annehmen, wer ihr Pflegvater seyn? Wenn wir den Churfürsten gänzlich verdrängen, so wird dann diese Sorge ganz allein auf mich fallen. Warum soll ich also jetzt, da er zum Vergleiche geneigt ist, ihm dasjenige nicht lassen, was ich ihm dann von dem Meinigen wieder zusetzen müßte? Er machte Friede und räumte den Söhnen des verstorbenen Fürsten die obere Pfalz

ein, erhielt aber für sich einige Herrschaften des Herzogs Georg, sammt den Landvogteyen Hagenau und Ortenau zum Ersatze seiner Kriegskosten. *)

Maximilian reiste nach Hagenau, diese Landvogtey in Pflicht zu nehmen, und noch andre Dinge daselbst zu verhandeln, weswegen er seinen Sohn, den Erzherzog Philipp dahin berief, und auch den König von Frankreich persönlich erwartete. Dieser aber kam nicht; sondern sandte den Kardinal Georg von Ambois zur Unterredung. Der Freundschaftsvertrag, mit Frankreich wurde noch einmal erneuert, und hierauf Amboise im Namen seines Königs unter gewissen Bedingungen mit Mayland belehnt. Philipp empfieng sogleich die Lehen wegen Geldern und Zürphen, worauf er nach den Niederlanden, Maximilian aber nach Cölln abgieng. Da in den Nieverlanden Karl von Egmond neue Unruhen anzettelte und die Brabänter aufhetzte; so zog Maximilian seinem Sohne mit einem Heere zu Hilfe. Karl wartete seine Ankunft nicht ab, bath um Frieden und erhielt ihn. Maximilian, der auf seinem Marsche

*) Birken B. 6. Kap. 6. S. 1158. Hier werden alle Herrschaften und was Maximilian sonst noch erhalten hatte, umständlich angegeben, sie waren von ziemlicher Wichtigkeit.

bis Xanten gekommen, war mit der Beylegung des Streites wohl zufrieden und kehrte wieder nach Cölln zurück, von wo er nach einem kurzen Aufenthalte nach Tyrol abgieng, um sich zu seiner schon lange im Sinne gehabten Römerreise zu richten. Indessen aber schiffte sich Philipp nach Spanien ein, und Ludwig XII. wurde bundbrüchig; verehlichte seine Tochter, welche er dem Erzherzoge Karl zugesagt hatte, an den Herzog Franz von Angouleme, und täuschte hiedurch sowohl die Hoffnung des Kaisers, als seines Sohnes. Maximilian mußte aber hierüber das Nachsehen haben, weil ihn ein andrer höchst wichtiger Gegenstand beschäftigte.

Die Hungarn mißvergnügt mit der Regierung ihres alten Königs Uladislaus II., hatten eigenmächtig einen Reichsschluß abgefaßt, daß, wenn er ohne männliche Erben absterben sollte, sie niemals einen Ausländer zum Könige erwählen wollten, und wenn ein Hungar gegen diesen Schluß handeln würde, soll er entweder mit dem Schwerte hingerichtet, oder sammt seinen Kindern und Nachkömmlingen auf ewig aus dem Reiche verwiesen, und seine Güter zur Kammer eingezogen werden. Auch sollen den Deutschen in Zukunft keine Aemter noch Herrschaften im Reiche gestattet werden, und die wirklich einige besäßen,

sollen

sollen sie den Hungarn abtreten. Sie legten diesen Schluß dem König zur Bestätigung vor. Dieser blöde und träge hatte dawider nichts einzuwenden; aber destomehr Maximilian, weil das durch alle alten Verträge der Hungarn mit Oestreich und selbst der letzte, den er mit Uladislaus eingegangen hatte, vernichtet werden wollten. Er verlangte daher ohne Anstand vom Könige die Bestätigung aller Verträge und daß dessen kleine Prinzessinn Anna, einem seiner Enkel zur Gemahlinn versprochen werde. Uladislaus verwilligte alles. Allein dieß genügte dem Vater nicht; er rückte unverzüglich mit einer Armee bis nach Preßburg, um auch die Stände zur Anerkennung der Rechte seines Hauses zu zwingen. Jene versammelten sich zu Stuhlweissenburg und überlegten die Foderungen Maximilians. Da sie in keiner Kriegsverfassung, hingegen die deutsche Armee in ihrem Reiche stand, so fanden sie es für besser, sich in die Umstände zu fügen; ihren Reichsschluß aufzuheben und die Rechte des Hauses Oestreich auf ein neues zu bestätigen. Sie thaten dieses um so viel lieber, weil um eben diese Zeit ihre Königinn von einem Prinzen entbunden wurde, welchen sie nicht mehr gehofft hatten, und wodurch die östreichischen Ansprüche wieder auf ungewisse Zeit hinausgesetzt wurden. *)

*) So erzählt Herr Windisch in seiner politisch historischen

Nachdem Maximilian auf angeführte Weise des Krieges wider die Hungarn war enthoben worden; so dachte er wiederum an seinen Römerzug. Er ließ also bey dem Rathe zu Venedig um freyen Durchzug durch ihr Gebiet ansuchen, und sie zugleich gutmeynend warnen, sich vor dem König in Frankreich in Acht zu nehmen. Die Venetianer schlugen den Durchzug ab, wenn er mit einigem Kriegsvolke geschehen sollte, und dem französischen Könige berichteten sie, worüber sie Maximilian gewarnet habe. Maximilian vernahm beydes zu seinem höchsten Verdrusse, er würde sich sogleich an ihnen gerächt haben, wenn nicht andre Dinge dazwischen gekommen wären, die ihn für dießmal zurückhielten. Es kam ihm um eben diese Zeit die höchst traurige Nachricht aus Spanien; daß Philipp das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt habe. Also gleich eilte er nach den Niederlanden und erboth sich diese und seine noch unmündigen Enkel als Vormünder in Schutz zu nehmen; allein die Städte wiesen sein Anerbieten ab, und er mußte zu seinem größten Leidwesen sehen, daß sie ihm noch, wie vorher abgeneigt waren. Indessen traf er doch

---

Beschreibung des Königreichs Hungarn S. 331. Kap. 8. die Sache. Jedoch Isthuanffi meldet nichts von Maximilians Zug nach Preßburg. l. IV. Col. 1. p. 33.

mit einigen ihm geneigten Ständen einige gute Anstalten, und schied friedlich von ihnen. Nach seiner Rückkehr schrieb er einen Reichstag nach Konstanz aus, um mit den versammelten Ständen wegen seines Römerzuges zu handeln, den ihm die Venetianer auf Anstiften Frankreichs sperren wollten. Papst Julius II. hatte ihm auch geschrieben, daß der König von Frankreich mit Mayland sich nicht begnüge, sondern Absichten auf die ganze Lombardie und Italien habe; den Kardinal von Ambois, Bischoff zu Rouen, zum Papste machen und sich von diesem die Kaiserkrone wolle aufsetzen lassen. Als der Reichstag eröffnet wurde, ließ Maximilian das päpstliche Schreiben und die Antwort der Venetianer auf sein Ersuchen wegen des Durchzuges ablesen. Die versammelten Stände geriethen darüber in Unwillen und Maximilian erhöhte diesen durch eine den Umständen angemessene Rede dergestalt, daß alle in größten Eifer kamen und sich schämten, auf andern Reichstägen die Klagen des Kaisers gegen Frankreich nicht angehört zu haben. Sie beschlossen, nicht zu gestatten, daß die Majestät ihres Reichs durch ihre Nachläßigkeit auf ein anderes Volk sollte übertragen werden. Einmüthig berathschlagten sie über die nöthigen Maßregeln und einmüthig nahmen sie sich vor, ein so starkes und mächtiges Kriegesheer auf die

Beine zu stellen, daß ihnen ganz Frankreich und Italien nicht sollte gewachsen seyn; sie sprachen von der Wiederherstellung des alten Reichsanse-hens in Italien; von der Eroberung aller Staaten darinn, welche entweder aus Unmacht oder Versehen der vorigen Kaiser davon abgerissen worden; sie wollten zeigen, daß wenn die Deutschen seit vielen Jahren nicht einig gewesen, sie dessen ungeachtet noch die nämliche Kraft und eben denselben Heldenmuth besäßen, wodurch ihre Vorfahren der ganzen Welt fürchterlich geworden seyn. Sie fiengen an, dieses Geschäft mit solcher Hitze zu betreiben, die Schweitzer ebenfalls um Vereinigung anzugehen, daß seit sehr vielen Jahren kein Reichstag war, von welchem man sich mehr versprach. Allein der kreissende Berg gebar eine Maus. Ludwig schickte vertraute Leute heimlich nach Konstanz, welche unter der Hand die Reichsstände uneinig machen sollten; er erklärte, daß er nie gesonnen gewesen sey, das Reich zu beeinträchtigen, und daß er sogleich, nachdem er Genua zum Gehorsame gebracht, seine Kriegsvölker entlassen, und also keine Macht in Italien habe. Er sey vielmehr bereit, das Reich selbst zu vertheidigen. Er verließ sich aber nicht sowohl auf seine Rechtfertigungsgründe, als auf seine Bestechungskunst und suchte also durch die Macht des Goldes die Wuth der deutschen Waf-

sen zu mäßigen. *) Der erste Eifer der Fürsten erkaltete demnach und die Gefahr, daß Ludwig die Papstwürde und das Reich antasten wolle, verschwand in ihren Augen; das allgemeine Interesse mußte dem besondern weichen, und dazu gesellte sich das in ganz Deutschland eingewurzelte Streben, die Macht der Kaiser nie so groß werden zu lassen, daß ihnen andere gehorchen müßten. **) Der Reichstag endigte sich nach vier Monaten und es wurden dem Kaiser nach vielem Wortgezänke zu seiner Reise nach Rom achttausend Reisige, zwey und zwanzigtausend Fußgänger auf sechs Monate und auf Artillerie und andere Nothdurften der Armee 120,000 rheinische Gulden bewilligt. Diese Kriegsmacht und daß Maximilian noch seine Hauskräfte beyfügen könnte, selbst ein erfahrner Kriegsheld war und eben deswegen in einer solchen Hochachtung stund, als seit hundert Jahren kein Kaiser, erregte in Italien große Furcht und der Papst selbst suchte

---

*) Giucciardini la Historia d'Italia lib. 7. p. 198. edit. Venet. 1610. 4. l. cit. p. 201. con la mano multo liberale a temperare la ferocità dell' arme Tedesche, con la potentia dell' oro.

**) l. c. perche oltra l'altre cagioni era desiderio invetterato in tutta Germania, che la grandezza de gl'imperatori non fusse tale, che gli altri fussero costretti ad ubidirlo.

ihn von seinem Zuge dadurch abzuwenden, daß er ihn abwesend durch einen Legaten zum Kaiser wollte erklären lassen. Maximilian verlangte noch einmal den Durchzug durch das Gebiet der Venetianer; aber auch diesesmal wurde er ihm versagt und die Venetianer verbündeten sich mit Frankreich, im Falle Maximilian sich den Weg mit Gewalt eröffnen wollte.

Maximilian, um auf das nachdrücklichste den wider Venedig beschlossenen Krieg führen zu können, war mit der verwilligten Reichshilfe nicht begnügt; das bewilligte Geld war zu wenig; er verpfändete daher die Grafschaft Kirchberg und Weissenhorn um siebenzigtausend Gulden; hielt einen Landtag zu Botzen und bekam von Tyrol 5000 Mann zugestanden. Er wollte auch bey einigen italienischen Städten Geld aufnehmen, aber die Franzosen schreckten sie ab, und er bekam nur wenig von dorther. Er ersuchte den Papst, um hunderttausend Dukaten von der zusammengeschossenen Türkensteuer nehmen zu dürfen, aber auch dieser entschuldigte sich mit der Furcht vor den Franzosen. Die Reichshilfe kam gleichfalls nicht in bestimmter Zahl zusammen, und so hatte er eine Menge Schwierigkeiten zu besiegen, sein Vorhaben ins Werk zu richten. Aber dessen ungeachtet stund er nicht

ab, unterließ nichts von allen jenen Dingen, die den Ruf von seinem Einmarsche in Italien vergrößern konnten; er führte in mehrere Gränzplätze Artillerie ein; bewarb sich bey den Schweizern um zwölftausend Mann Hilfstruppen; begab sich persönlich jeden Tag an einen andern Ort, machte dadurch die Leute in ihren Urtheilen verwirrt und erregte allgemein eine große Erwartung in Italien. Die Ungewißheit vermehrte er selbst, weil er von Natur aus seine Gedanken und Entwürfe geheim hielt, und jetzt noch dazu Befehl ertheilt hatte: daß ihm weder der päpstliche Gesandte, noch andere Italiener folgen, sondern von seinem Hofgefolge entfernt in einer befestigten Stadt sich aufhalten sollten. Niemand wußte daher, wie stark er sey, wann und wo er einbrechen würde. Einige glaubten, er werde durch das Friaul, oder über Trient nach Verona, andere durch Savoyen oder auf der Strasse von Como anrücken und ins Mailändische dringen; endlich gab es einige, die meynten, er werde den Feldzug wohl gar in Burgund gegen Frankreich eröffnen. Der König von Frankreich traf also auch Gegenanstalten, und um die Macht Maximilians und seinen Plan zu theilen, gab er dem neuerdings die Waffen führenden Karl von Egmont Truppen, damit er die Staa-

ten des Erzherzogs Karl beunruhigen möchte. *) Maximilian aber begab sich nach Trient, musterte da seine Armee und ließ den Doge und Senat von Venedig durch den Reichsherold vorladen, sich ihres bisherigen Benehmens wegen zu verantworten, und als Niemand erschien, sprach er den Reichsbann über sie und erklärte, daß er wider ihren Willen seine Reise durch ihr Gebiet fortsetzen werde, zugleich nahm er den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Der Papst hatte ihm durch seinen Legaten wegen der Römerreise jetzt auch Vorstellung machen lassen, sie nicht zu unternehmen, und der Legat mußte ihm eine mit goldenen Buchstaben geschriebene Bulle überreichen, worinn er ihm den Titel eines römischen Kaisers eben so bestätigte, als wär er wirklich zu Rom gekrönt worden. Diese letztere Thatsache erzählen mehrere, **) aber Guicciardini meldet von keiner solchen Bulle etwas. Nachdem er zu Trient eine Menge Mundvorrath und andere Kriegsbedürfnisse auf Schiffe geladen und auf der Etsch voraus geschickt hatte, brach er mit fünfzehnhundert Reitern und 4000 Infanteristen eigner Haustruppen auf, gieng

*) Guicciardini l. c. p. 206.

**) Pont. Heuter. l. VII. c. 11. Linturius ad annum 1587. Cuspinianus. p. 480.

über das Gebirg nach Vicenza zu; plünderte die sogenannten sieben Gemeinen auf dem Zuge und kam der Stadt so nahe, daß er einige Stücke auf dem Berge wider sie aufpflanzen konnte. Der Anführer der Reichsvölker, der Markgraf von Brandenburg rückte vor Roveredo, that aber sonst nichts, als daß er die Stadt auffoderte. Stündlich erwartete man größere Fortschritte des Kaisers, als er am vierten Tage nach seinem Ausmarsche aus Trient plötzlich sich nach Botzen zurückzog und jedermann über eine solche Unvorsichtigkeit, oder Unbeständigkeit in Erstaunen ließ. Während dessen hatte der Krieg auch von der Seite Friauls angefangen. Maximilian gieng von Botzen nach Brauneg, wandte sich von da auf die Friauler Strasse mit sechstausend Mann, die er im Lande zusammenzog; nahm das Thal Cadore weg, gieng von da gegen Trevigi, eroberte das Kastell St. Martin und andere und machte dabey solche Fortschritte, die eines Obersten, nicht aber eines Kaisers würdig waren, wie Guicciardini sagt. *) Auch hier kehrte er auf halbem Wege um, und begab sich nach Innsbruck, um gegen Pfänder und durch andere Mittel Geld aufzutreiben. Da er vernahm, daß die Schweizer in den Sold Frank-

*) Guicciard. l. c. p. 208.

reichs getreten und die Venetianer in Verbindung mit der letztern Macht nun erst den Krieg ernstlich zu führen entschlossen seyn, so reiste er nach Ulm, den schwäbischen Bund zu seinem Beystande aufzufodern und auch von den Reichsständen noch auf sechs Monate länger, als auf dem Reichstage zu Konstanz war bestimmt worden, die verwilligte Geld- und Truppenhilfe zu erhalten. Wahrscheinlich verfügte er sich auch wegen Geldunterhandlungen nach Augsburg, wo Abgesandte aus den Niederlanden eintrafen und ihn baten, eiligst dahin zu kommen, weil sowohl der Herzog von Geldern, als auch die Franzosen alles in Unruhe gebracht hätten. Er gewährte ihre Bitte und machte sich dahin auf die Reise. Als er zu Kölln war, schrieb er einen Reichstag nach Worms aus, welchen er bey seiner Rückkunft besuchen wollte, und jetzt reiste er nach Gent. Seine Abwesenheit kam den Venetianern treflich zu Statten; sie eroberten in kurzer Zeit alles Verlorne wieder, bekamen Görz, Gradiska, Triest, Portenau und überhaupt bey fünf und vierzig Städte und Schlösser in ihre Gewalt, wovon sie die meisten durch Bestechungen der kaiserlichen Offiziere erhielten. Die Schuldigen wurden zwar von Erich von Braunschweig, dem Oberbefehlshaber, gefangen; aber ihre Strafe war, daß sie das empfangene Geld der Verrä-

therey wieder herausgeben mußten, welches Erich dem Kaiser übersandte. Ueberall waren die Feinde siegreich; besonders nachdem auch die Reichstruppen, derer ohnedieß nicht viele waren, nach Verlauf der sechs Monate nach Hause liefen. Maximilian, da er sich verrathen und von allen verlassen sah, wollte nicht noch mehr verlieren, und ließ den Venetianern einen Waffenstillstand antragen. Er wurde auf drey Jahre genehmigt mit der Bedingung: daß ein jeder Theil im Besitze seiner Eroberungen bleiben und befugt seyn soll, in den eroberten Plätzen zu bauen und sie zu befestigen. *) Manchem Leser dürfte die Erzählung dieses Venetianerkrieges etwas zu weitschweifig scheinen, allein da sich bey diesem der Charakter Maximilians von mancherley Seite darstellte, so hielt man es für nöthig, in der Beschreibung desselben etwas umständlicher zu seyn.

In den Niederlanden hatte Maximilians Gegenwart heilsame Folgen. Die Franzosen und der Herzog von Geldern zogen sich zurück. Mit diesem letztern traf Maximilian einen neuen Vergleich, daß er eidlich gelobte, sich in Zukunft ruhig zu verhalten. Mit Einstimmung der Stände ernannte er nun die Erzherzoginn Margretha,

*) Guicciard. l. c. p. 210.

welche bereits wieder Wittwe geworden war, zur Statthalterinn; setzte ihr ein Ministerium aus Landesgebornen an die Seite, gab seinem Enkel Karl den Herzog von Croy zum Oberstthofmeister und den Adrian Florentin zum Lehrer in den Wissenschaften. Bey allen diesen Anordnungen ließ er doch die Venetianer nicht aus seinen Augen; die erlittene Beschimpfung und der Verlust seiner Städte trieben ihn an, auf Mittel zu denken, sich zu entschädigen. In dieser Absicht machte er den Entwurf, sich mit Frankreich zu vergleichen und mit Ludwig XII. einen Bund wider die stolzen Republikaner abzuschließen; denn Ludwig war ebenfalls wider sie aufgebracht, weil sie ohne seine Beystimmung mit Maximllan einen Waffenstillstand geschlossen und ihm, wie er sie beschuldigte, die geheimen Artikel desselben vorenthalten hätten. Den Entwurf Maximilians brachte Matthäus Lang, Bischoff von Gurk zur Wirklichkeit, der nach Paris reiste, und den König zum Bündnisse bewog. Alles gieng in größter Verschwiegenheit vor. Zu Cambrai wurde endlich das ganze Geschäft ins Reine gebracht und Maximilian und Ludwig beschlossen gemeinschaftlich, die Venetianer zu bekriegen. Sie blieben aber nicht allein, sondern auch Ferdinand König von Arragonien und Papst Julius II. vereinigten sich mit ihnen. Ludwig erschien zuerst im

Felde; Maximilian aber, nachdem jener schon einige glückliche Fortschritte gemacht hatte. Die Venetianer schickten Gesandte an Maximilian, ihn zu besänftigen; aber er hörte sie nicht an. Mit einem wohlgerüsteten Heer von 15,000 Mann rückte er wider seine Feinde an; eroberte Verona, Padua, Vicenza und wollte Venedig belagern; aber hiezu wollten sich seine Bundesgenossen nicht verstehen. Das Glück begleitete die Waffen der Verbündeten; die Lage der Republik wurde immer gefährlicher, und sie stund am Rande ihres Unterganges. Sie machte noch einmal einen Versuch, den Kaiser, dessen Gemüth sehr versönlich war, vom Bunde abzuziehen; sie bot ihm die vortheilhaftesten Bedingungen an; ihr Abgesandter Anton Giustiniani brachte in einer vortreflichen Rede die bündigsten Gründe vor, ihn zu bewegen, daß er mit ihnen Frieden schliesse, aber vergeblich. Er weigerte sich, ohne Einwilligung des Königs Ludwig irgend einen Vergleich einzugehen. *) Als die Venetianer sa-

---

*) Guicciardini l. 8. p. 222. Antonio Giustiniano: il quale ammesso in publica audientia al cospetto di Cesare, parlò miserabilmente et con grandissima sommessione, ma in vano, perche Cesare ricusava di far senza il Re di Francia conventione alcuna.

Die ganze Rede des Giustiniani findet sich eben da. In der neuern Venetianer Ausgabe des Guicciardini ist sie ausgelassen.

hen, daß er nicht zu bereden sey, versuchten sie es mit dem Papste und da gelang es ihnen besser. Nachdem dieser von ihnen erhalten, was er wollte, trennte er sich vom Bunde und bewog auch den König Ferdinand von Arragonien ein gleiches zu thun. Maximilian focht noch immer glücklich an der Seite seines Bundsgenossen; als ihn aber endlich dieser auch verließ und er allein auf dem Kriegsschauplatze zurückblieb, verlor er alle seine glänzenden Eroberungen wieder und mußte zufrieden seyn, daß er am Schlusse eines achtjährigen höchst blutigen und kostspieligen Krieges nur seine verheerten Länder wieder bekam. Sowohl Historiker, als Staatsmänner, welche nur die sogenannte Staatsconvenienz zur Grundmaxime ihrer ganzen Politik machen, haben es dem Kaiser als einen seiner größten Fehler angerechnet, daß er mitten im Laufe seiner Siege und seines Glückes die Bedingungen der Venetianer, die ihm so höchst vortheilhaft waren, verworfen und mit ihnen keinen Separatfrieden geschlossen habe. Allein nach dem Urtheile einer gesunden und richtigen Vernunft scheint Maximilian sich gerade dadurch in seiner wahren Größe gezeigt und den schönsten Ruhm eines Monarchen errungen zu haben, daß er sein königlich gegebenes Wort und seine Fürstenehre höher schätzte, als alle Vortheile, die er durch Treu-

losigkeit an seinen Bundesgenossen hätte erwerben können. Er bewies sich eben dadurch als ein würdiger Sproße des redlichen Rudolphs von Habsburg und stellte allen seinen Nachkömmlingen ein Beyspiel auf, in ähnlichen Fällen eben so treu und bieder zu handeln und in dem einmal geschlossenen Bunde so lange standhaft auszuharren bis alle Verbündete davon abgetreten sind. Maximilians edlem Beyspiele folgte in unsern Tagen Franz II. Fest und unerschütterlich treu blieb er seinen Verbündeten; stritt redlich mit ihnen wider ihren gemeinschaftlichen Feind, die übermächtige Frankenrepublik; hielt standhaft aus, bis fast alle Verbündete dem Bunde entsagten und ihm allein den ungleichen Kampf überliessen. Die unbefangene Nachwelt wird daher diesem großen Fürsten und Kaiser den Beynamen des Standhaften, den ihm seine Zeitgenossen geben, nicht versagen und ihm noch den des treuesten und redlichsten Bundesgenossen beylegen.

Papst Julius II. erkrankte während des Kriegslaufes tödtlich und jetzt soll Maximilian nach der Erzählung der Geschichtschreiber sich bestrebt haben, die päpstliche Thiara zu erlangen und das allgemeine Oberhaupt der christlichen Kirche zu werden. Zur Erreichung dieses Zwe-

ckes habe er auch seinen geschickten Staatsunterhändler, Mathäus Lang, wirklich nach Rom gesandt, die Gesinnungen der Kardinäle auszuforschen und sie mit Geld zu gewinnen, wozu er dreymalhundert tausend Dukaten von dem Hause Fugger in Augsburg aufgenommen. Auch dann, als der Papst wider alles Vermuthen wieder war gesund worden, sey er auf seinem Vorhaben bestanden, und habe sich sogar an den heiligen Vater selbst gewendet, ihn zum Coadjutor der päpstlichen Würde zu machen. Man führt zum Beweise des Vorhabens Maximilians an, daß hievon das Gerücht allgemein ergangen sey, und dieses habe Maximilian selbst durch eigenhändige Schreiben an den Bischoff Paul Liechtenstein und an die Erzherzoginn Margretha, seine Tochter, Statthalterinn der Niederlande begründet, indem er an diese folgendermassen schrieb: „Wir finden keinen hinreichenden Grund uns wieder zu verehlichen (Maria Blanca seine dritte Gattinn war um diese Zeit gestorben) sondern wir haben uns entschlossen, morgen den Bischoff von Gurk nach Rom zu senden, um mit dem heiligen Vater eine Uebereinkunft zu treffen, daß er uns zu seinem Coadjutor mache, damit wir nach seinem Tode gewiß seyn mögen, Papst, Priester und heilig zu werden, wodurch ihr genöthiget werden sollet, mich nach meinem

Tode

Tode zu verehren, worüber ich mich recht sehr erfreuen werde. Ich sende unter einem auch an den König von Arragonien eine Bothschaft ihn zu ersuchen, daß auch er uns hiezu behilflich sein wolle, womit er wohl zufrieden ist, wenn ich unserm gemeinschaftlichen Enkel Karl das Reich abtrete, welches ich mir auch gefallen lasse." Auf diese Stelle folgt weiterhin eine andre, die also lautet: „Ich fange auch an mit den Kardinälen zu unterhandeln, bey denen mir zwey bis dreymal hundert tausend Dukaten ganz gute Dienste leisten werden." 3) So richtig auch diese Schreiben Maximilians sind; so scheint es doch nicht, daß es ihm mit dem Gesuche um die päpstliche Krone Ernst war; es scheint vielmehr entweder eine bloße flüchtige Idee gewesen zu seyn, oder aber daß er nur habe scherzen, den Eigennutz der Kardinäle auf eine feine Art rügen, und auf die Probe stellen wollen. Hätte er es aber doch ernstlich gemeint; so wäre dieß ein großer und erhabener Gedanke gewesen, der eines Versuches ihn zur Wirklichkeit zu bringen, wohl würdig war.

Während der Zeit des Krieges mit Venedig hatte Maximilian noch andre Gegenstände zu behandeln. Der König Ferdinand von Arragonien machte Ansprüche auf die Regierung des

Königreichs Castilien während der Minderjährigkeit des Erzherzogs Karl. Maximilian hingegen glaubte, sie gebühre ihm, weil er Väterlicher Seits Karls Großvater war. Endlich verglich er sich doch mit Ferdinand, seinen Ansprüchen zu entsagen, jedoch unter folgenden Bedingungen, daß Ferdinand ihm fünfzig tausend Dukaten bezahlen, und in dem venetianischen Kriege so lange mit Truppen unterstützen soll, bis er wieder zu dem seinigen gelangt seyn würde, auch soll der Erzherzog Karl jährlich zweymal hundert tausend Dukaten erhalten. Bey einem Reichstage zu Augsburg wurden ihm einige Beschwerden der deutschen Nation wider die römische Curia übergeben; er trug hierüber einem berühmten Gelehrten, Jakob Wimpheling auf, eine pragmatische Sanktion nach Art der französischen Kirche zum Gebrauche der deutschen zu entwerfen, und wollte dadurch den Beschwerden der Deutschen abhelfen; aber der Zeitläufte wegen wurde hierüber nichts ausgeführt. Ludwig XII. von Frankreich hatte dem Papste zum Verdrusse, weil er von diesem mittelst der Schweizer aus Italien war verdrängt worden, ein Concilium zu Pisa veranstaltet; eine Kirchenspaltung stund bevor, Maximilian befahl seinen Bischöffen hierüber zu Augsburg zu berathschlagen, und als sie die Pisaner Versammlung verwarfen, sandt er keinen der Seinigen

dahin, sondern erklärte sich für die vom Papste im Lateran veranstaltete Kirchenversammlung. Auf einem späterhin zu Trier angefangenen, und zu Kölln vollendeten Reichstage wurden mehrere weise Gesetze verfaßt und kund gemacht, die theils die öffentliche Ruhe und Sicherheit und die Regierungsweise; theils auch die Verbesserung der Moralität der Deutschen zum Endzwecke hatten. Auch wurde das Reich in zehen Kreise ordentlich eingetheilt; eine Notariatsordnung aufgesetzt, und die westphälischen Gerichte verbessert. Auf diese Art sorgte demnach Maximilian auch mitten unter einem schweren Krieg für Deutschlands Wohl.

Nachdem Papst Julius II. wider den König von Frankreich Ludwig XII. ein Bündniß mit dem König Ferdinand von Arragonien, mit Heinrich VIII. in England, und mit den Schweizern errichtet, und sein Nachfolger Leo X. dieses Bündniß ebenfalls in Kraft erhielt; so both Maximilian dem französischen Monarchen unter gewissen Bedingungen sich an, mit ihm einen Gegenbund zu schließen. Als jene aber nicht angenommen worden, trat er dem erstern bey und versprach dem König von England gegen Erlag von 120,000 Gulden 8000 Mann Schweizer zu werben, welche einen Einfall in Burgund wagen

sollten, während welcher Zeit Heinrich von den Niederlanden aus auf Frankreich los ziehen würde. Maximilian warb nicht nur 8000, sondern 25000 Mann und gesellte diesen noch 1500 Reiter aus seinen Ländern bey, denen er unter der Anführung des Herzogs Ulrich von Würtemsberg nach Burgund aufzubrechen befahl. Sie erschienen dort zwar nicht so geschwind, als es vielleicht Heinrich gewünscht haben mochte; aber sie kamen doch und drangen in Burgund ein. *) Hume schreibt, Maximilian habe nicht Wort gehalten, und um den König Heinrich doch schadlos zu halten, sey er selbst nach den Niederlanden gekommen und habe gleichsam als ein Freywilliger unter ihm gedient. **) Allein in beyden ist er irrig daran. Maximilian erfüllte sein Wort nach Möglichkeit der Umstände, kam nach den Niederlanden, weil er dort durch seine Gegenwart und seine Kenntnisse vorzüglich wirken zu können glaubte, führte dem jungen Könige 4000 Mann zu, überließ ihm aber die oberste Befehlshaberstelle, theils seinem Ehrgeitze zu schmeicheln, theils

---

*) Gerh. Rhoo l. XII. p. 591. P. Heuterus l. VII. C. IV. Fugger B. 6. C. XVI.

**) Humes History of England T. III. Chap. 27. p. 433. edit Lond. 1777. Rapin Thoyras erzählt eben dieß. Histoire D'Angleterre T. II. liv. 15. p. 181.

auch weil Heinrich eigentlich den Krieg führte, und er ihm nur freywillig mit seiner Kriegskunde an die Hand gehen wollte; so wie einst Scipio der Afrikaner unter seinem Bruder Legatendienste that, um ihn zum Sieger zu machen und die Ehre des Sieges und des Triumphes auch ihm zu verschaffen. In der That war es auch Maximilian, welcher den Feldzug leitete, und durch seine weisen Anordnungen und Kenntnisse den Engländern den Sieg errang. Als er nach den Niederlanden gekommen war, hatten die Engländer schon Terouenne belagert. Maximilian bewillkommte den König zu Aire, und besichtigte dann das englische Lager zu Terouenne. Hier kam ihm Kundschaft, daß eine starke französische Armee zum Entsatze anrücke; er rieth also dem König, was er zu thun habe; rief auch die deutschen in französischem Solde stehenden Truppen ab, welche sich nur wider England, nicht aber wider ihren Kaiser zu dienen verpflichtet hatten. Dadurch leistete er schon seinem Bundsgenossen einen sehr wesentlichen Dienst. Als endlich die Feinde näher kamen, ordnete er die Schlachtordnung; hielt eine kurze Rede an seine Deutschen und die Niederländer, erinnerte sie, daß unter seiner Anführung die Franzosen an eben diesem Orte seyn geschlagen worden, und ermahnte sie zum tapfern Kampfe, zugleich nahm er seinen Helm vom

Haupte, zeigte ihnen seine grauen Haare sprechend: „mein Alter soll mich nicht abhalten euch „ein Beyspiel der Tapferkeit zu geben; sehet auf „mich, und folget mir nach, wenn ich an eurer „Spitze die Franzosen angreife, und euch mit „eigner Faust zeige, wie ihr den Sieg erlangen „solltet.“ Sein ehrwürdiges graues Haupt; seine Rede entflammte den Muth der Krieger, ein allgemeines Freudengeschrey hieß ihn willkommen, und rief ihm Glück zu, sie wünschten alle sogleich an den Feind zu setzen. Er gab das Zeichen zur Schlacht, setzte sich an die Spitze von 4000 Reitern, that ein kurzes Gebet; gab seinem Pferde die Sporn, rannte wider den Feind, und erlegte einen Vornehmen desselben. Ihm folgt das ganze Heer auf dem Fuße nach, im Kurzen wird das Gefecht allgemein, zwey tausend Feinde liegen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, ihre Anführer werden gefangen, die übrigen entfliehen; Heinrich und Maximilian sind Sieger, ohne daß das Fußvolk zum Treffen kömmt, Terouenne fällt in ihre Hände, und Maximilian erhält es vom Könige wahrscheinlich zum Danke seines geleisteten Beystandes. Rapin Thoyras schreibt, Maximilian habe diese Gefälligkeit von Heinrich nicht verdient. *) Mit welchem Rechte

*) Rapin Thoyras l. c.

er aber dieses behaupten konnte, läßt sich nicht einsehen, wenn man auf alles das Rücksicht nimmt, was Maximilian zum Vortheile Heinrichs in diesem Kriege gethan hat. Heinrich nahm nach diesem die Belagerung von Tournai vor, und Maximilian gieng nach Deutschland zurück. Der Feldzug der Schweizer hatte keinen glücklichen Erfolg; sie verheerten einen Theil von Burgund; belagerten Dijon; ließen sich durch französisch süße Worte und blankes Geld zu einem Frieden bereden, und zogen unverrichteter Dinge ab. Maximilian mußte hierauf einen Theil seiner italienischen Armee dahin ziehen; schwächte sich dadurch in Italien; konnte daselbst keine Fortschritte mehr machen, und sah sich also gezwungen mit Venedig jenen Frieden zu schließen, dessen weiter oben Erwähnung geschah.

Wenn Maximilian in Deutschland war, verweilte er sich am liebsten in Tyrol, weil er da die schönsten und herrlichsten Jagdreviere hatte. Auch jetzt kam er nach seiner Rückkunft aus den Niederlanden nach Innsbruck, wo er schon vor einiger Zeit den Grund zu einer neuen Burg gelegt hatte, welche nunmehr vollendet war. Als er sie besah, entdeckte er am Gebäude mehrere Fehler, und sagte hierüber zu seinem Kam-

merdiener Matthäus ganz mißmuthig; die Arbeitsleute machen auch nichts, was mir gefallen könnte, ich will mir ein besseres Haus bauen lassen, hiemit befahl er, ihm einen Sarg verfertigen zu lassen. Als er fertig war, versah er ihn mit allem Leichengeräthe, verschloß ihn in eine eiserne Kiste, von welcher er den Schlüssel zu sich nahm, und stets bey sich trug; die Kiste selbst aber bey allen seinen noch ferneren Reisen sich nachführen, und alle Abend an sein Bett hinstellen ließ. Da nun niemand wußte, was darinnen enthalten war; so glaubten die meisten seiner Hofleute, er habe darinn seine Schätze verborgen. Dieses that er aber nicht aus melancholischer Laune; sondern aus reifer Ueberlegung, denn er wollte sich als Mensch und Christ mit dem Tode vertraut machen, dessen Opfer er einmal werden mußte. Der Gedanke an den Tod hinderte ihn aber nicht seine Geschäfte zu besorgen; er that dieß nur um so eifriger als ihn die Idee seiner Sterblichkeit antrieb, die Kürze der menschlichen Lebenszeit bestmöglichst zu benützen. Er machte daher den Entwurf einen allgemeinen Heereszug wider die Türken zu bewirken, und auch sein Haus durch vortheilhafte Eheverbindungen seiner Enkel und Enkelinnen in einen solchen Zustand zu setzen, daß es durch eigne Macht seinen Feinden gewachsen seyn möchte, und der

Hilfe andrer Mächte nicht so leicht bedürfe. Da Oestreichs Herrscher schon seit Rudolphs I. Zeiten mit den Königen von Hungarn und Böhmen verschiedene Bündnisse und Erbfolgverträge errichtet hatten, so wollte er diese durch Eheverbindungen noch mehr sicher stellen, und trat daher mit den Königen Uladislaus II. von Hungarn, Ludwig I. von Böhmen, und Siegmund I. von Pohlen in Unterhandlungen, und nachdem er manche Schwierigkeiten dabey überwunden, war er endlich so glücklich sie alle drey zu einem freundschaftlichen Besuche nach Wien zu bereden, wo er mit ihnen mündlich sprechen, und alles ins Reine bringen konnte.

Nachdem er ihrer Ankunft versichert war, bereitete er sich zu ihrem Empfange vor; gieng ihnen bis zum Schlosse Trautmannsdorf entgegen und zwar mit einer Pracht, dergleichen er zu zeigen nicht gewohnt war. Tausend auf das schönste gerüstete Reiter begleiteten ihn. Ueber ihren Anblick erschracken die Hungarn im Gefolge des Uladislaus, und sie wollten die Könige bereden zurückzukehren, um sich nicht allenfalls einer Gefahr auszusetzen, denn sagten sie: wenn Maximilian gekommen ist nur um Heuraths, und Freundschaftsbündnisse zu schliessen: so bedarf er kein ganzes Heer zu seiner Bedeckung. Ihnen

versetzte der König Siegmund von Pohlen, der Bruder ihres Königs: „Er sey im Vertrauen auf des römischen Kaisers Edelmuth gekommen, darinn wolle er verharren; wer gleiches Sinnes sey, soll ihm nachfolgen, wer ihm aber nicht traue, möge zurückbleiben.“ Die Mißtrauischen schwiegen, und die Könige giengen vorwärts. Maximilian wurde in einer Sänfte, die mit rothem Scharlach überzogen, und mit schwarzen Sammt gefüttert war, getragen. Als die Könige nahe kamen, ließ er die Decke aufhüpfen, und erwartete sie. Siegmund trat zuerst zu ihm; Maximilian reichte ihm die Hand, und sprach auf Lateinisch: „Dieß ist der Tag des Herrn, den er gemacht hat, lasset uns darinn froh seyn, und uns dessen freuen! ihm antwortete Siegmund: „Nun wolle Gott, daß diese unsre Zusammenkunft der ganzen Christenheit nützlich und ersprieslich seyn möge.“ Diese Worte wiederholte Uladislaus, konnte sie aber vor Herzensrührung kaum hervorbringen. Ein und eine halbe Stunde dauerte dieser Willkommen, nach welchem der Kaiser eine kleine Jagd den Königen zu Ehren gab und als er während dieser von dem geäusserten Vertrauen Siegsmunds gegen sich hörte, dankte er ihm sprechend: „Euer Liebden werden uns mit Ihrem guten Gemüthe Ursache geben, daß wir Ihr zu gefallen einmal in

Ihrem Lande einen Auerochsen wollen jagen helfen.“ *)

Maximilian führte seine hohen Gäste in einem feyerlichen Einzuge zu Wien ein, und nachdem sie von ihrer Reise ausgeruhet hatten, hielt er eine große Rathsversammlung in der Burg in Gegenwart derselben, und der fremden Gesandten; trug selbst in einer sehr bündigen Rede die Ursachen und Gründe vor, wegen welcher er die Könige zu sich gebeten habe, nämlich einem schon lang gehegten Wunsche Wirklichkeit zu geben und wider den allgemeinen Erbfeind der Christenheit zu ziehen, um dadurch die Wohlfahrt von ganz Europa zu befördern. Er zeigte hiebey, welche Mittel anzuwenden seyn, sich einen glücklichen Erfolg hievon versprechen zu können; wie die christlichen Mächte zu vereinigen wären, damit sie zu diesem heilsamen Werke mit gesammten Kräften mit wirkten, endlich schloß er damit, daß er selbst Leib, Leben und Gut, und alles, was ihm Gott verliehen habe, getreulich hiezu beytragen wolle. Seine Rede dauerte beyläufig eine volle Stunde, und er rührte dadurch

*) Cuspinianus in Diario p. 802. Birken 6. Buch. Kap. 17. S. 1325 u. f. w. Gerh. Rhoo p. 595. B. 12.

alle Anwesenden dermassen, daß sie Wonnethränen weinten; mit unverrücktem Blicke nach ihm hinsahen; seine Beredsamkeit, seinen Verstand und sein wohlwollendes Bestreben für das Beste der christlichen Welt höchlich bewunderten. Es lernten ihn nun sogar diejenigen hochschätzen, welche ihm bisher nicht geneigt waren, und sie gestanden öffentlich; sie hätten von ihm nie das vermuthet, was sie in gegenwärtiger Versammlung gehört hätten. Der päpstliche Legat, der Kardinal von Gran, dankte dem Kaiser im Namen der anwesenden Könige und der ganzen Christenheit, und versicherte ihn zugleich, daß auch Uladislaus und Sigmund nicht ermangeln würden, ihren Kräften gemäß als christliche Könige zu handeln.

Es wurden hierauf mehrere Unterredungen sowohl in Betreff des Feldzuges wider die Türken, als auch über die vorhabenden Ehebündnisse zwischen den Monarchen gepflogen, und nachdem die Heurathen vollends abgeredet waren, wurde der Tag zur Vermählung bestimmt, und die Trauungszeremonie zu St. Stephan in Wien zwischen der spanischen Infantin, des Kaisers Enkelinn Maria, und dem königlich hungarisch böhmischen Prinzen Ludwig, dann der Prinzessinn Anna, Ludwigs Schwester mit dem Kaiser selbst

statt eines seiner Enkel Karl oder Ferdinand vorgenommen. Das letztere geschah darum, weil man noch nicht wußte, welchem aus beyden Prinzen, Anna, als Gattinn zu Theil werden sollte, bis sie endlich Ferdinand nach sechs Jahren erhielt. Fugger erzählt, beyde Könige hätten die Prinzessinn Anna dem Kaiser selbst zur Gemahlinn angetragen; er habe aber ihr gefälliges Anerbieten mit einem Scherze abgelehnt, indem er sagte: „Wir haben oft von unserm Vater, Kaiser Friedrich gehöret, man soll einem Alten, wenn man ihn glimpflich wolle ums Leben bringen, nur ein junges Weib geben, dieß sey sein gewisses Gift. Wir würden uns auch an dem Fräulein versündigen, wenn wir sie durch unsern annähernden Tod so geschwind zur Wittwe machten; besonders da sie sodann als Kaiserinn sich nicht sowohl nach ihrem Stande wieder verheyrathen könnte.“ Heuter hingegen schreibt: Maximilian habe die Prinzessinn wirklich ehelichen wollen, und nur seine Räthe hätten ihn hievon abgehalten. Die Angabe Heuters scheint unrichtig zu seyn, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß Maximilian in einem Alter von sechs und fünfzig Jahren die Hand einer zwölfjährigen Prinzessinn sollte verlangt haben, wobey er nothwendiger Weise allen Wohlstand hätte ausser Augen setzen, und sich der Kritick der ganzen vernünftigen Welt

Preis geben müssen; so was zu thun, hatte er zu viele Einsicht und Klugheit. Die Eheverträge wurden schriftlich aufgesetzt, und dann in Gegenwart der Könige, der kaiserlichen Minister und geheimen Räthe vom Spießhammer (Cuspinian) öffentlich verlesen und kund gemacht. Maximilian behielt seine königlichen Gäste drey Wochen bey sich, und verwendete, um sie durch allerhand Spiele und Lustbarkeiten zu vergnügen, bey anderthalb Tonnen Goldes. Vor ihrer Abreise verehrte er einem jeden eine kostbare Gabe, beschenkte ihre ganze Dienerschaft reichlich; begleitete dann den König Uladislaus nach Neustadt, und schied mit inniger Rührung von ihm. So hatte demnach Maximilian durch seine Weisheit und Thätigkeit seinen Enkeln den Weg zum hungarischen und böhmischen Throne gebahnt, welchen die Vorsicht des Ewigen dem Geschlechte Rudolphs von Habsburg schon von Jahrhunderten her bestimmt zu haben schien. *)

Während der Zeit als Maximilian mit den erst erwähnten Angelegenheiten beschäftiget war,

---

*) Die ausführliche Beschreibung der ganzen Verhandlung ist zu lesen bey Birken l. c. Rhoo B. 12. p. 595 und in opp. Cuspiniani, welcher selbst einen großen Antheil bey diesen Verhandlungen hatte.

hatte der Nachfolger Ludwigs XII. in Frankreich, König Franz I. den Herzog von Mayland, Maximilian Sforza vertrieben und sich in Besitz des Herzogthums gesetzt. Der König Ferdinand von Arragonien besorgt, wegen seines Königreichs Neapel, nach welchem die französischen Könige schon lange strebten, trat mit dem Kaiser und dem englischen Monarchen in eine neue Unterhandlung sie zu einem Kriege wider Franz I. zu bewegen. Beyde Fürsten ließen sichs gefallen, und schickten sich an zum Kriege. Aber nun starb Ferdinand und die ganze Lage der Dinge veränderte sich, denn Karl sein Nachfolger wollte keinen Krieg; der Papst, welcher gleichfalls wider Frankreich gestimmt war, fürchtete sich jetzt vor der anwachsenden Macht Karls, und schien nun französisch werden zu wollen, also hatte Maximilian nicht mehr jene Gründe wider Frankreich das Schwert zu ergreifen, die ihn vorher dazu auffoderten. Dessen ungeachtet entschloß er sich seinem Versprechen gemäß, welches er dem verstorbenen Könige gegeben hatte, den Franzosen Mayland zu entreissen. Bevor als jemand etwas von seinem Aufbruche vernahm, erschien er schon in Italien an der Spitze von dreissig tausend Mann auserlesener Krieger, unter welchen sich fünfzehn tausend Schweizer befanden. Da die Venetianer, als Frankreichs Bundsgenossene, sich ihm im

Wege stellten, schlug er sie zurück, verweilte aber zu lange vor Asola, und brachte einige Täge davor unnütz zu, dieses entriß ihm, wie man allgemein glaubte, den sichern Sieg. Von hier aus übersetzte er den Oglio, wo bey Soncino ein Aufruhr im Heere wegen des Soldes entstand, welchen er plötzlich stillte, indem er mit eigner Hand einen deutschen Soldaten niederstieß, der ohne Erlaubniß die Paucke schlug die Soldaten zum Aufstand zu reitzen. Diese That könnte, wie Jovius bemerkt, wider die Würde des Kaisers gewesen zu seyn scheinen; allein da die Kriegsdisziplin beynahe verfallen war; so mußte er ein Beyspiel der Strenge aufstellen, und dieses wirkte so gut, daß der Aufruhr plötzlich sich legte, das ganze Heer ruhig seinem Befehle gehorchte und er weiter vorrücken konnte. — Die Feinde flohen und das ganze Land zwischen dem Oglio, der Adda und dem Po, mit Ausnahme der Städte Cremona und Crema, unterwarf sich ihm.

Nachdem er sich auf drey italienische Meilen der Stadt Mayland genähert hatte, schlug er Lager; schickte einen Herold in die Stadt, und verlangte, daß sie ihn als Kaiser, der sich zum lombardischen Könige wolle krönen lassen, die Thore öffnen möchten; er wolle sie von der Bothmäßigkeit und Knechtschaft der Franzosen befreyen;

freyen; woferne sie sich aber sträuben würden, wolle er sie strenger als Kaiser Friedrich der Roth-bart behandeln, als welcher die Stadtmauern schleifen, die Häuser in Brand stecken und den zerstörten Platz mit Salz überstreuen ließ. Man antwortete ihm: wenn er friedlich und ohne ein Kriegsheer in die Stadt kommen wolle; so sollen ihm die Thore offen stehen und die Krönung mit der eisernen Krone nicht verweigert werden. Es lag in der Stadt eine französische Besatzung unter den Befehlen des Trivulce und Bourbon; diese würde aber keinen Widerstand haben leisten können, wären nicht gerade um diese Zeit 10,000 Schweizer ihnen zu Hilfe gezogen, die sich erboten, die Stadt zu vertheidigen. Die Ankunft dieser, befremdete den Kaiser, weil ihn die Eidgenossen Hilfe wider Frankreich gegeben. Allein die Schweizer nahmen von beyden Geld, und nützten in diesem Kriege keinem Theile besonders. jetzt sah Maximilian seinen Fehler ein, daß er sich vor Asola nicht hätte verweilen sollen. Er sah ein, daß er nun die Schweizer nicht brauchen könne; zugleich kam ihm geheime Nachricht, daß seine Feinde in seinem Lager eine Verschwörung durch Bestechung angezettelt, welche die Absicht hatte ihn zu fangen und den Franzosen zu überliefern. Ein neuer Aufruhr in seinem Lager wegen des Soldes; die Erklärung der Schwei-

zer wider ihre Landesleute nicht fechten zu wollen; die ungestümme Foderung ihres Anführers Stapfer um Geld und seine Erklärung: wenn in Zeit von vier Tagen seine Schweizer nicht bezahlt würden, ohne weiters nach Hause zu gehen, nöthigten ihn zum Entschluße das Kriegsheer wieder zurückzuführen. Als ihn Mark Anton Colonna, ein vortreflicher Feldherr seiner Armee, um die Ursache dieses schnellen Entschlusses befragte, und den Rückzug als unnöthig zu seyn erachtete, gab er ihm zur Antwort: der Mangel des Geldes habe schon oft seine glänzendsten Aussichten verdunkelt, und oft sey es geschehen, daß Tapferkeit vom Glücke verlassen worden sey. Er würde unsinnig handeln, wenn er einem alten Feinde, worunter er die Schweizer verstand, trauen würde; er versicherte zugleich; es seyen ihm im Schlafe der Herzog Leopold III. sein Urältervater, und Karl, Herzog von Burgund, sein Schwiegervater mit jener trotzigen Miene und der blutigen Waffenrüstung erschienen, in welcher dieser bey Nancy, jener bey Sempach erschlagen worden sey; sie hätten ihm drohend und ernstlich befohlen, sich der Gefahr auf das schleunigste zu entziehen. *) Er hob demnach das Lager auf; gieng

*) Paul Jovii histor. sui temporis. l. XVI. p. 770 T. 1. edit. Basil. 1560.

über die Adda; blieb eine kurze Zeit im Gebiete von Bergamo stehen; berief dann seine Kriegsoberste und Generäle und machte ihnen kund; daß er nach Trient sich begeben wolle, wo er Geld von England erwarte, auch selbst einiges erheben werde, und ermahnte sie seiner zu harren, indem er bald wieder bey ihnen eintreffen werde. *) Er war kaum entfernt, so liefen bey drey tausend Spanier und Deutsche davon, und die Schweizer giengen nach Hause. So schloß sich der letzte Feldzug Maximilians, welcher höchst rühmlich begann, aber nicht so rühmlich sich endigte. Karl, der Nachfolger Ferdinands in Spanien, gieng zu Noyon einen Friedensvertrag mit Frankreich ein, welchen sich auch Maximilian, sein Großvater gefallen ließ; Venedig hatte sich schon vorher mit ihm verglichen, also gelangte er nach vierzig Jahren, die er fast immer durchkämpfen mußte, zum frohen Genusse des Friedens.

Die Zeit des Friedens brachte er aber nicht im Müssiggange oder mit Ergötzlichkeiten und betäubenden Zerstreuungen zu, sondern mit nützlichen Staatsentwürfen. Vor allen Dingen wünschte er eine allgemeine Heerfahrt wider die

*) Guicciard. l. 12. p. 362.

Türken bewirken zu können. Er hatte deswegen mit dem König von Frankreich und seinem Enkel Karl König von Spanien sich verabredet, und wollte nun auch die Deutschen dazu stimmen. Daher wurde von ihm ein Reichstag nach Augsburg angeordnet. Indessen reiste er nach den Niederlanden um seinen geliebten Enkel Karl, der sich nach Spanien zur Abreise anschickte, noch einmal zu sehen und zu sprechen; ihm als ein grauer Kriegs- und Staatsmann noch einige gutgemeynte Lehren zu ertheilen, wie er seine Länder glücklich beherrschen, und sich in Liebe und Furcht bey den verschiedenen Nationen seiner Staaten erhalten könne. Er beschrieb alle Feinde Oestreichs genau; ermahnte endlich die niederländischen Stände zur Treue gegen seinen Enkel, und schied dann begleitet von den Thränen der Stände von hinnen. Nach seiner Zurückkehr berief er seiner Länder Stände zu einem allgemeinen Landtage nach Innsbruck, sie erschienen zahlreich. Er ordnete mit ihnen alles an, was er zur Aufrechthaltung des Friedens, und zur Wohlfahrt seiner Länder für nothwendig hielt, führte ihnen auch zu Gemüthe, wie daß durch die vielen und schweren Kriege, die er geführt habe, seine Kammergüter gänzlich verschuldet; alle seine Kassen geleert seyn, weswegen er hoffe von seinen lieben und getreuen Unterthanen dieser Schuldenlast ent-

hoben zu werden. Sie sagten ihm zu, dieses nach Möglichkeit der Umstände zu thun; er entließ die Landtags-Versammlung und begab sich nun nach Augsburg, wo der Reichstag beginnen sollte. *)

Der Reichstag wurde ausserordentlich zahlreich besucht, denn nebst den vielen Fürsten, und Herren, erschienen die Churfürsten; ein päpstlicher Legat Thomas von Vio oder Cajeta; die Gesandten der Könige von Spanien, Frankreich, Hungarn, Pohlen und Böhmen. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen waren, wie man einen allgemeinen Heerzug der Europäischen Mächte wider den Erbfeind des Christlichen Namens, den Türken unternehmen könne, zu dessen Haupt sich Maximilian anboth, und eben darum vom Papste mit einem kostbaren Schwerte und Hut beschenkt wurde. Der Heereszug wurde beschlossen; allein die Ausführung unterblieb. Der zweyte Gegenstand betraf die Wahl eines römischen Königs: denn Maximilian hätte gerne gesehen, daß noch bey seinem Leben Karl sein En-

*) Seine Schulden bestanden in 512,771 Mark Silber, in 132,412 Zentner Kupfer, die er von Kaufleuten genommen, in 330,310 Gulden an baarem Gelde nebst dem, was die Kammer zu Tyrol noch schuldig war. Burglechner Mskt. Bl. 273.

kel hiezu wäre gewählt worden, um allen wegen einer Wahl zu befürchtenden Streitigkeiten nach seinem Tode vorzubeugen. Die Churfürsten gaben ihm schöne Worte, und Versprechen, weiter aber erhielt er nichts: denn die Politik Franz I. von Frankreich hatte schon Wege gefunden, die Absichten des gut gesinnten Kaisers zu durchkreuzen. Einige Geschichtschreiber erzählen; Maximilian habe bey Gelegenheit dieses Reichstages auch die wegen Luther entstandenen Zänkereyen beylegen wollen; aber daran dachte er nicht, und es geschah auf dem Reichstage keine Erwähnung davon. So viel nur that Maximilian, daß er demselben sicheres Geleit ertheilte nach Augsburg zu kommen, um mit dem päpstlichen Legaten eine Unterredung zu pflegen: denn Maximilian hatte nur erst vor kurzem etwas von dem angefangenen Handel Luthers erfahren, wie er dieses in seinem Schreiben an den Papst Leo X. anzeigt, den er zugleich auf die Gefahr aufmerksam macht, die aus diesem Schulgezänke entstehen könne; er ermahnte ihn hiebey, durch sein Ansehen dem Streite ein Ende zu machen; denn sonst werde die neue Lehre nicht nur beym Pöbel, sondern auch bey den Fürsten sich zum wechselseitigen Verderben einschleichen. Wenn man den Sophistereien der neuen Lehrer nachsichtig ein offenes und freyes Feld lassen werde; so würde

die ganze Welt was sie sehnlichst wünschten gezwungen werden, statt der besten, und heiligsten Lehrer die Possen der Neuern vor Augen zu haben. Er schreibe ihm dieses aus Hochachtung für den apostolischen Stuhl, und damit durch dergleichen vermessene Schulstreite, und verfängliche Beweisthümer die Christliche Gutmüthigkeit, und Aufrichtigkeit nicht verletzt, und geärgert werden möge. Er schließt mit der Versicherung, daß er alles dasjenige im Reiche wolle befolgen machen, was hierüber zur Ehre Gottes, und zum Heile aller Christgläubigen werde beschlossen werden. *) Sleidan führt eben dieses Schreiben Maximilians an, läßt aber aus, was eigentlich auf Luther sich bezieht, und giebt den Ausdrücken desselben eine solche Wendung, als habe er unter den Sophisten, und gefährlichen neuen Lehrern nicht den Luther, seine Anhänger, und Gönner; sondern vielmehr dessen Gegner verstanden. **) Unstreitig aber beweist des Kaisers Schreiben, daß er alles, was durch Luther, und seine

---

*) Maximil. Schreiben war vom 5. August 1518 exstat ap. Joan. Palatium in Aquila austriaca T. I. l. 43. Cap. III. p. 287.

**) Sleidan. Comment. de statu relig. l. I. p. 6. edit. Argent. 8. Sine anno.

Freunde geschrieben oder gelehrt wurde, für Sophisterey, und unnützes Schulgezänk hielt, welches der wahren Frömmigkeit schade, und darum wünschte er auch demselben ein Ende gemacht zu sehen. Eine Sage berichtet; Maximilian habe den neuen Reformator, als er ihn bey öffentlicher Tafel ins Speisezimmer eintreten sah, scharf ins Aug gefaßt, und zum Schenk von Erbach gesagt: Geh hin, sieh den Mönch von Füssen, bis zum Kopf an, und berichte mir, was Du an ihm wirst gesehen haben. Schenk gieng, besah ihn, und meldete; er habe einen Mönch gesehen mit der Kapuze bedeckt, sonst nichts. Aber ich erwiederte Maximilian, ich habe gesehen, daß durch diesen Mönch eine große Zerrüttung in der Christenheit entstehen, und nach meinem Tode gewaltig ausbrechen wird.*)

Als Maximilian nach vollendetem Reichstage abreiste, und auf dem Lechfelde zur Rennsäule kam, drehte er sich noch einmal nach der Stadt zu, und machte über sie das Kreutz sprechend. „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle fromme Bürger darinn: wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, jetzt werden

*) Bzovius ex Tilmanno Birdenbachio l. I. S. collat. c. 41.

wir dich nicht wieder sehen." Er begab sich nach Innsbruck; hier hatten die Bürger, welche noch einige Schuldforderungen an seine Hofkammer zu machen hatten, den Frevel gewagt, seine Pferde, und Wagen nicht unter Dach zu lassen, bis sie bezahlt seyen, und wirklich mußten dieselben eine ganze Nacht auf der Gasse verbleiben. Da man ihm am Morgen dieses rohe, und vermessene Betragen der Bürger hinterbrachte, nahm er sichs dergestalt zu Herzen, daß ihn eine Ohnmacht anwandelte, die er aber zu verbergen suchte. Als jedoch seine Räthe seine Entfärbung merkten, und ihm die Sache auszureden sich bemühten, sagte er: „Es muß Gott erbarmen, daß wir als „römischer Kaiser von allen Chur, und Fürsten „des Reichs zu Augsburg so schön, und ehrlich „gehalten worden, und jetzt von den Unserigen „so verachtet, und verkleinert werden sollen." Er verließ ohne Zeitversäumniß die Stadt, und eilte nach Kufstein.*) Hier ersuchte ihn sein Leib- und Mundkoch, der ihm schon 38 Jahre diente, ihm zu erlauben, daß er auf eine kurze Zeit wieder nach Innsbruck gehen dürfte. Aber er schlug ihm die Bitte ab mit den Worten: „Ich lasse dich jetzt nicht heim ziehen; sondern

*) Birken 6. B. 20. Kap. S. 1363. Burglechner Mskpt.

„du mußt mit mir nach Oestreich, und mich „daselbst begraben.“ In dem aber der alte, ehrliche Diener sich hierüber entrüstete, fuhr Maximilian fort. „So ist es, wie ich dir sage, „du wirst mit mir ziehen, und mich begraben „helfen, denn ich werde gar bald sterben.“ *) Maximilian konnte allerdings ein leises Vorgefühl seiner Auflösung haben, weil schon einige Monate ein schleichendes Fieber ihn auszehrte, und eine gewisse Schwermuth auf ihm lag. Sich dieser zu entschlagen, wollte er eine Luftveränderung machen und sich durch die Jagd in Oberöstreich zerstreuen; er schiffte also den Inn hinab und versuchte sein Mittel. Zugleich nahm er aber auch eine Arzney, die zur Unzeit angewandt wurde; sie verursachte ihm einen Durchfall, und er mußte zu Wels aufs Krankenlager.

Indem er sah, daß dieß ganz gewiß seine letzte Krankheit seyn werde; beschickte er von Freyburg im Breisgau den Carthäuser Prior, Georg Risch. Dieser Mann war einige Zeit hindurch sein Beichtvater gewesen, und er hatte an ihm einen frommen, geistreichen, gelehrten und be-

---

**) Fabri orat. Funebr. ap. Freher. Script. rer. germ. T. II. p. 739.

scheidenen Priester gefunden, darum setzte er auch jetzt sein besonderes Vertrauen auf ihn. Risch kam schleunigst und als er ins Zimmer trat, hob der kranke Monarch sein Haupt empor, reichte ihm die Hand, umarmte ihn und sprach: „Du kommst zur rechten und gelegenen Zeit, ehrwürdiger Vater, damit du mir den Weg zum Himmel zeigest.“ Ueber diese Rede lächelten einige der Anwesenden, weil sie nicht glaubten, daß er sobald sterben werde. Aber er behauptete beständig, er werde gewiß bald sterben. Nun wurde er gänzlich schlaflos und die Krankheit nahm zu; er achtete dieß aber nicht, sondern arbeitete am Tage an Staatsgeschäften, zu Nachts hingegen mußte ihm Jakob Maul, ein gewesener Professor von Freyburg, die Genealogie und Geschichte seines Hauses vorlesen, als an welcher er ein ganz ausnehmendes Wohlgefallen hatte. Während dieser Zeit kamen Abgesandte aus Croatien, welche ihn um Hilfe wider die Türken bathen. Er sagte sie ihnen zu; schoß Geld her, und befahl ihnen gutes Muthes zu seyn, denn er wolle für sie thun, was in seinen Kräften stehe. Seine Leiden nahmen zu, er aber verlor seine Heiterkeit nicht; weder durch Worte, noch Zeichen verrieth er jemals die Schmerzen seines Körpers. Mit der ruhigen Gelassenheit eines christlichen Weisen schrieb er sein Testament; be-

stätigte alle Präsidenten und Beamte noch einmal in den ihnen anvertrauten Stellen und Aemtern, bis einer seiner Enkel nach Oestreich kommen würde; redete manches mit seinem lieben Carthäuser ab, und machte ihm besondere Aufträge über das, was er nach seinem Absterben mit seinem Körper wollte veranstaltet haben; befahl daß man ihn nicht entkleiden, ihm die Zähne ausbrechen und einen Tag Jedermann zur Schau ausstellen soll. Die Ursache warum er nicht wollte entkleidet werden, war seine ausserordentliche Schamhaftigkeit, vermög welcher er niemals von jemand entblößt, noch seine Nothdurft verrichtend gesehen worden war.

Nachdem er auf diese Weise alles Nöthige angeordnet hatte, ließ er seine Minister, Räthe und andre Staatsbeamte, wie auch seine Bediente vor sich kommen; drückte jedem die Hand und nahm Abschied von ihnen, wie ein Freund vom andern, wünschte ihnen Heil und Segen, und daß es ihnen stets so wohl, wie bisher ergehen möchte. Da sie hierüber laut zu weinen anfiengen, sprach er: „Warum weinet ihr über mich, „der ich ein sterblicher Mensch bin. Gehet und „thut vielmehr eure Pflichten als Männer, „Thränen geziemen den Weibern, nicht aber „Männern wie ihr seyd.“ Als ihn beynahe die

letzte Lebenskraft verließ, sagte er zu seinem Kammerdiener Georg Vogel: „Ich werde gewiß in kurzer Zeit von hier abreisen, und auf die Frage Vogels: Wohin wollen Eure Majestät reisen? antwortete er. „Zu Gott und meinem Herrn Jesu Christo; denn zu dieser Reise bin ich mit seiner Gnade vollkommen bereit.“ Er sank hierauf in einen Schlummer, wie ihn Sterbende vor ihrem Ende zu haben pflegen; griff in die letzten Züge, und als man ihm laut die Leidensgeschichte Jesu nach dem Evangelisten Johann vorlas, und zu den Worten kam: „Mit geneigtem Haupte gab er den Geist auf,“ befahl er seine Seele Gott und verschied wenige Augenblicke darauf früh zwischen drey und vier Uhr am 12. Jäner des Jahrs ein tausend fünf hundert und neunzehn, nachdem er neun und fünfzig Jahre, neun Monat und neunzehn Tage alt war, und drey und dreyßig Jahre regiert hatte. *) Seine Grabstätte hatte er sich selbst in der von seinem Vater erbauten Kapelle zu Neustadt gewählt, wohin auch sein entseelter Leichnam übertragen wurde.

Ehrwürdig ist das Andenken und der Namen dieses Fürsten noch heutigen Tages; ehrwürdig

*) Fabri orat. funebr. l. cit. ap. Freher.

war er seinen Zeitgenossen und selbst seinen Feinden, alle Klassen und Stände von Menschen ehrten ihn, und alles drängte sich aus Höfen, Weilern, Dörfern, Flecken und Städten wenn er wohin kam, ihn zu sehen, und sich seines Anblickes zu freuen. Er war mittelmässiger Größe von einer schönen Gesichtsbildung, Würde und Anmuth hatten sich in seiner königlichen Miene gepaaret und ihn solcher Gestalt ausgezeichnet, daß ihn jeder Fremdling ganz leicht als den Monarchen erkannte, wenn er auch im Kreise mehrerer Fürsten stand. Sanft lächelte sein blaues Auge unter einer edel gewölbten Stirne hervor; erhaben und Adlermäßig gebogen war seine Nase, schön gerundet sein Mund, voll seine Wangen, männlich die Farbe seines Gesichtes, etwas hervorragend sein Kinn, lichtbraun sein Haar und majestätisch sein Gang, abgehärtet zu allem Ungemache jeder Art sein ganzer Körper; sanft und gefühlvoll sein Herz, ächt seine Frömmigkeit, und Gerechtigkeit sein Stolz; ungetrübt der Grund seiner Seele. Er war ein strenger Richter seiner eignen Thaten; das Lob der Nachwelt schätzte er. Groß war er an Weisheit, mächtig an Verstand, vieler Sprachen kundig, und Beredsamkeit träufelte wie Honig von seinen Lippen. Im Schlachtengemenge stand er als Held, und unerschrocken in Gefahren; an Kriegskunde über-

traf er alle seine Zeitgenossen. Im Frieden waren Ritterspiele, Roß und Jagd seine Vergnügungen. So zeichnet ihn Lemnius Emporikus. *) Paul Jovius nennt ihn einen wegen sehr vorzüglichen Leibs- und Seelengaben, berühmten Fürsten. Und Guicciardin schreibt: er sey ein Regent gewesen, der in der Kriegskunst höchst erfahren, emsig, verschwiegen, arbeitsam, mild, gütig und voll ausnehmender Gaben und Zierden war. **) So wie ihn diese schildern, eben so beschreiben ihn alle gleichzeitigen Geschichtschreiber. Und da er also beschaffen war; so ist nicht zu begreifen, wie Hume und Robertson schreiben konnten; Maximilian sey einMann gewesen, der an sich selbst gar wenig zu bedeuten gehabt, der weder durch seine Tugenden noch seine Macht noch durch seine Fähigkeiten sich ausgezeichnet habe. ***) Man übersehe noch einmal mit einem

---

*) Der Dichter schließt seine Karakteristik mit den Versen: Seht da des Fürsten Bild, was er nicht that, ist nicht sein Mißdienst, was er that, ist sein. v. 1342, 43. Der Schwabenkrieg übersetzt von Thiele. Zizers 1792. 8. 4. ges. S. 141.

**) Guicciard. l. 13. p. 391. Principe peritissimo della guerra diligente, secreto, laboriosissimo, clemente, benigno et pieno di molte egregie doti et ornamenti.

***) Hume's history of England T. IV. Cap. 28. p. 18. Maximilian the Emperor died; a man, who, of himself, was indeed of little consequence. Robertson History of the emperor Charles V. T. II. B. I. S. 62.

Rückblicke alle seine Thaten und halte noch das Nachfolgende damit zusammen und es wird sich zeigen, ob die beyden Schotten mit Grunde so stolz über ihn absprechen konnten. Ein Monarch, der so ganz ein liebenswürdiger Mensch war, der so viele trefliche Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, wie Maximilian, sollte doch wohl in den Augen eines Philosophen einen höhern Werth gehabt haben, weil doch die Philosophen nur den Menschen, nicht auch die Verdienste des Fürsten schätzen wollen. Ganz anders urtheilte von ihm der Franzos Mably, der also schreibt: „Einige Historiker sind auf dem „Kaiser Maximilian zu wenig aufmerksam. Sie „ermüden einem Fürsten nachzuspüren, dessen Geld„kasse immer erschöpft ist, und von dem es das „Ansehen hat, daß er mit seinen Entwürfen je„derzeit scheitere, wenn er eine Armee aufstellt. „Maximilian suchte nicht zu glänzen. Tief in „seiner Politik, geschickt in der Kunst sein Inter„esse zu behandeln, hatte er das Genie und die „Hilfsquellen eines großen Mannes."

Zu dem bereits entworfenen Gemälde gehören noch einige Züge es ganz zu vollenden. Vor allen andern muß seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken Erwähnung gemacht werden, weil sie eine Tugend an ihm war, die in seinem Zeit-

alter

alter nur selten bey den Großen gefunden wurde. Den Säufern war er höchst Feind, er erließ deswegen strenge Gesetze, und wer sie aus den Seinigen übertrat, wurde entweder vom Hofe geschaft, oder mit einer gewissen Strafe belegt. Ungemein herablassend war er gegen den geringsten seines Volkes, und seine Leutseligkeit war allgemein bekannt. Wenn bey Audienzen jemand vor dem Glanze seiner Majestät blöde wurde und nicht reden konnte, half er ihm freundlich zum Worte; denn einer seiner Grundsätze war: „daß nie ein treuer Unterthan von seines Fürsten Mund und Augen betrübt hinweggehen sollte.“ Im vertrauten Umgange handelte er offen und freundschaftlich, ohne besondere Ansprüche zu machen, und man fand keinen Unterschied zwischen ihm und einem Privatmann. Höchst schonend und mild erwies er sich allen seinen Unterthanen, und vergab sogar denen, welche als Aufrührer in den Niederlanden sich an seiner Person vergriffen hatten, mit wahrer Seelengröße ihren Frevel; bath für sie bey seinem Vater und gab jenen, die ihm den Rath ertheilten, sie hinrichten zu lassen, zur Antwort: „Ich muß ihrer schonen, damit ich sie überwinden, und ihnen öfter verzeihen kann.“ Oeffentliche Schmähschriften und Satyren wider seine Person übersah er mit Stillschweigen und rieth auch seinen Beamten ein glei-

ches zu thun. Es bath ihn einst einer seiner Sekretaire, eine Schmähschrift, worinn er an seiner Ehre angetastet sey, durch ein Verboth zu unterdrücken; allein er erwiederte ihm, dieß können wir mit gutem Rathe nicht thun, mein Lieber! denn alsdann könnten die Pasquillanten auch an uns gerathen. Das Beste ist, wir nehmen uns dessen nicht an, weil wir oft wohl größere Beleidigungen verschmerzen müssen. Dergleichen Schmähschriften verschwinden dann eben so schnell, als sie entstanden sind, und sie dauern gewöhnlich nicht länger, als man in der Kirche singt; Christus ist erstanden. Ein Spötter hatte zu Innsbruck, um ihm seine übertriebene Neigung zur Genealogie vorzurücken, an die Burg angeschrieben:

Da Adam hackte, und Eva spann
Wo war damals der Edelmann?

Maximilian kümmerte sich nicht um den Schreiber; sondern schrieb darunter:

Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

In der That hatte Maximilian zu viele Vorliebe für diese trügerische und nichts bedeu-

tende Wissenschaft. Er saß oft Tage und Nächte hindurch über Geschlechtstafeln und Stammregistern, und niemand konnte ihn davon abwendig machen, bis endlich sein Koch, der zuweilen auch den Schalksnarren spielte, wenn er eine Wahrheit anbringen wollte, eine Gelegenheit ersah, ihn auf die Richtigkeit der Genealogie aufmerksam zu machen. Es hatte sich am Hofe ein Fremdling gemeldet, welcher sich erbot, die Abstammung des Kaisers bis auf den Noah zurückzuführen. Der Koch, dieses hörend, gieng sogleich zum Kaiser und sprach: „Dieser Handel kann Eurer Majestät nicht zur Ehre gereichen; denn da ich Sie jetzt wie einen irdischen Gott verehre, so würden wir dann gar zu nahe verwandt werden, weil wir doch alle aus der Arche Noahs herkommen.“ Maximilian nahm diese fein gesagte Wahrheit gütig auf, und ließ von dieser Zeit an von seinem Eifer nach, die Geschlechtsregister mühsam auszuforschen.

Seine Religionspflichten erfüllte er pünktlich, und ließ sichs angelegen seyn, die Religion aufrecht zu erhalten. Er ehrte die wahren Gottesverehrer und die Diener des Altars; war aber dessen ungeachtet nicht ihr Diener. Die Gleißner aus ihnen, welche nur vor der Welt scheinen wollten, nicht aber aus Ueberzeugung han-

delten, verachtete er, und nannte sie niemals anders, als in Schaafspelze verkleidete Wölfe. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die vierzigtägige Fasten dem gemeinen Volke sehr zur Last fiel, theils wegen Mangel der Lebensmittel überhaupt, theils wegen Abgang der zur Fastenzeit erfoderlichen Speisen; daher ersuchte er den Papst Leo X. sich des Volkes zu erbarmen und diese Fasten auf verschiedene Zeiten im Jahre einzutheilen, und dabey auf die Speisen Rücksicht zu nehmen, damit das Fastengebot niemanden eine Gelegenheit zur Sünde seyn möge. Allein Leo verweigerte ihm auf das Anstiften einiger die Gewährung seines sehr vernünftigen Ansuchens, und Maximilian konnte sich nicht enthalten, dergleichen Rathgeber Gleißner zu nennen, welche mehr für ihren Ruhm, als strenge Zeloten angesehen zu werden, als für das Heil der Seelen besorgt seyn. *)

Maximilians ausnehmende Tapferkeit sowohl im Kriege als bey Ritterkämpfen, war entschieden, und man konnte mit allem Rechte von ihm sagen, er sey der edelste und erste Ritter seiner Zeit gewesen. Mit mächtigen Fittigen schwebte

---

*) Vid. Fabri orat. funebr. l. c. apud Freher.

der Rittergeist über ihn, modelte alle seine Empfindungen und entflammte seine Einbildungskraft so sehr, daß er Abentheuer aufsuchte und sie bestand, blos um sich als Ritter zeigen zu können. Der Theuerdank bestätigt dieß alles zur Genüge. Gleichwie die Ritter des Mittelalters Religionseifer mit Galanterie verbanden, eben so strebte auch er nach dem Ruhme eines Beschützers der Religion und verehrte das schöne Geschlecht ganz besonders. Er hatte so viele Hochachtung für dieses, daß er sich niemals ein ungeziemendes oder freches Wort in Gegenwart irgend eines Frauenzimmers hohen oder niedern Standes erlaubte; ihre Tugend und Sittsamkeit war ihm heilig, obschon er der Liebe huldigte und als Wittwer einige natürliche Kinder erzeugte. Eben sein Rittergeist war es, welcher ihn zu großen und kühnen Thaten anspornte, ihn zum Manne der Zeit schuf, der Gutes in Deutschland wirken konnte und wollte. Seine hervorstechenden Talente, sein feuriger Geist, seine raschen Thaten rissen auch andere mit sich fort, und sie trachteten, indem sie ihn bewunderten, ihm durch ähnliche Thaten gleich zu kommen.

Er war es, dem Deutschland durch die Einführung der Kultur und die Verbesserung des Geschmackes, die Verfeinerung der Sitten, die

Liebe zu Künsten und Wissenschaften, und die Veredlung der Menschheit besonders zu verdanken hat. Auf sein Betreiben wurden die in den Klöstern modernden klassischen Schriftsteller, die Urkunden in den Archiven und alle Quellen und Hilfsmittel der Geschichte hervorgesucht, gelehrte Männer nach Italien, Frankreich und andern Ländern ausgeschickt, dieselben aufzusuchen und ans Tageslicht zu bringen. Das Studium der Geschichte gewann dadurch ungemein, und sehr vorzügliche Historiker entstunden. Er war es, welcher jene Männer ganz vorzüglich belohnte, die sich durch gründliche Gelehrsamkeit, oder nützliche Kenntnisse und Erfindungen hervorthaten. Er bediente sich dergleichen gelehrter Männer bey den wichtigsten Staatsgeschäften, und zwar mit großem Nutzen, und war der Meynung, sie seyn zu Regierungs- und Staatsgeschäften die brauchbarsten, weil sie Gott und die Natur durch besondere Geistesgaben vor den übrigen Menschen ausgezeichnet habe. Er machte sie zu seinen Räthen, schickte sie als Gesandte und ließ sich durch das Murren einiger nicht abhalten, welche glaubten, ihnen allein käme vermög ihrer adelichen Herkunft das ausschliessende Recht zu dergleichen Aemtern zu. Einst wurden einige deswegen zu laut, er aber sprach zu ihnen: „Ich muß wohl dergleichen Männer brauchen, weil andere zu träg

und nachläßig sind, etwas zu erlernen, und so-mit zu solchen Geschäften nichts taugen.“ Faber führt eine Menge Gelehrte an, die er zu Ehren-stellen erhob und denen er seine Hochschätzung schenkte. *) Er glaubte seiner Majestät nichts zu vergeben, wenn er mit Gelehrten sich in ver-trauliche Unterredungen einließ, über Religion, Philosophie und Arzneykunde mit ihnen schwätzte, ihre Meynungen hierüber vernahm, und auch die seinige an Tag legte. Grünbeck berichtet: er habe selbst einige kleine Werke über die Gärtne-rey, über die Falknerey und Jägerkunst, und die Natur der Thiere, nebst diesen eine Samm-lung von Kernsprüchen und die Geschichte seiner Aeltern geschrieben. Der Dicht- und Redekunst war er sehr hold und günstig, und er errichtete für sie eigene Lehrstühle zu Wien. Das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Spra-chen wurde durch ihn in Deutschland emporgeho-ben; er ermunterte die Kurfürsten zur Errichtung hoher Schulen, und auf sein Zureden entstunden die Universitäten zu Wittenberg in Sachsen und zu Frankfurt an der Oder.

Die bildenden und schönen Künste hatten

*) Fabri orat. funeb. T. II. ap. Freh. p. 703.

an ihm ihren Mäcen. Er ließ keinen Künstler unbelohnt, von dem er irgend ein Kunststück verehrt erhielt; er selbst sammelte gerne Kunstsachen ein. Diese Liebhaberey war aller Orten kund; daher benützten sie auch einst die Bürger einer Reichsstadt und brachten ihm während seines Aufenthaltes bey ihnen sein Portrait in Holz geschnitten, gemahlt, emaillirt, oder auch in Metall und Gips gegossen. Er nahm alle mit Wohlgefallen an und beschenkte die Verfertiger derselben. Als aber des Bringens kein Ende war, und jeder Schmierer und Pfuscher ihm sein Machwerk darbot, sprach er lachend: „Sehet, bey Gott, wohl fromme und gute Spiegelmacher giebt es in dieser Stadt! Ein jeder, der eine große Nase nachmachen kann, kömmt und will uns damit bedienen.“ So wie er Künste und Wissenschaften emporhob, und jene Männer, die sich damit beschäftigten, hochachtete und ihnen ihr Loos angenehm zu machen suchte, weil sie eigentlich die Bildner der Nationen sind, eben so vergaß er auch nicht, verdiente und geschickte Kriegsmänner zu belohnen. Denn indem er selbst von Jugend auf im Schlachtfelde gestanden, bey dreyßig Kriege geführt, dabey alle Mühe, Arbeit, Beschwerden und Mühseligkeiten des Kriegers kennen gelernt, und selbst ertragen hatte, so wußte er ihn auch nach Verdienste zu schätzen.

Er schenkte daher vielen derselben, die sich um den Staat und das Vaterland wesentliche Verdienste erworben hatten, Grundstücke, Burgen und Flecken, erhob sie in den Adelstand und beehrte sie mit der Ritterwürde. Er selbst erfüllte die Pflichten des obersten Feldherrn nach ihrem ganzen Umfange, sammelte sich die vollkommensten Kenntnisse aus allen Theilen der Kriegskunst, studirte sie und brachte in Anwendung, was nüzlich und brauchbar war. Durch ihn wurde das ganze Kriegswesen in Deutschland verbessert. Er theilte die Truppen in Regimenter und Kompagnien ein, gab ihnen Oberste und Hauptleute; ordnete die Stabspartheyen an, machte die Waffen bequemer und brauchbarer, vervollkommnete das kleine Feuergewehr, so wie das grobe Geschüz, war selbst ein vortreflicher Feuerwerker und fand ein ganz besonderes Vergnügen daran, wenn er mit Kanonen nach einem ausgesteckten Ziele schiessen konnte, welches er gemeiniglich weit richtiger traf, als der geschickteste Kanonier. Bey Belagerungen richtete er nicht selten die Kanonen selbst und brannte sie los, gerieth aber darüber auch einigemale in Lebensgefahr. Er erfand die Mörser und Pöller zum Feuereinwerfen, die Piken der Fußknechte, und verbesserte die Reiterlanzen; endlich errichtete er auch die Lands- oder wie andere wollen, die Lanzenknechte, ein Fuß-

volk nach Art der Schweizer. Er veranstaltete ein eigenes Kriegsrechtsgesetzbuch, und führte eine bessere Zucht unter den Truppen ein. Dabey sah er aber nicht auf die Strenge einer philosophischen Moral, sondern nur auf bürgerliche Sittlichkeit und Muth. Er wußte wohl, daß man den Soldaten nicht zu strenge, aber auch nicht zu nachsichtig behandeln müsse. Darum gönnte er den Seinigen zur Zeit, wenn der Feind entfernt war, auch gerne verschiedene Erholungen und Ergötzlichkeiten, um sie dadurch zum fernern Kampfe muthiger zu machen. Nur gegen Ungehorsam, Meuterey und Abfall war er ein strenger Richter. Immer hielt er über sein Kriegsvolk selbst die Musterung, übte es selbst in den Waffen, führte es persönlich wider die Feinde an, reihte es in Schlachtordnung, focht an seiner Spitze und verließ immer der letzte den Kampfplatz. So also bildete er seine Deutschen zu taktischen Kriegern, und aus seiner Schule giengen Helden und Feldherren hervor, welche die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und auch der Nachwelt geworden sind. *)

Weil aber Maximilian seine Kriegsleute

---

*) Fabri orat. l. cit. Birken 6. B. Kap. 20. S. 1372 u. f. w.

sehr nachsichtig behandelte, so nahmen sich auch viele derselben die Freyheit heraus, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie giengen in Goldstoff, Sammet oder Seide einher und maßten sich also eines Vorzuges an, der sonst nur dem Adel oder den Doktoren gebührte. Darüber beschwerten sich einige Hofleute und baten den Kaiser, diesen Uebermuth der Lanzknechte durch ein Gesetz einzustellen. Allein er antwortete ihnen: „Was habt ihr für unnöthige Sorgen? Gönnet doch diesen armen Leuten für ihr unseliges und kümmerliches Leben, dessen Ende sie stündlich zu erwarten haben, diese geringe Freude und Ergötzlichkeit. Sie müssen oft, wenn ihr dahinten steht, voran die Köpfe zerstossen. Es ist Speck auf der Falle, womit man die Mäuse fangt. Seid zufrieden und laßt sie machen. Diese Hoffart ist all ihr Haabe und währt nicht länger als von der Vesperzeit bis die Hühner auffitzen.“ *)

Hätte nun Maximilian auch kein anderes Verdienst um Deutschland, als daß er die Kultur, die Künste und Wissenschaften emporhob, dem Kriegswesen eine bessere Gestalt gab, den

---

*) Birken l. c. S. 1385.

Landfrieden, das Kammergericht und die Eintheilung des Reichs in Kreise zur Handhabung der öffentlichen Ruhe bewirkte, so müßte sein Name unsterblich seyn; allein er ließ es bey diesen nicht bewenden, er gab auch sehr nützliche Polizeygesetze, wodurch er die Laster der Trunkenheit, des Fluchens und Schwörens, der Schwelgerey und des schädlichen Müßigganges auszurotten bemüht war; er beschränkte den Wucher, die Monopolien, und verminderte die übertriebenen Preise der Waaren; er suchte zum Besten des Handels und Wandels das zerrüttete Münzwesen auf einen guten Fuß zu gründen, that den Betrügereyen der Gastwirthe Einhalt, entfernte unwissende Notarien von öffentlichen Geschäften, und reinigte nach Möglichkeit das Land von allem herumstreifenden losen Gesindel. Aber ungeachtet er dem Reiche des Guten so vieles erwies, so konnte ers doch nicht allen Ständen und Fürsten recht machen, und es gab sogar einige, welche damit umgiengen, ihn entweder des Reichs zu entsetzen, oder wenigstens sehr zu beschränken. Es kamen deswegen auch wirklich einige Fürsten und Herren nach dem Reichstage zu Worms bey einem rheinischen Kurfürsten zusammen, und berathschlagten unter sich, wie sie das erstere bewerkstelligen könnten. Allein Maximilian wurde kaum hievon verständigt, als er gleichfalls an

den Versammlungsort eilte, ohne viele Umstände und unvermuthet in die Versammlung trat, und sie also anredete: „Liebe Herren! weil ihr von „wegen des Reichs Nutzen allhier im Rath sitzt, „welchen allein mir zu halten gebührt, so habe „auch ich mich hiezu einfinden und eurer Hand„lung zutreten wollen.“ Ohne weiter etwas zu sagen, verließ er sie wieder, schwang sich auf sein Pferd, ritt geraden Weges in das Residenzschloß des bemeldten Kurfürsten, lud sich bey der Kurfürstinn zu Gast und nahm bey ihr das Morgenmahl ein. Die schnelle Ueberraschung der Versammlung hatte die Folge, daß sie sogleich auseinander gieng und ihr Vorhaben bey Seite setzte. Ein andersmal wollte man ihm einen Reichsregierungsrath an die Seite geben; die Räthe dessen sollten neun gottesfürchtige, gerechtigkeitsliebende, uneigennützige und leidenschaftlose Männer seyn, die alle Geschäfte auf das schleunigste zu Ende brächten. Als ihm dieser Vorschlag gemacht wurde, lachte er und sagte: „Er sey wohl zufrieden, dafern sie neun dergleichen Männer finden würden, solche von ihnen „anzunehmen; sie möchten demnach fleißig in allen Ländern nach ihnen suchen.“ Man unterließ hierauf das Suchen, weil das Finden zu schwer fiel, und sohin blieb auch er in Zukunft darüber unangefochten. *)

*) Birken l. c. S. 1369. Kol. 1.

Nichts irdisches ist vollkommen und kein Mensch ist ohne Schwächen und Fehler, auch Maximilian war es nicht. Unbeschränkte Freygebigkeit, etwas Leichtsinn und zu große Nachsicht gegen diebische Staatsdiener machten einigen Schatten in seinem sonst schönen Karakter. Er sah ein, daß ohne Geld nichts Großes sich unternehmen und ausführen lasse, er machte die Erfahrung oftmals hierüber selbst, und dennoch wurde er nie sparsamer, gab immer aller Orten mit vollen Händen, und mußte dann wieder zu fremden Mächten und Fürsten seine Zuflucht nehmen, um Geld zu erhalten, wenn er Krieg führen wollte. Er wandte manchmal zur Unzeit, zum Schaden für sich und seine Länder den Grundsatz an: „Daß er Regent über Land und Leute, nicht aber über Gut und Geld sey, daß Oestreichs Fürsten von jeher mehr durch ihre Freygebigkeit, als andere durch ihren Geitz gewonnen hätten.“ Sein Leichtsinn, so schreiben einige, machte, daß er mancherley Dinge begann, aber sie nicht alle in Ausführung brachte. Jedes geringfügige Gerücht konnte ihn von seinem Vorhaben abwendig machen, und er gab ein angefangenes Geschäft eben so leicht wieder auf, als er es unternommen hatte. Es war ihm gleichsam angeboren, sagt Baco von Verulam, seine Geschäfte nur bis zur Hälfte zu bringen und das

übrige sodann mittelst einer starken Einbildungskraft zu ergänzen. Er glich einem schlechten Bogenschützen, der den Pfeil niemals bis an die Spitze anzieht. *) Obgleich etwas an der Bemerkung Verulams wahr ist, so ist sie doch nicht ganz richtig, denn Maximilian blieb auch fest und standhaft bey manchen seiner Unternehmungen, und führte Dinge aus, die mit den größten Schwierigkeiten verbunden und wobey Hindernisse zu übersteigen waren, welche den standhaftesten Mann erfoderten, wenn er schon bey minder wichtigen Dingen keine besondere Festigkeit des Karakters zeigte. Besonders schädlich war dem Staate und ihm selbst die Nachsicht gegen seine ungetreuen Staatsbeamte; denn da sie seine Güte kannten, so sündigte mancher Schurke im Vertrauen auf seine Nachsicht, erhob die Staatseinkünfte und behielt sie öfters zum Theile für sich. Daher geschah es, daß selten Geld in der Kasse war, die Staatsgläubiger oft lange nicht befriedigt wurden, die Trup-

*) Baco. Verul. Historia regis Henric. VII. Col. 1042 in opp. Cujus (Maximiliani) moribus penitus insitum erat, ut negotia semper semiperfecta relinqueret, et reliqua imaginatione tantum forti consummaret: tanquam sagittarius malus, qui sagittas ad cuspidem usque attrahere non solet.

pen manchmal ohne Sold blieben, der Hof verschuldet wurde, sein eigener Kredit sank, er selbst sich Unannehmlichkeiten aussetzte, wie dieses zu Innsbruck geschah, und endlich die oft wichtigsten Unternehmungen den Krebsgang nehmen mußten. Es ist beynahe nicht zu begreifen, wie ein Fürst, der so wie er, auf strenge Gerechtigkeit hielt und die Verbrecher jeder Art nach den bestehenden Gesetzen bestrafte, so schonend und beynahe ohne alle Ahndung die Diebstähle einiger Kassebeamten konnte hingehen lassen, da doch diese es waren, die durch ihre untreue Verwaltung ihn und den Staat um die wichtigsten Vortheile brachten. Der einzige Grund, woraus sich diese Schonung erklären läßt, ist, daß er selbst den Werth des Geldes nicht genug gekannt haben mag. Wie höchst nachsichtig er dergleichen Beamte zu behandeln pflegte, mögen folgende zwey Beyspiele zeigen: Es hatte der Staatskasse einst ein solcher Beamter dreytausend Gulden entwendet, er erfuhr es und fragte den Dieb, was er glaube, daß einer verdiene, der ihm so viel gestohlen habe, und als dieser ihm zur Antwort gab: „das Henken," schlug er ihm mit der Hand auf die Achsel, sprechend: „Nicht so, wir bedürfen deiner Dienste noch länger." Ein anderer hatte die Einkünfte, die er zu verrechnen hatte, verpraßt, und als er deswegen vor dem

Monarchen

Monarchen sich verantworten sollte, vermochte er es nicht. Da er noch beym Monarchen war, langten so eben Briefe an, in welchen berichtet wurde, daß so eben ein Abt eines gewissen sehr reichen Klosters gestorben sey. Maximilian befahl, unverzüglich einen Barbier zu holen, und als dieser angekommen war, mußte er dem diebischen Schlemmer eine Krone scheeren, mit den Worten: „Diese Abtey sollst du haben, und wann du also fortfahrest, wirst du in kurzem das Kloster miteinader verschwelgt haben.“ So gelinde er sich gegen untreue Staatsdiener betrug, eben so benahm er sich gegen seine diebischen Hofbedienten. Er hatte die Gewohnheit, beym Waschen seine Ringe abzuziehen und sie einem der umstehenden Bedienten zu halten zu geben. Nun befand sich einer darunter, der, so oft ihm dieses Geschäft übertragen wurde, sich unter verschiedenen Vorwänden entfernte, und Maximilian vergaß manchmal während dieser Zeit seine Ringe wieder zu begehren, und so behielt der Bediente ein und den andern zurück. Indessen konnte dieses doch nicht geschehen, ohne daß Maximilian es merkte, aber hiezu stillschwieg. Da aber bey einer Gelegenheit der Dieb wieder nach den Ringen, sie zu halten, langte, zog Maximilian die Hand zurück, indem er sagte: „Ich habe dir neulich auch etwelche zu halten gegeben,

die du mir aber nicht wieder gebracht, also darf ich es mit dir nicht mehr wagen.“ Der Dieb stand nun beschämt und betroffen da, die Anwesenden lachten und er fuhr fort: „Sey gutes Muths! Jetzt kömmt viel Gold und Edelgestein aus Neuindien, da wollen wir andere Ringe machen lassen, damit du wieder etwas zu nehmen habest.“ Bey diesem ironischen Verweise ließ er es bewenden. *)

Seine Herzhaftigkeit gränzte oft mehr an Kühnheit als Tapferkeit, indem er nicht selten ohne alle Noth sich in die augenscheinlichsten Todesgefahren begab, aus welchen ihn manchmal mehr ein glücklicher Zufall und ein guter Genius, als sein eigener Muth gerettet zu haben schien. Eben darum, daß er so vielen Gefahren glücklich entkam, (welche alle zu erzählen zu weitläufig seyn würde,) entstund wahrscheinlich der Wahn, daß er auf der sogenannten Martinswand bey Zierl in Tyrol durch einen Engel vom Tode sey gerettet worden. Allein die Sache gieng ganz natürlich zu, wie es deutlich aus dem Theuerdank erhellet. Maximilian wollte den Hofdamen zu Innsbruck ein Vergnügen schaffen und

*) Birken l. c. S. 1370.

hielt eine Gemsenjagd in den Gebirgen um Zierl. Die Damen kamen dahin und hielten an der Strasse, um dem Jagen zuzusehen. Maximilian als ein kühner und hitziger Jäger, verfolgte zu hastig eine Gemse und wagte, sie zu erreichen, einen höchst gefährlichen Sprung am Felsen, die Martinswand genannt. Während des Springens brach sein Springstock entzwey und er erhielt sich nur mittelst des Steigeisens mit einem Fuße auf der steinernen Platte noch zurück, sonst wäre er die höchst steile Klippe hinabgestürzt. Er schwebte also gleichsam in Lüften in äusserster Gefahr, konnte weder vor- noch rückwärts, und durfte sich nicht einmal recht bewegen, um nicht abzugleiten. In dieser schrecklichen Lage mußte er eine geraume Zeit verbleiben, bis ein Jäger kam, ihm einen Springstock darreichte, mit welchem er sich wieder aus seiner beklemmten und fürchterlichen Lage riß. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Zufalles, ließ er am nämlichen Orte ein Kreutz errichten, wohin noch heutiges Tages die frommen Tyroler wallfahrten gehen. Doch diese war nicht die einzige Gefahr, die ihm seine Jagdbegierde zuzog. Manchmal wurde er von seinen Leithunden über Abgründe dahingerissen, von herabrollenden Felsenstücken, von wilden Ebern, oder ihn verfolgenden Hirschen und andern wilden Thieren gequetscht, oder verwundet, und ent-

kam nur mit genauer Noth dem Tode. Sein Fürwitz, alles zu sehen und zu versuchen, führte ihn auch manchmal dem Tode entgegen. Er besuchte einst als ein junger Prinz zu Freyburg im Breisgau eine Granatenschleifmühle, stieß mit seinem Schnabelschuhe an das Pollierrad, welches im Augenblicke ihm den Schnabel wegriß und ihm auch den Fuß und das Leben würde genommen haben, hätte er nicht Kräfte genug gehabt, eben so schnell den Fuß wieder zurück zu ziehen. Ueberhaupt war er gewohnt, jedes Wagestück zu unternehmen, und gar oft begab er sich auf die höchsten Thürme, stand mit einem Fuße auf einen hinausragenden Balken und maß mit dem andern anderthalb Schuhe in die freye Luft hinaus. *) Indem er so mancherley Gefahren glücklich entronnen war, so erwählte er sich in seinen spätern Jahren ein hiezu passendes Sinnbild, nämlich ein Rad, das aussenher mit Schwertern und Streitkolben besetzt war, über welchem ein Reichsapfel, unten aber ein Granatapfel schwebte mit der Ueberschrift: per tot discrimina, durch so viele Gefahren.

*) Birken l. c. wo sehr viele seiner Gefahren im Kriege, zu Wasser und zu Lande umständlich beschrieben werden. Besonders aber sehe man den Theuerdank.

Da sich Maximilian von Jugend auf durch Jagdbeschwerden, durch alles Ungemach der Jahreszeiten und des Krieges, wie auch durch beständige Leibesübungen abgehärtet hatte, so erwarb er sich auch eine ungemeine körperliche Stärke, wovon er eine Probe zu Ensisheim ablegte. Er wollte da aus einer mit einem grossen und starken Markschlosse verwahrten Küste einige Schriften heraus haben; als man aber nicht sogleich den Schlüssel zum Schlosse fand, wollte er dieses aufreissen. Und da ihn hierüber seine Räthe ermahnten, daß er sich deswegen keine Mühe geben möge, weil es doch wohl nicht möglich sey, dieß zu bewerkstelligen, so faßte er das Schloß in beyde Hände fest und drehte es im Grimme ab, worauf er zu ihnen sprach: „So meynt ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben habe?“ Diese seine Stärke erwies er auch bey den Thurniren, und sie verschafte ihm manchen Rittersieg.

Zum Beschlusse seiner Geschichte sind nur noch einige seiner weisen Sprüche anzuführen; dergleichen waren: „Es sey leichter, Land und Leute zu gewinnen, als dieselben nachmals in Zaum zu halten. — Der Müßiggang verzehre die Körper, wie der Rost das Eisen. — Wann

es einem am meisten nach seinem Wunsche erge-he, so habe er sich am meisten vor Unglück zu fürchten. — Den heidnischen Schriftstellern müsse man zuhören, wie den Fröschen; den christlichen wie den Nachtigallen. — Die christliche Liebe komme der Bitte zuvor und helfe den Dürftigen ehe sie ansuchen. — Geld und Gut mache seine Liebhaber aus Herren zu Sklaven.“

Ferdinand I, Maximilians erhabener Enkel verewigte seinen Ruhm durch eines der herrlich-sten Denkmäler, welches er ihm zu Ehren zu Innsbruck in der Kirche zum heiligen Kreutze setzen ließ, auf welchem in vier und zwanzig Ala-basterplatten die vorzüglichsten Thaten und Bege-benheiten desselben in halb erhabner Arbeit durch einen Meistergriffel dargestellt und mit den schön-sten Innschriften geziert sind. Noch heutiges Tages ist dieses Denkmal ein Gegenstand der Bewunderung für jeden reisenden Kenner der Kunst.

Ferdinand I.

geboren den 10. März 1503, gestorben den 25. July 1564.

Vielleicht werden einige Leser hier nicht die Lebensgeschichte Ferdinands, sondern die des Erzherzogs Philipp und Karls V. erwarten; allein mein Endzweck war nie, auch die spanisch-östreichischen Herrscher und Prinzen zu schildern, sondern ich nahm nur Rücksicht auf das deutsch-östreichische Haus, und indem nun Philipp die deutsch-östreichischen Länder niemals regierte, auch Karl V. diese anfänglich durch Ferdinand verwalten ließ, dem er sie aber bald als eigen abtrat, so muß nun an Maximilian sich unmittelbar Ferdinand anschliessen, und dieses um so viel mehr, da er der Stifter der deutsch-östreichischen Linie geworden ist.

Der Erzherzog Philipp war bereits zum König von Castilien ernannt, als er diesen Prinzen mit der spanischen Erbprinzessinn Donna Johanna erzeugte. Sie gebar ihn zu Alcal de He-

nares in Spanien, und soll, wie einige berichten, durch die Folgen seiner Geburt an ihrem Verstande Schaden gelitten haben und in eine Art von Blödsinnigkeit verfallen seyn. Der König Don Ferdinand von Arragonien, sein mütterlicher Großvater vertrat bey seiner Taufe die Pathenstelle und legte ihm seinen Namen bey. Er führte auch über ihn die Vormundschaft, nachdem sich der Kaiser Maximilian mit ihm hierüber verglichen hatte. Die ersten Jahre seines Lebens brachte Ferdinand zu Simancas zu, wo er unter der Aufsicht seines Obersthofmeisters Don Pedro Nugnez de Guzmann von dem gelehrten Alvaro Osorio sowohl in den Grundsätzen der Religion, als auch in den Wissenschaften unterrichtet wurde. Er blieb bis zum Tode seines mütterlichen Großvaters daselbst und erreichte bereits das Alter von dreyzehn Jahren. Man befürchtete nun einige Unruhen und führte ihn nach Valladolid, wo man ihn in dem St. Georgen-Kollegium, wie in eine Festung einschloß, und bewachte; denn man war für seine Person sehr besorgt, weil er der Liebling des Königs seines Großvaters gewesen war, und auch von den vornehmsten Castillianischen Großen geliebt und geschätzt wurde. Sandoval hat uns das Bild dieses Prinzen nach Osorio, wie folgt, entworfen: Der Infant Don Ferdinand war von ei-

ner anmuthvollen Bildung, weiß und schön gefärbt, hatte einen wohlgebauten Körper, aufgeworfene Lippen, ein volles Angesicht, eine kleine wohlgemachte Nase, große und schöne Augen, sehr blonde Haare und eine so reizende, anzügliche Miene, daß sie jedermann einnahm. Er war weit sinnreicher und scharfsinniger als die Kinder seines Alters, und besaß ein ungemein vortreffliches Gedächtniß. Mit neun Jahren war er schon fähig, Rath anzunehmen und auch zu geben. Er war sehr duldsam und nachsichtig, hatte Hang zum Kriege und zur Jagd, liebte von Natur aus die Gerechtigkeit und Tugend solchergestalt, daß, wenn er mit andern Kindern spielte und diese aus Ehrfurcht gegen ihn es darauf anlegten, ihn gewinnen zu lassen, er es niemals zugab, wenn es wider Spielregeln war; denn er wollte alles mit Vernunft und Recht. Er war nicht sehr freygebig, weil er in diesem und allen andern Dingen, und in Gebärden und Gang eine Aehnlichkeit mit seinem Großvater dem Könige Ferdinand hatte, weswegen ihn auch dieser so sehr liebte, wie schon gesagt worden ist. Nebst diesem war er ein Freund von mancherley Handarbeiten und Künsten, als Mahlen, Bildhauen und vorzüglich der Metallgiessereyen; er hatte auch gerne mit Artillerie, Pulver und Schiessen zu thun. Das Lesen von Geschichten und die

Erzählung von Heldenthaten vergnügte ihn, und er drückte sie seinem Gedächtnisse fest ein. Er war sehr kühn, und kannte beynahe keine Furcht. Wenn er fiel oder sich verwundete, so jammerte und klagte er nicht wie andre Kinder, sondern dünkte sich vielmehr groß mit seinem Leiden. Er aß viel; hörte gerne Schalksnarren an, und fand Vergnügen am Anblicke verschiedener Vögel und im Besitze wilder Thiere. Er war nicht stark; sondern vielmehr zärtlich. Er sagte noch als ein Kind von fünf bis neun Jahren, so scharfsinnige, überdachte und kluge Reden, daß sich jedermann darüber verwunderte; obschon er als herangereifter Mann sich nicht so zeigte. *)

Weil Ferdinand seinem Großvater wegen der großen Aehnlichkeit in Geberden und Sitten sehr lieb war; so ernannte ihn dieser in einem Testamente, das er zu Burgos machte, zum Reichsverweser, wenn er dereinst mit Tod abgehen sollte. Allein als er zum Sterben kam, überredeten ihn seine geheimen Räthe, besonders Don Zapata und Carvajal diese Ernennung Ferdinands zum Reichsverweser in seinem letzten Willen zu

*) Sandoval de la Vida y hechos del Emperador Carlos quinto. P. I. L. 1. §. 64. p. 53. 54. Edit. Valladolid 1604.

widerrufen, indem sie ihm vorstellten: der Prinz sey noch zu jung, bedürfe selbst noch der Leitung, die Castilianer seyn hochsinnige und unruhige Köpfe, die einen Mann zum einstweiligen Regenten nöthig hätten, bis der rechtmäßige König Karl ankommen würde. Ungern entschloß sich der König zum Widerrufe, und fragte sie, was dann mit dem Prinzen geschehen sollte? sie gaben ihm den Rath demselben ein jährliches Einkommen auf das Königreich Neapel anzuweisen. Dieses that er, und gab den Befehl; daß seinem Lieblinge jährlich fünfzigtausend Dukaten aus jenem Reiche sollten bezahlt werden; das Reichsstaatsruder aber sollte einstweilen der Kardinal und Erzbischoff von Toledo Ximenes führen.

Der König starb, und Ferdinand, der von der Willensänderung desselben nichts wußte, hielt sich für den Reichsregenten; erließ auch in dieser Absicht einige Schreiben an die Kanzeleyen, in welchen er sich el Infante unterschrieb. Dieses verdroß einige Beamte, und Don Lorenzo Galindez verwies es dem Sekretair desselben, indem er sagte; sie hätten keinen König ausser dem Kaiser, und jener Titel gehöre nur dem Souverain des Landes zu. Diese Rede wurde von einigen Spaniern sehr gepriesen, und sie leg-

ten sie, wie eine Weissagung aus, weil Karl ihr König auch römischer Kaiser geworden war. *)

Ximenes war also Reichsverweser nach der Verordnung des verstorbenen Königs; aber Adrian, der gewesene Lehrmeister, und Bevollmächtigte Karls in Spanien machte gleichfalls Anspruch darauf. Dieß veranlaßte eine Trennung zwischen den Gliedern des Staatsrathes zu Guadeloupe und die Folge war, daß der Infant Ferdinand nun nach Madrit kam. Seine Freunde, derer er sehr viele hatte, und auch andre, die ihr Vaterland liebten, oder sonst eigennützige Absichten hatten, ergriffen nun jede Gelegenheit dem Prinzen Lobreden zu halten; sein Genie und seine Gemüthsgaben überall herauszustreichen, ihn den Spaniern zu empfehlen, weil er nach spanischen Sitten, und Grundsätzen erzogen; von seiner Geburtsstunde an immer in Spanien gelebt habe, und demnach ein Spanier dem Herze und Geiste nach sey, es wäre hart, einen Fürsten als König anzunehmen, der weder bey ihnen geboren oder erzogen, noch auch jemals im Lande gesehen worden und dem die Landesart, Gewohnheiten und Gesetze des Reichs gänzlich unbekannt seyn.

*) Sandoval lib. II. §. II. p. 57.

Durch diese und dergleichen Reden schienen sie zu verrathen; daß sie dem Prinzen Spaniens Krone gerne verschaffen möchten; sie suchten auch diesen nach ihren Absichten zu lenken und es scheint: daß sie auf sein junges Gemüth einen starken Eindruck müssen gemacht haben; denn er wurde tiefsinnig und endlich ganz schwermüthig. Um sich aufzuheitern, gieng er fast immer auf die Jagd. Da er nun am 8. Juny 1516 den Berg Pardo bey Madrit durchstreifte, um Wild aufzuspüren, kam ihm plötzlich ein Einsiedler von einer sehr fremden Gestalt und Kleidung entgegen; er schien große Heiligkeit und strenge Buße in seinen Zügen anzudeuten. Dieser sprach zu ihm: „Er werde König von Castilien werden, er soll „daran nicht zweifeln, und sein Vorhaben nicht „aufgeben, denn dieses sey der Wille Gottes.“ Mit diesem gieng der Einsiedler über den Berg, ohne jemals wieder gesehen zu werden. Der gutmüthige Mönch und Geschichtschreiber Sandoval fügt dieser Geschichte noch bey: Niemand habe erfahren, wer dieser Einsiedler gewesen, es möge wohl ein böser Geist gewesen seyn, welcher gesucht habe das Reich zu zerrütten. *) Allein

*) Sandoval drückt sich also aus: Nunca se pudo saber quien fuesse este Hermitano, que denio de ser alcun demonio, que queria alterar el Regno. l. II. §. 9. p. 67.

wenn der fromme Geschichtschreiber ein wenig über die Erscheinung dieses Einsiedlers nachgedacht hätte, so würde er sich dieselbe ganz natürlich aus den Umständen haben erklären können, ohne einen bösen Dämon dabey zu vermuthen. Die Freunde Ferdinands wünschten ihn zu einem Entschlusse zu bringen; sie wußten, daß er mißvergnügt war, weil man ihm die Statthalterschaft und noch andre Dinge mehr, die ihm sein Großvater im ersten Testamente zugeschrieben hatte, wiederum weggenommen; sie wußten, daß er aber auch fromm war, und seiner Pflicht nicht untreu werden wollte; daher verkleideten sie einen ihres Mittels, und der sollte den jungen Fürsten durch einen ausserordentlichen Weg, als wäre er ein Bothe Gottes, bestimmen, das Reich zu suchen.

Der Kardinal Ximenes, dessen Scharfblick nichts von allem, was geschah, entgieng, und der selbst den Großen Spaniens verhaßt war, weil sie in ihm nur den gewesenen Mönch, nicht aber den großen Mann von Verdienst und Talenten sahen, befürchtete ernstliche Folgen für den Staat. Er berichtete alles an Karln nach den Niederlanden, und plötzlich kam von dort der Befehl, die ganze Dienerschaft Ferdinands abzudanken, den Obersthofmeister Nugnez de Guz-

mann, wie auch den Lehrer Osorio in Ruhestand zu setzen, und die Stelle des erstern dem Marquis de Aguilar, auch wider den Willen des Infanten, zu übertragen. Diese Veränderung schmerzte den jungen Fürsten ungemein. Er ersuchte den Kardinal, ihm zu helfen, oder ihm zu melden, was er in diesem Falle für ihn zu thun gedenke. Der Kardinal gab zur Antwort: er könne ihm mit nichts andern beystehen, als den Befehl des Königs zu vollziehen, und er müsse als ein tugendhafter Bruder diesen Befehl für gut halten. Dieses verursachte, daß Ferdinand auf den Kardinal ungehalten wurde, mit dem er vorher gut Freund war und manches in der Regierungskunst von ihm erlernt hatte.

Nachdem Karl nach Spanien kam, begab sich Ferdinand nach Aranda de Duero, ohne ihm entgegen zu eilen. Beyde Brüder schienen einander abgeneigt; weil jedoch Karl immer noch besorgte, daß er das Reich, so lange Ferdinand darinn sich aufhalte, nicht sicher und ruhig möchte besitzen können, so entschloß er sich, ihn baldmöglichst daraus zu entfernen. Diesem Zwecke gemäß besuchte er ihn zu Aranda und verweilte sich da einige Tage, um ihn zur Abreise zu bereden. Ferdinand, nichts weniger als herrschsüchtig, bequemte sich dazu. Allein man wünschte

seiner auf das geschwindeste entledigt zu werden, weil man sich immer mit dem Traumbild beschäftigte, es könnte ihn die Lust anwandeln, Theil an der Regierung haben zu wollen.*) Der bey Karln alles vermögende Herzog von Kroy (nach dem spanischen Xeures genannt) übernahm es, ihn zur Abreise so geschwind als möglich zu nöthigen, indem er denselben anhielt, seinem Bruder, dem König Karl, das Handwasser nach der Tafel zu reichen, und an der Tafel selbst zwischen den Ministern zu sitzen. Karl schien ihn zu bedauern; allein er änderte doch an den Anstalten seines Ministers nichts.**)

Ferdinand reiste also in seinem fünfzehenden Jahre nach den Niederlanden ab, wo er so lange verblieb, bis Karl zur Kaiserkrönung nach Deutschland kam, und ihn mit nach Aachen nahm.

Indem

---

*) Tambien para assegurarse de la de aca, convenia tenerle ausente, q. no quiere compannia la impaciente codicia de reynar. schreibt Sandoval l. III. §. 14. p. 117.

**) El Infante don Fernando tenia su casa en Aranda de Duero bien poco favorecido de su Hermano el Rey. Sandoval. ibidem. Masenii historia Caroli Vet Ferdin. I. l. x. p. 20.

Indem Karl wegen der Angelegenheiten seiner spanischen Länder nicht immer in Deutschland bleiben konnte; so ernannte er unsern Erzherzog zum deutschen Reichsverweser und überließ ihm auch Oestreich sammt allen davon abhängenden deutschen Provinzen mit Ausnahme der Vorlande und des Elsaßes. Da schon Maximilian, sein Großvater, ihm die hungarische Prinzessinn Anna zur Gemahlinn bestimmt hatte; so reiste er nach Linz, und feyerte daselbst seine Hochzeit mit ihr. Von da aus kam er nach Grätz, und nahm die Huldigung der inneröstreichischen Länder vor. Er wollte hierauf nach Wien; aber ein plötzlicher Einfall der Türken in Kärnthen unterbrach sein Vornehmen; er mußte noch einmal nach den Niederlanden, um von Karl Beystand wider jene zu erbitten. Daher konnte er auch in der Regierung seiner erhaltenen Länder nichts unternehmen; sondern er verschob alles bis zu seiner Zurückkunft. Nach dieser war es seine erste Sorge, den in Oestreich entstandenen Unruhen abzuhelfen, welche schon seit dem Absterben Maximilians gedauert hatten. Dieser Monarch hatte in seinem letzten Willen verordnet: daß alle Statthalter und Staatsbeamte in ihren Aemtern bleiben, und die Regierungsgeschäfte so lange besorgen sollten, bis einer seiner Enkel nach Deutschland kommen, und die Regierung selbst übernehmen würde. Allein die

Oestreicher kehrten sich nicht an den Willen ihres seligen Monarchen. Die Stände und die Bürger in Wien theilten sich in Faktionen; die eine wollte sich an die Anordnung Maximilians halten; die andre hingegen sie umstoßen und nach ihrem Eigendünkel eine Staatsverwaltung einführen. Diese letztere behielt die Oberhand. Auf ihr Betreiben wurde ein Ausschuß von sechzehn Personen aus den drey Ständen zusammengesetzt, der Regierung vorzustehen. Dieser Ausschuß bestand aus unruhigen, herrschsüchtigen Köpfen; die es bald so weit brachten, daß die alten Staatsdiener entweder abgesetzt wurden, oder aus Liebe zur Ruhe ihre bekleideten Aemter selbst niederlegten. Dabey blieb es nicht; sondern Johann von Pucham, Martin Copin, ein schurkischer Advokat und abgesetzter Richter, und Rinner, ein Gärber, lauter wüthende Köpfe, rissen alle Geschäfte an sich; bildeten ein Triumvirat; schalteten nach Willkühr mit den Staatseinkünften; schöpften sich eigenmächtig ihren Gehalt; prägten Münzen; maßten sich der Majestätsrechte an, und behandelten alle, die nicht ihres Gelichters waren, nach Despoten Art. Zwey Jahre lang dauerte dieser Unfug, und Karls Abmahnungsschreiben blieben ohne Wirkung, und als Ferdinand das erstemal in Oestreichs Ländern erschien, schlugen sie ihm die angesuchten Hilfsgelder wi-

der die Türken ab, und foderten sogar Gerechtigkeit von ihm wider die alten Regenten. Gerechtigkeit sollte ihnen jetzt zu Theile werden.

Ferdinand kam nach wienerisch Neustadt. Hieher hatte er die Abgeordneten der gesammten Stände Ober- und Niederöstreichs beschieden, um mit ihnen sowohl wegen der Türkenhilfe, als andrer wichtigen Gegenstände sich zu berathschlagen. Wegen des ersten Geschäftes waren daselbst Abgesandte aus dem Reiche; aus Hungarn und Pohlen eingetroffen. Es war der achte des Heumonds im Jahre ein tausend fünf hundert und zwey und zwanzig, welchen Ferdinand zum großen Gerichtstage der Unruhestifter und Despoten Oestreichs bestimmte. Um dabey ganz ohne Partheylichkeit vorzugehen, erbath er sich lauter ausländische Herren und Rechtsgelehrte zu Richtern und beschloß in eigner Person vor allem Volke auf dem öffentlichen Marktplatze zu Gerichte zu sitzen. Unter dem freyen Himmel wurde daher sein Thron aufgeschlagen; ein goldener Armsessel daraufgestellt, und zu seiner rechten und linken die Stühle der Richter gereihet. Das Gericht wurde eröffnet; alle gebettenen Richter schwuren vor allem Volke laut: recht zu sprechen nach Pflicht, Gewissen und dem Gesetze. Hehr und feyerlich war dieser Anblick des ernsten Gerichtes;

tiefes Schweigen herrschte bey der zuschauenden Menge. Die beklagten Landesregenteu und ihre Kläger die Neuerer traten auf, und verhandelten ihre Anbringen, Klagen und wechselseitigen Beschuldigungen laut und öffentlich. Nicht auf einmal konnte alles erhoben und erörtert werden. Es wurden vier Sitzungen gehalten, und nachdem man alles erschöpft zu haben glaubte, was zum Ausspruche eines gerechten Urtheiles nothwendig ist, so ergieng nach einer reifen Berathschlagung das Urtheil und wurde laut verlesen: „Dem verblendeten und irregeführten Volke sey vollkommne Verzeihung ertheilet; der von Pucham Eyzinger und Rinner und die übrigen Rädelsführer sollen enthauptet; Gamp der Faktion Advokat und Rathgeber auf drey Jahre des Landes verwiesen werden, diejenigen aber, welche die Münzen geprägt, sollen ihre Freyheiten verlieren.“ Nach abgelesenem Urtheile blieb Ferdinand noch eine Zeitlang sitzen; sah mitleidig auf die verurtheilten Verbrecher herab, in der Erwartung, daß sie um Gnade flehen würden. Aber keiner derselben that es; also verließ er den Richtstuhl und begab sich in seine Burg, die Schuldigen wurden hierauf ergriffen, ins Gefängniß geführt, und in ein paar Tagen das Urtheil an ihnen vollzogen. Jedermann pries die Gerechtigkeit und Milde des neuen Fürsten, der durch die Bestra-

fung weniger die bürgerliche Ordnung und innere Sicherheit wieder hergestellt hatte. *)

Im nächsten Jahre kam er nach Tyrol, ordnete eine neue Regierung an, und trug Sorge; daß die katholische Religion sowohl in diesem Lande, als in Vorderöstreich aufrecht erhalten wurde; deswegen verfuhr er auch streng gegen die Wiedertäufer in Tyrol, und ließ drey ihrer Prediger hinrichten, weil sie bey 400 Seelen zu ihrem Glaubenssystem beredet hatten. Da er auf diese Weise nach der Redensart der Religionsneuerer, die Gewissensfreyheit beschränkte; so entstand hierüber eine so fürchterliche Gährung unter dem Landvolke, daß er sich selbst zu Innsbruck nicht sicher glaubte, und sich um fremde Kriegsvölker zu seinem Schutze umsah. Um aber diese bezahlen zu können, erhob er aus Mangel am baaren Gelde von einigen Pfarren, Propsteyen und Stiftern den Kirchenschatz, jedoch mit dem Versprechen; ihn wieder zu ersetzen. Das Gerücht von Einführung fremder Truppen machte das Uebel ärger, beynahe das gesammte Land gerieth in Aufruhr, und dem bekümmerten Für-

*) Narratio de dissensione Provincial. Austriac. ab anonymo coævo ap. Hieron. Petz Script. rer. aust. p. 1001.

sten übrigte nun kein anders Mittel, als in größter Geschwindigkeit einen allgemeinen Landtag anzusagen, und sein Vorhaben aufzugeben. Da es in Tyrol Herkommens ist, daß auch die Bauern bey den Landtägen zu erscheinen berechtiget sind: so ertheilte er ihren Abgeordneten sicheres Geleit. Sie stellten sich richtig beym Landtage ein, und bewirkten so viel, daß allen insgesammt Verzeihung gewähret, und eine neue Landordnung aufgerichtet werden mußte, welche das fünf und zwanzigjährige Landlibell genannt wurde, weil es auf so lange Zeit in Giltigkeit bleiben sollte. Aber schon im siebenten Jahre darnach wurde es wieder aufgehoben, weil es den Gerechtsamen der übrigen Stände zu sehr nachtheilig war. Nachdem der Landtag den Frieden hergestellt hatte, erhob sich ein Streit zwischen dem Etschlande und der Stadt Trient wegen Einführung der Weine. Die Etschländer drohten die Stadt zu belagern und sie zu zerstöhren: allein Ferdinand nahm diese in Schutz und sicherte sie dadurch vor aller Gewalt. *)

Nicht lange hierauf eröffnete sich für ihn ein weites Feld, wo er sowohl seinen Muth als

*) Burglechner Handschrift Bl. 301.

auch seine Regentenklugheit ganz vorzüglich zeigen konnte. Der König von Hungarn und Böhmen, Ludwig II. sein Schwager, verlor in der unglücklichen Schlacht bey Mohacz wider die Türken sein junges Leben. Beyde Reiche waren also ohne Oberhaupt; denn Ludwig hatte keine Kinder. Nach den Erbfolgverträgen zwischen Oestreich und erstgemeldten Reichen gebührten beyde Kronen unstreitig dem Erzherzoge Ferdinand. Jedoch der Ehrgeiz des Woywoden von Siebenbürgen, Grafen von Zips, Johann Zapolya, der sich schon als hungarischer König ansah; die Thätigkeit und Beredsamkeit seines Clienten, des unruhigen Stephan Verbötz; die Geldgierde und Habsucht einiger Großen; die Uneinigkeit der hungarischen Stände überhaupt und die Faktionswuth machten ihm sein ungezweifeltes Recht streitig.

Die Ränke des Verbötz, die Schmeicheleyen und großen Versprechungen des Woywoden, der mit seinem Heere bis nach Tokay vorgerückt war, brachten es dahin, daß der Woywode an eben diesem Orte zum hungarischen König ausgerufen wurde, worauf er seinen Zug nach Ofen nahm; die Stadt und Festung mit einer Besatzung versah und dann nach Stuhlweissenburg zur Krönung eilte, die auch hier vollzogen wurde.

Von hier gieng er wieder nach Ofen zurück. Daselbst kam Rinco, ein treuloser Spanier, als Abgesandter des Königs Franz I. von Frankreich mit einem Schreiben an die ganze hungarische Nation, und mehreren an einzelne Große des Reichs zu ihm. Der französische König bezeugte hierinn sein Beyleid über das unglückliche Schicksal des Königs Ludwig und zugleich, daß es ihm ein herzlicher Trost sey, daß die Nation einen so wackern Mann, wie Johann, zum König gewählt habe. Er ermahne sie daher, daß sie lieber in Ruhe diesem, als durch Uneinigkeit einem fremden und unbekannten gehorchen möchten. Johann werde sie durch seine Gegenwart mit Wohlthaten überhäufen, die Abwesenheit des Fremden sie seinen Ministern zur Beute lassen. Es wurde ein Bündniß zwischen Johann und dem König von Frankreich beschlossen, in welchem auch der Papst Clemens VII. und die Republiken Venedig und Florenz begriffen waren. Dieses Bündniß wurde vom Verböz allgemein kund gemacht, damit dadurch die Gemüther der Nation wider Ferdinand eingenommen und ihm der Szepter entrissen werden möchte. *)

Allein diese Absicht wurde nicht erreicht. Die verwittwete Königinn Maria und der Pala-

*) Isthuanffi l. 9. Col. 1. p. 86.

tin Stephan Bathori veranlaßten einen Landtag zu Preßburg, wohin die ansehnlichsten Männer des Reichs, die Abgesandten mehrerer königlichen Städte und sehr viele Edelleute sich verfügten, und unter allgemeinen Freudenruf Ferdinanden zum König ausriefen, zugleich auch die Wahl Johanns als ungültig verwarfen, weil sie wider die Reichsgesetze sey unternommen worden, indem vorzüglich dem Palatin das Recht zukomme, die Reichsstände zusammen zu rufen und die erste und hauptsächlichste Stimme zu geben. Von dieser Wahl benachrichtigten die Königinn und der Palatin den Neugewählten und drangen darauf sich ungesäumt mit einer Armee in Hungarn einzustellen, seine Rechte zu behaupten und seinem Gegner nicht Zeit zu lassen sich festzusetzen.

Ferdinand antwortete ihnen: er habe seiner Rechte nicht vergessen; sey aber nur dadurch gehindert worden in Hungarn zu erscheinen, weil ihm und seiner Gemahlinn die Böhmen ihr Reich übertragen, sobald er daselbst gekrönt sey und alles richtig gemacht haben würde; wolle er unverzüglich mit einem Heere bey ihnen eintreffen, und sich so benehmen, daß er nichts vernachlässige von allem dem, womit er ihnen seine Erkenntlichkeit bezeugen könne. Er both der Nation

für ihre besondre Treue seine Huld und Wohlgewogenheit an, und hielt auch redlich Wort.

Er zog schleunig ein Kriegsheer aus Böhmen, Schlesien, Oestreich und den Innländern und Schwaben zusammen, brach nach Hungarn auf, und als er an die Gränze kam, bewillkommten ihn der Palatin, und viele Edle des Reichs; er legte den Eid ab ihre Rechte und Freyheiten aufrecht zu erhalten und hierauf vereinigten sich die Truppen des Palatins und andrer Magnaten mit den seinigen. Sie rückten nun langsam vor und kamen bis ungarisch Altenburg, das sich sogleich ergab.*) Hier wurde Rath gehalten und überlegt, ob er daselbst mit einer Abtheilung seiner Armee verbleiben, und den Erfolg der Kriegsoperationen seiner Feldherren abwarten, oder aber ob er sogleich mit dem ganzen Kriegsheere ferner vordringen soll? Die Deutschen und Böhmen stimmten für die erste; die Hungarn für die letzte Meinung. Nach reifer Ueberlegung trat Ferdinand den Hungarn bey, und zwar bewog ihn hiezu die so eben eingetroffene Nachricht von der Geburt eines Prinzen, von dem seine Gattinn glücklich war entbunden worden. Seine Staaten hatten also einen Herrn, wenn er auch im Feld-

*) Isthuanffi lib. 9. Col. 1. p. 87.

zuge umkommen sollte. Also brach die Armee auf. Ferdinand nahm im Vorbeyziehen Raab weg; Comorn ergab sich nach einigen Kanonenschüssen, so that es auch Gran und Wissegrad. Die Flottille auf der Donau unterwarf sich ihm gleichfalls und so kam er ohne blutige Gefechte vor Ofen an, aus welcher Stadt sich Johann von Zapolya eiligst geflüchtet und über die Theiß begeben hatte. Ferdinand lagerte sich und wartete, um zu sehen, ob nicht etwa eine feindliche Armee ihm entgegen ziehen würde; da sich aber von keiner Seite her ein Feind zeigte, hielt er einen feyerlichen Einzug in die Stadt, schrieb einen Reichstag aus und befahl dem Grafen Nicklas von Salm dem flüchtigen Feinde nachzusetzen, von welchem jetzt einige streifende Partheyen in Vorschein kamen. Salm traf ihn an, überfiel und schlug ihn aus dem Felde. Er sandte einen Eilbothen des Grafen von Thurn mit der Nachricht seines Sieges eilends an ihn wieder zurück, aber Nadasdi fieng den Bothen zu Pest auf und führte ihn vor den König, dieser fragte ihn, ob alles gut stehe? allein der Bothe antwortete nicht. Man fragte ihn um die Ursache seines Schweigens, und er erwiederte: er habe seinem Herrn eidlich versprochen, keinem Menschen etwas neues zu sagen, bis er zu Ofen bey ihm angekommen seyn würde; er werde auch

Niemanden die Briefe überreichen, auſſer man würde ihm Gewalt anthun. Die Treue und Standhaftigkeit dieſes Menſchen bewogen den König ihn alſo gleich zu ſeinem Herrn abgehen zu laſſen, ohne deſſen Briefſchaften zu unterſuchen; auch nahm er es nicht übel, daß ein andrer eher, als er ſelbſt, Nachricht von den neueſten Kriegsbegebenheiten erhielt. Gewiß ein ſchönes Beyſpiel der Mäßigung ſeiner Neugierde; beſonders da er in banger Erwartung wichtiger Ereigniſſe ſtund, von welchen einigermaſſen ſein Schickſal abhieng. Er hätte das bey dem Eilbothen gefundene Briefpacket eröffnen können, wenn er gewollt hätte, weil er wohl vermuthen konnte, daß auch ein Bericht des Salms an ihn darinn enthalten ſeyn müſſe, wie es auch war, und den ihm nun Turzo ſchnell überbrachte; worauf er einen feyerlichen Lobgeſang anſtimmen ließ und dem Herrn der Kriegsſchaaren für den verliehenen Sieg dankte. *)

Indeſſen war die Zeit zu dem beſtimmten Reichstage herangekommen. Die Stände des Reiches fanden ſich in zahlreicher Menge ein: denn beynahe alle verlieſſen Johanns Parthey. Alles gieng hier nach Wunſche; die zu Preßburg geſchehene Wahl wurde von allen beſtätiget; Jo-

*) Ursinus Vellius de bello Pannonico l. I. p. 8. etc.

hann und seine Anhänger für Reichsfeinde erklärt, wenn sie nicht in einer gewissen, ihnen anberaumten Zeit die Waffen niederlegen und sich dem Könige Ferdinand unterwerfen würden. Auch die Siebenbürger und die Nation der Secksler wurden zum Gehorsame aufgefodert, widrigenfalls sie feindlich behandelt werden sollen. Endlich bewilligten die Stände eine allgemeine Kopfsteuer durch das ganze Reich, welche aber zu den künftigen Kriegsereignissen sollte verwendet werden. Johann ließ in Ofen durch seine vertrauten öffentliche Schmähkarten wider Ferdinand an den Kirchenthüren anschlagen: aber dieser verachtete diesen niedrigen Kunstgriff seines Gegners und würdigte sie keiner Widerlegung. Bevor er Ofen vrrließ, stiftete er ein Denkmal seiner Menschenliebe, ein Spital zum Besten der kranken Soldaten. Dieses mußte mit allem nöthigen zur Genüge versehen werden, und er setzte den berühmten Johann Faber, den Leichenredner Maximilians zum Oberaufseher desselben. Fabers Sorgfalt und Thätigkeit rettete viele vom Tode, die sonst gewiß diesem hätten unterliegen müssen. *) Da durch die Reichsversammlung der Krönungstag Ferdinands festgesetzt worden war und dieser

*) Ursin. Vell. l. II. p. 35.

sich näherte, reiste er jetzt nach Stuhlweissenburg und wurde mit größter Pracht als hungarischer König gekrönt. Auch hier dachte er auf des Reichs Beste; berathschlagte sich mit einigen Magnaten, was er wohl zur allgemeinen Wohlfahrt besonders thun könne; drang hauptsächlich darauf, daß die adelichen Räuber nach eben jenen Gesetzen gestraft werden, welche für die gemeinen Leute angegeben seyn. Er griff durch, und somit hörten die Vorzüge jener Verbrecher auf. Nach diesem besetzte er die Ehrenstellen des Reiches mit verdienstvollen Männern, hielt dem unglücklichen König Ludwig ein stattliches Leichenbegängniß, gieng sodann auf einige Zeit nach Gran, weil in Ofen eine gräßliche Pest eingerissen war. Da er voraus sehen konnte, daß bey den Unruhen in Hungarn der Türk nicht säumen werde, sich ins Spiel zu mischen, um seine Eroberungen weiter auszudehnen; als hielt er noch einen Reichstag vor seiner Abreise; schrieb auf diesem alle Maßregeln vor, welche bey einem Einfalle des Erbfeindes zu befolgen am tauglichsten schienen und kehrte hierauf nach Wien zurück. Er hatte in dieser kurzen Zeit vieles gewirkt, da er seinen Nebenbuhler verdrängt; den Thron Hungarns und die Zuneigung des größten Theiles der Nation sich erworben und auch nützliche Gesetze gegeben hatte.

Von Wien begab er sich nach Mähren, hielt auch hier zu Znaym einen Landtag, warb um Beystand wider die Türken; verhandelte einige Religionsgegenstände; schaffte die Wiedertäufer ab und erließ ein strenges Gesetz wider jeden, der es wagen würde, das Altarssakrament öffentlich in Zweifel zu ziehen. Von Znaym reiste er nach Prag, um auch da alles zu veranstalten, was sowohl zur Sicherheit des Reiches als seiner Krone erfoderlich war. Die Böhmen hatten ihn zwar ohne Widerstand als ihren gesetzmäßigen König angenommen, aber dessen ungeachtet gab es doch einige unter ihnen, welche zweydeutige Gesinnungen gegen ihn verriethen und unter der Hand den Johann Zapolya begünstigten; ja einige waren diesem sogar zu Hilfe gezogen. Auf seiner damaligen Reise besuchte er keine einzige Kirche, weil sie nach der gemeinen Meinung durch verschiedene Seckten verunreiniget waren. Um demnach keine Seckte in ihrem Glauben zu bestärken, welches sie aus seinem Besuche einer ihrer Kirchen hätten schließen können; so hielt er seinen Gottesdienst auf seinem Zimmer. Der Endzweck seiner böhmischen Reise war ebenfalls, die Böhmen wider die Türken um Hilfe anzusuchen; nebstbey aber die Regierung anzuordnen; das verfallene Münzwesen einzurichten, die von den vorigen Königen verpfändeten Herr-

schaften und Schlösser, welche Krongüter waren, wieder einzulösen und endlich auch die Einigkeit zwischen der zwistigen Prager Bürgerschaft herzustellen. Alles ausser dem Münzgeschäfte kam zu Stande. Seine Gegenwart veranlaßte auch Staatsverhandlungen mit auswärtigen Fürsten. Es erschien der Markgraf Georg von Brandenburg und machte Anspruch auf das Herzogthum Oppeln, weil es ihm von den Königen Uladislaus und Ludwig sey geschenkt worden. Ihm aber widersprachen die Stände Böhmens und zwar aus dem staatsrechtlichen Grunde; daß die Könige ohne ihre Einstimmung und wider die Reichsgrundgesetze nicht ein Schloß, vielweniger aber ein so ansehnliches Fürstenthum verschenken, und veräussern könnten. Der Streit wurde so heftig, daß beyde Theile zu Schimpfworten kamen. Ferdinand wünschte Mittler werden zu können und both dem Markgrafen eine ansehnliche Summe Geldes an, seinem ungegründeten Anspruche zu entsagen, weil er doch vermög der Reichsgrundgesetze für ihn nicht sprechen könne. Sein gut gemeintes Anbiethen wurde verworfen, und der Markgraf gieng voll Zorn nach Hause. *)

Auch

*) Ursin. Vel. lib. IV. p. 66.

Auch ein pohlnischer Gesandte kam, der im Namen seines Königs Sieginund einen Frieden zwischen Ferdinand und dem Johann Zapolya stiften sollte: da aber die Aeusserungen des Gesandten der Würde Ferdinands und seinen Gerechtsamen zu nahe giengen, so mußte er unverrichteter Dinge abreisen. Ferdinand schickte ihm alsogleich einen Gesandten nach, der sich bey Siegmund beschweren mußte, daß die Pohlen seinem Feind Aufenthalt gäben und ihn unterstützten; er ersuchte den König ihn aus dem Reiche zu entfernen, oder aber in seine Hände zu liefern. Johann hatte indessen einen gewissen Mincowitz Geld zugeschickt, ihm dafür in Deutschland Kriegsvolk zu werben und nach Pohlen zuzuführen. Ferdinand erfuhr dieses, verlegte den Truppen den Weg dahin und hinderte den Mincowitz seine Absicht auszuführen. Gegen das Ende seines Aufenthaltes zu Prag belehnte er den Pfalzgrafen Friedrich und seinen Bruder; dann die Landgrafen von Leuchtenberg, die Herzoge von Bayern mit den Lehen, die sie von Böhmen trugen; theilte endlich die Alt- und Neustadt von Prag, die Ludwig in eine zusammengezogen, wieder ab, und gab beyden ihren besondern Magistrat.

Ferdinand hatte kaum Böhmen verlassen und seine Residenz in Wien betreten; als schon die

Nachricht bey ihm eintraf: Zapolya sey mit einem Kriegsheere in Hungarn eingebrochen, werde durch den pohlnischen Staroſten Laſko und andre mächtige Pohlen unterſtützet; habe bereits ein Bündniß mit dem türkiſchen Kaiſer geſchloſſen, ſich in deſſen Schutz begeben und erwarte nun von diesem ins Reich eingeſetzt zu werden. Dieſe Nachricht machte ihn in etwas beſtürzt; aber er faßte ſich bald wieder, brachte eiligſt eine Armee zu Stande, untergab ſie dem Befehle des Catzianers, weil eben dieſer ſchon vorher wider den Zapolya glücklich geweſen war. Allein jetzt zeigte ſich Catzianer als eine feige Memme, er ließ das ihm anvertraute Heer bey Eſſeck im Stich und entfloh, ſobald ſich die Türken zeigten. Dadurch gerieth die ganze kaiſerliche Armee in Verwirrung und erlitt eine allgemeine Niederlage. Ferdinand hingegen verſäumte ſeiner Seits nichts, dem Feinde den nachdrücklichſten Widerſtand entgegen ſetzen zu können; er bereiſte ſeine Erbländer, hielt Landtäge zu Grätz, in Kärnthen, Tyrol und Vorderöſtreich; verlangte Mannſchaft und Geld und erhielt alles mit auſſerordentlicher Bereitwilligkeit von dieſen treuen Ländern. Ein gleiches Geſuch machte er an die Reichsſtände auf einem Reichstage zu Speyer; ſie bewilligten ihm vierzehn tauſend Mann, wovon jedoch keiner erſchien. Von Speyer gieng ſeine Reiſe über Linz nach Bud-

weiß in Böhmen, woselbst er die böhmischen Stände zu schleunigem Beystande ermahnte. Sie sagten ihm diesen zu, auf den Fall, wenn die Feinde bis nach Oestreich vordringen sollten, und erbothen sich dann alle insgesammt den Oestreichern beyzustehen. Die Lausitzer und Schlesier gelobten auch nach Möglichkeit mitzuwirken. Nachdem er alles dieses bewirkt hatte; so gieng er vergnügt nach Linz, wo ihm ein zweiter Prinz geboren wurde, welcher in der Taufe den Namen Ferdinand erhielt. Er war über diese Geburt sehr erfreut, weil sein Haus nun eine zweite Stütze bekam; allein seine Freude wurde ihm gar schnell verbittert; seine an die hungarischen Gränzen ausgeschickten Kundschafter brachten ihm Bottschaft: der Sultan Solimann sey wirklich mit einer ungeheuren Macht von Konstantinopel aufgebrochen, seine Absicht sey Hungarn zu unterjochen und sogar nach Wien vorzudringen. Schon sey eine türkische Armee vorausgezogen, an der Sau angelangt und suche Brücken zu schlagen. Unverzüglich erließ Ferdinand Schreiben an jene deutschen Reichsstände, welche auf dem Reichstage zu Speyer zum Kriegsausschuße waren ernannt worden; bath sie schleunigst nach Regensburg zu kommen, wohin er selbst sich ohne Zeitversäumniß begab. Hier stellte er ihnen auf das nachdrücklichste die dringende Gefahr und die

Nothwendigkeit vor, dem Feinde mit einem ansehnlichen Heere entgegen zu ziehen, bevor er die Gränzen Oestreichs erreiche. Nun wurde beschlossen Volk zu werben und das hiezu erforderliche Geld zu erheben. Indessen waren doch nicht alle Gesandte hiemit einverstanden; sondern meinten, man müsse den Kundschaftern nicht sogleich alles glauben, weil sie gemeiniglich die Gefahr größer machten, als sie in der That selbst sey; man soll aus ihrem Mittel vertraute Leute nach Ofen schicken, um sich von der Wirklichkeit jener Aussagen zu überzeugen. Dieses wurde beliebt, und mit der Vollstreckung des ersten Abschlusses einstweilen ganz gemach gethan. *) Man kann aus diesem Hergange deutlich abnehmen, wie wenig es den deutschen Ständen Ernst war, Ferdinanden beyzustehen, oder besser gesagt, wie wenig ihnen daran gelegen war, Deutschlands Gränzen vor einem übermächtigen Feinde zu schützen.

Während der Zeit, als man im deutschen Reiche einige Truppen warb und der Wiederkunft der nach Ofen abgeschickten Männer entgegen sah, war Solimann, der Held und Schrecken des

*) Ursin. Vell. lib. VII. p. 101.

Orients; der tapferste Kriegsmann seiner Zeit, schon Meister eines großen Theiles von Hungarn geworden; hatte bey Mohacz ein Heer von 300,000 Mann gemustert, welches nicht aus weiblichen Asiaten, sondern aus abgehärteten, kühnen und nach der strengsten Kriegszucht abgerichteten Kriegern bestand. Mit diesen stürmte er wie ein wilder Orkan durch Hungarn und nahm seinen Zug geradezu nach Wien, welches Ferdinand kaum noch mit hinlänglicher Mannschaft besetzen konnte. Die getreuen Unterthanen Oestreichs zu schrecken, mordete, verheerte und zerstörte der Oschmann alles in Oestreich diesseits der Donau und längst der Steiermärkischen Gränze; drängte und ängstigte Wien 3 Wochen lang, und Ferdinand konnte nicht helfen; denn weit entfernt war alle Hilfe. Der Kaiser Karl, sein Bruder befand sich in Italien; die deutschen Erbländer waren allein zu schwach der schrecklichen Macht Solimanns zu widerstehen; die deutschen zauderten nach gewöhnlicher Art; denn noch brannten ihre Häuser und Palläste nicht, die Ohren der meisten christlichen Mächte waren taub für sein Gesuch um Beystand. Europa zitterte, und niemand wollte die Gefahr mit Ferdinand theilen. Also blieb er allein, baute auf Gottes Macht und that das Seinige. Er flog nach Böhmen, und bewirkte durch seine Beredsamkeit

ein allgemeines Landaufgeboth aller Waffenfähigen Mannspersonen des ganzen Reiches. Doch ehe noch dieses gänzlich bewerkstelliget war, kam ihm die höchsterfreuliche Bothschaft zu: daß Solimann die Belagerung aufgehoben und wieder nach Hungarn zurückgegangen sey. Die ganze Welt erstaunte über den so unverhofften Abzug des Sultans und niemand wußte sich hievon einen Grund anzugeben. Allein es scheinen mehrere gewesen zu seyn. Mangel an Proviant und Futter; der nahe Winter, welchen die Orientaler nicht aushalten wollten; endlich das Gerücht, daß Ferdinand mit einem zahlreichen Kriegsheere zum Entsatze heranrücke und eine Schlacht wagen wolle, zu welcher die durch Hunger und Arbeiten entkräfteten Muselmänner keine Lust hatten. *) Wirklich standen schon 23,000 Mährer bey Znaym unter Waffen, die Ferdinand musterte; weil er sie aber nicht mehr vonnöthen hatte, jetzt wieder nach Hause entließ. Solimann begnügte sich für dießmal den Johann Zapolya auf den hungarischen Thron gesetzt und zu seinem Lehensmann gemacht zu haben; er gieng mit einer unermeßlichen Beute und 60,000 Menschen, die er zu Sklaven gemacht hatte, nach

*) Urfin. Vell. l. VI. p. 127.

Konstantinopel zurück. Die Feldherren Ferdinands drangen nun wieder in Hungarn vor, kamen bis nach Ofen, belagerten es, wiewohl vergeblich.

Diesen Schimpf zu rächen, erhob sich Solimann noch einmal von seinem Throne; erschien wiederum an der Spitze eines zahllosen Heeres in Hungarn und wollte neuerdings auf Oestreich losgehen, aber Güns hielt ihn längere Zeit auf. Indessen eilte Karl seinem Bruder zu Hilfe und er gab Oestreich auf, verwüstete hingegen die Steiermark und schleppte abermals bey 30,000 Menschen beyderley Geschlechts in die Knechtschaft hinweg. Solimann glaubte sich nun gerächet zu haben, er trat für jetzt nicht wieder auf; aber der Krieg wider den Johann Zapolya dauerte fort; obschon zum Nachtheile Ferdinands, woran nicht er, sondern seine Feldherren Schuld waren, als welche theils unerfahren in der Kriegskunde oder aber aus Feigheit oder Geitz unthätig blieben und sich bey der hungarischen Nation eben darum verächtlich oder verhaßt machten. Da demnach Ferdinand sah, daß seine Waffen keinen Fortgang hatten und er sowohl, als auch sein Gegner des Krieges müde waren; so schloßen sie zu Waizen einen Frieden unter folgenden Bedingungen: Johann soll so lang er lebe, in jenem

Theile des Königreichs, den er wirklich besitze, König seyn und von Ferdinand als König betitelt werden; nach seinem Tode soll das ganze Königreich Ferdinanden und seinen Kindern zufallen. Würde Johann sich verehlichen und einen männlichen Erben hinterlassen: so soll dieser Siebenbürgen; alle Schlösser seines Vaters und nebstbey von Ferdinanden entweder das Fürstenthum Oppau, oder ein anderes in Schlesien erhalten.

Johann verehlichte sich bald nach diesem Vertrage mit Isabellen, einer Tochter des Königs Siegmund von Pohlen; erzeugte mit ihr einen Prinzen, den er aber zu erziehen das Glück nicht hatte; sondern das Zeitliche verließ, bevor der Prinz großjährig geworden war. Isabella seine Mutter und ein gewesener Mönch, Georg Uthysenich, jetzt Bischoff von Wardein, unter dem Namen Georg Martinuzzi bekannt, führten die vormundschaftliche Regierung. Die ehrsüchtige und hochmüthige Mutter konnte es nicht vertragen, daß sie als gewesene wirkliche Königinn jetzt zur Privatperson herabgesetzt werden und ihr Sohn nicht auch, wie sein Vater, König seyn sollte; sie sann darauf, ihm die Krone seines Vaters zu verschaffen, obschon sie wußte, daß nach dem Friedensvertrage Ferdinand der rechtmäßige

König sey. Martinuzzi eben so herrschsüchtig und stolz als sie, wünschte ein gleiches, weil er dadurch ungemeine Ehre und Ansehen zu erlangen hoffte. Er gab ihr daher den Rath, sich mit dem jungen Prinzen, dem Türken in die Arme zu werfen und durch dessen Macht sich im Besitze des Reichs zu erhalten. Sie folgte ihrem geistlichen Rathgeber; flehte den Sultan als Wittwe um Schutz für ihren Waisen an, und Solimann gewährte ihn ihr; erschien wieder in Hungarn als Feldherr; eroberte es beynahe ganz sammt der Hauptstadt Ofen; ernannte den Prinzen zum Fürsten Siebenbürgens unter türkischer Bothmäßigkeit und behielt Hungarn für sich.

Auf diese Art verlor also Ferdinand die Früchte seines mit Johann geschlossenen Friedensvertrages und sah sich in die Nothwendigkeit versetzt mit dem Türken um Hungarn zu fechten. Allein das Kriegsglück begünstigte ihn nicht. Indessen brachte er es durch Unterhandlungen doch dahin, daß der mächtige Martnuzzi für ihn gewonnen wurde und nun Isabellen und ihren Prinzen überredete, Ferdinanden Siebenbürgen zu überlassen. Ferdinand war für diesen Dienst Martinuzzi's höchst dankbar, machte ihn zum Statthalter des Fürstenthums mit unumschränkter Gewalt; gab ihm königliche Einkünfte, ernannte

ihn zum Erzbischoffe von Gran und erwarb ihm den Kardinalshut vom Papste und Castaldo sein Feldherr in Siebenbürgen mußte ihm alle Ehrenbezeugungen, wie einem regierenden Fürsten erweisen. Martinuzzi hatte demnach beynahe alles was ein König besitzen kann, Reichthümer, Macht und Ansehen. Er führte den Krieg im Namen Ferdinands gegen die Türken; gieng aber dabey oftmals sehr eigensinnig zu Werke und horchte nicht auf Castaldo, der als Soldat die Kunst Krieg zu führen doch besser, als der Kardinal zu verstehen wähnte. Castaldo ein habsüchtiger verschmitzter Mann fand sich dadurch beleidiget; die Macht und Schätze des Kardinals waren ihm ein Dorn im Auge; er sehnte sich darnach und sann auf Mittel ihrer habhaft zu werden und den Kardinal aus dem Wege zu räumen. In dieser Absicht schrieb er von Zeit an Ferdinand, suchte den Statthalter verdächtig zu machen, beschuldigte ihn heimlicher Verständnisse mit dem Türken, führte einige Scheinbeweise an, aus welchen er darthun wollte, daß Martinuzzi damit um gehe, sich zum unabhängigen Fürsten Siebenbürgens zu machen. Er setzte seine geheimen Anklagen so lange fort, bis Ferdinand ihm einmal schrieb: Er möchte die besetzten Oerter vertheidigen; männlich handeln, wegen des Kardinals wäre sich nach Umständen

zu richten. *) Dieses Schreiben legte Castaldo, weil er so wollte, als einen Befehl aus, welcher ihm auftrug, den Kardinal aus der Welt zu schaffen. Er vollbrachte auch diese gräuliche That auf eine meuchelmörderische Art.

Der Mord eines so angesehenen Mannes, wie Martinuzzi war, der die Erzbischöffliche Würde bekleidete und den Kardinalshut trug, erregte allgemeines Aufsehen nicht nur in Hungarn, sondern auch in ganz Europa. Ferdinand verlor dadurch die Neigung und das Wohlwollen mancher mächtigen Stände des Königreichs, obschon er von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt war, und in einer öffentlichen Schrift alle seine Gründe an Tag legte, die ihm bewogen hatten dem Castaldo oberwähnte Aufträge zu geben. Er konnte jedoch den Wahn vieler Menschen nicht tilgen, die da meinten, Martinuzzi sey unschuldig ermordet worden. Der Papst lud ihn vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung und er that es durch Abgesandte. Der heilige Vater untersuchte alles, was auf den Mord Be-

---

*) His auditis, Ferdinandus respondet: curaret Castaldus occupata propugnare, fortiter agere, de Cardinali esset in arena consilium. *Palati* Aquila Austriaca l. 24. C. 2. p. 568. Col. 2.

zug hatte, sehr genau, und konnte keinen Beweis finden, daß Ferdinand denselben befohlen habe; deswegen stellte er auch alle fernere Untersuchung ein. *) Wenn dem König Ferdinand hiebey etwas zu Last gelegt werden könnte; so wäre es dieß, daß er seinem Feldherrn zu viele Redlichkeit zutraute; ihn für rechtschaffener hielt, als er war; seinen Angaben und den Ohrenblasereyen seiner Freunde bey Hofe, ohne genauere Untersuchung glaubte und sich in seinem Schreiben so ausdrückte, daß es mißbraucht werden konnte. Indessen war Martinuzzi nichts weniger, als schuldlos; sondern er hatte wirklich Verrätherey vor, wie dieses der venetianische Chronograph Paul Paruta, ein in jeder Rücksicht offenherziger, gelehrter, und glaubwürdiger Mann behauptet. Mit ihm stimmen noch überein Thuan, Isthuanffi und der berühmte Sleidan. Jene beyde schreiben: Ferdinand sey von Castaldo hintergangen worden, und niemand als er selbst, habe die nachtheiligsten Folgen der Mordthat empfinden müssen. **) Sleidan berichtet mit klaren Worten: Castaldo sey der Urheber des Mordes ge-

---

*) Pallavicini hist. concil. Trident. l. 13. C. 2. n. 8.

**) Thuan lib. IX p. 309. Isthuanffi hist. regn. hung. lib. XVI. p. 189.

wesen, und Martinuzzi habe allerhand neue Anschläge geschmiedet und sein Auge auf die Selbstherrschaft gerichtet, weswegen er umgekommen sey. *)

Ganz anderst stellt der Schotte Robertson diese Thatsache vor. Er erlaubt sich bey ihrer Erzählung historische Unwahrheiten, indem er Ferdinanden als den Haupturheber des Mordes angiebt, ihn als einen auf seine eigne Macht eifersüchtigen Despoten darstellt, der den Kardinal heimlich aus dem Wege zu schaffen befohlen, weil er sich öffentlich und nach den Gesetzen, so was zu thun nicht getrauet habe. Er schildert den Kardinal als einen Vertheidiger der Freyheit seines Volkes, der den Absichten Ferdinands, die Freyheiten der Großen des Reiches zu beschränken, im Wege gestanden sey und eben darum das Leben verloren habe. **) Zur Bestättigung seiner Angabe beruft er sich auf die erst angeführten Geschichtschreiber, wahrscheinlich

---

*) Sleidan. l. XXIII. ad ann. 1551. p. 732. ed. cit. Ejus cædis author fuit Ioannes Castaldus Italus. Totam pene Transylvaniam Ferdinandus occupat adjutore Varadiensi, sed quia post ille nova consilia moliri visus est, et dominatum affectare, capitis adiit discrimen.

**) Robertson's history of Charl. V. T. IV. p. 50.

in der Voraussetzung, daß keiner seiner Leser sich die Mühe nehmen werde, sie nachzuschlagen; sondern ihm blos auf sein Wort Glauben beymessen werde. Aber so gewöhnlich der Fall auch ist, daß Geschichtschreiber auf die Leichtgläubigkeit ihrer Leser hin dreist sündigen; so hätte doch ein Mann wie Robertson sich eines so elenden Mittels nicht bedienen sollen, weil er dadurch auch viele seiner übrigen angeführten Thatsachen sehr verdächtig macht; denn wer einmal wissentlich eine offenbare Unwahrheit darnieder schreibt, ist auch fähig seinen Lesern mehrere aufzutischen, wenn sie seinen Absichten anpassen und die Wahrheit ihm hiezu nicht taugt.

Der Krieg mit der Pforte dauerte fort, und die Muselmänner suchten Hungarn und Siebenbürgen von Zeit zu Zeit heim. Ferdinand zu schwach, sie aus dem Reiche gänzlich verdrängen zu können, spielte die Rolle des Fabius und bemühte sich die Feinde nur hinzuhalten, daß sie nichts von Wichtigkeit unternehmen konnten. Er vermied daher mit größter Sorgfalt jede Schlacht, befahl überall, wo es die Noth erfoderte, Gräben und Schanzen aufzuwerfen und Verhaue anzulegen, damit der Feind auf seinem Marsche aller Orten aufgehalten werden möchte. Auf diese Art vereitelte er alle großen Absichten

Solimanns. Dieser nur gewohnt in einem einzigen Feldzuge Königreiche zu erobern; mußte sich begnügen, in Hungarn schwache Festungen, unbedeutende Flecken wegzunehmen und sich nur auf einen Theil des Reiches einzuschränken. Wenn nach den Zeitumständen die eingeschlagenen Maßregeln nicht zureichten den wüthenden Feind zurückzuhalten, so schickte Ferdinand Gesandte und reiche Geschenke nach Konstantinopel; schlug den Weg der Unterhandlung ein und gelangte auf diese Weise zu seinem Zwecke. Und so rettete er den größten Theil des Reiches, obschon es überall offen und durch Faktionen zerrüttet war. Endlich kam er sogar am Ende seines Lebens zum ruhigen Besitze desselben. Indem sich Ferdinand so weise und klug in Rücksicht des Königreichs Hungarn und seiner Feinde verhielt, so verdiente er den Titel eines großen Feldherrn eben so gut als wenn er die wichtigsten Schlachten gewonnen, Völker bezwungen und Könige im Triumphe aufgeführt hätte. *)

Da der Kaiser Karl wegen der vielen Regierungsgeschäfte seiner weitläufigen Staaten sich

*) Busbeck in epist. IV. p. 386 — 86 edit. Lugdun. Batav. 1633.

selten lange in Deutschland aufhalten konnte; die Lage des deutschen Reichs aber wegen der Religionszänkereyen, des Bauern-Aufstandes, der nahen Türkengefahr sehr mißlich war, so bewog er die Kurfürsten aus patriotischer Absicht seinen Bruder mit der römischen Königskrone zu beehren, weil nur dieser in seiner Abwesenheit das Wohl Deutschlands am besten besorgen könne. Sein Antrag fand Eingang und Ferdinand wurde römischer König; obgleich nicht ohne Widerspruch des protestantischen Kurfürsten von Sachsen und seiner Verbündeten, unter welchen der Landgraf von Hessen einer der vorzüglichsten war, der die deutsche Königskrone nicht gerne auf Ferdinands Haupt sah, weil er als ein naher Anverwandter des Herzogs Ulrich von Würtemberg, der seines Herzogthums entsetzt worden war, jetzt damit umgieng, ihn wieder einzusetzen, und also wider Ferdinand selbst streiten mußte. Der Herzog Ulrich hatte sein Land wegen eines Landfriedensbruchs im Kriege gegen den schwäbischen Bund eingebüßt und dieser es gegen Ersatz der Kriegskosten dem Kaiser Karl überlassen, welcher seinen Bruder anfänglich als Statthalter darüber setzte, nach der Zeit aber es ihm zum Eigenthume gab und ihm in Gegenwart aller Fürsten und Stände die Belehnung hierüber ertheilte. Drey Jahre lang besaß es Ferdinand als Herr, nach diesen aber

kamen

kamen der Landgraf von Hessen und Ulrich mit einer Armee; entrissen es ihm und setzten sich eigenmächtig in Besitz desselben. Als sie bey ihrem Anmarsche ihm ihre Gründe überschrieben, gab er ihnen zur Antwort: „Er wolle sein Recht vor unbefangenen Schiedsrichtern beweisen, wenn sie ein gleiches thun wollten.“ Er setzte ihnen keine Gewalt entgegen; entweder aus angeborner Güte, oder weil er sonst Geschäfte genug hatte und sich wegen dieses Herzogthums keinem Kriege unterziehen wollte. *) Eben darum nahm er auch das Schreiben beyder Fürsten gelassen auf, welches sie ihm nach Prag sandten und worinn sie ihm meldeten: daß sie das Land eingenommen hätten. Eben darum both er gerne und freundschaftlich ihnen die Hand zu einem Vergleiche, welcher auch zu Cadau in Böhmen zu Stande kam. **) Die Vergleichspunkte waren: der Kurfürst zu Sachsen, Philipp, Landgraf zu Hessen und Ulrich, Herzog zu Würtenberg erkennen den Erzherzog und König Ferdinand als römischen König; Ferdinand gestattet dem Herzoge Ulrich den unangefochtenen Besitz von Würtenberg je-

---

*) Tethinger Commentar. Wirtenberg. l. 3. p. 947.

**) Das Antwortschreiben Ferdinands bey Sattler Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter den Herzogen Thl. 3. Beylage N. 4. Bl. 96.

doch unter der Bedingung: daß Ulrich und seine Nachkömmlinge das Herzogthum von Oestreich zu Lehen nehmen, und wenn Würtenbergs Mannsstamme gänzlich erlöschen soll, dasselbe dem Hause Oestreich eigenthümlich zufalle. Sowohl der Landgraf als Ulrich sollen Ferdinanden entweder persönlich, oder aber durch Gesandte wegen des Vergangenen Abbitte thun und Ferdinand soll sich beym Kaiser für sie verwenden, daß auch dieser ihnen verzeihe. Ulrich soll kein Bündniß wider Ferdinand schließen, und zur Religionsveränderung soll niemand gezwungen werden. *) Indem Ferdinand sich durch diesen Vergleich mit den Häuptern der Protestanten ausgetragen hatte; so beschwerte sich der Papst Clemens durch seinen Nuntius den Paul Verger bey ihm, daß er mit den Lutheranern Freundschaft gemacht habe; allein Ferdinand gab ihm zur Antwort: er habe um größeres Unheil zu verhüten sich in die Zeit schicken müssen. **) Sattler, der würtenbergische Geschichtschreiber berichtet, der Papst sey mit dem König Ferdinand deswegen unzufrieden gewesen, weil dieser dem Herzoge Ulrich die Reli-

---

*) Sleidan l. IX. p. 243.

**) Sleidan. l. c. p. 244, wo noch einige Vergleichspunkte angeführt werden.

gionsänderung gestattet habe.*) Jedoch dieses Vorgeben ist ungegründet, denn niemals war Ferdinand mit der Reformation des Herzogs zufrieden und niemals hieß er gut, was dieser in Rücksicht der Religion unternahm.

Als der schmalkaldische Bund sich in Deutschland gebildet hatte und wider das Reichsoberhaupt den Kaiser Karl ins Feld zog, schloß Ferdinand mit dem Herzoge Moritz von Sachsen ein Bündniß wider den Kurfürsten zu Sachsen, des Bundes Haupt; schickte ihm eine Armee zu Hilfe, die aus Hungarn und Schlesiern bestund und befahl auch den Böhmen sich mit dem Herzoge zu vereinigen. Diese rückten zwar in Sachsen ein, kehrten aber bald um, weil sie, wie sie vorgaben, mit Sachsen in einem Freundschaftsbündnisse stünden, und daher wider den Kurfürsten nicht kriegen dürften. Die wahre Ursache ihres Rückzuges aber war, weil sie von der protestantischen Parthey aufgewiegelt wurden und aus Religionsenthusiasmus lieber ihrem rechtmäßigen Landesherren ungehorsam werden, als die protestantischen Fürsten bekriegen wollten. Ferdinand stellte ihnen vor: es sey keine Religionssache, warum

*) Sattler l. c. Bl. 74.

Karl den schmalkaldischen Bund mit Krieg überziehe; auch sey hier nicht die Frage von der Aufrechthaltung der deutschen Freyheit, sondern es sey darum zu thun, jene Fürsten und Stände zu bezwingen, welche unter dem Vorwande, daß die Gewissensfreyheit gekränket werde, gerne die Staatsverfassung Deutschlands umstürzen möchten und deswegen ihr gesetzmäßiges Oberhaupt ganz unerwartet befehdeten; er ermahnte sie daher, die Waffen nicht niederzulegen. Als ihm hierauf einige ständische Glieder die Einwendung machten; daß dieses ihrer Freyheit nachtheilig sey, versprach er ihnen alle mögliche Sicherheitsleistung und daß ihnen dieses in keinem Falle jemals zum Schaden gereichen sollte; er sey weit davon entfernt ihre Freyheit zu schmälern, sie möchten ihm nur jetzt Folge leisten. Die Stände versprachen ihm Geld oder Truppen zu stellen und er entließ sie. Mit diesem Versprechen waren die Prager und Utraquisten nicht zufrieden; sie verlangten einen neuen Landtag, der ihnen auch von Ferdinand zugestanden wurde; nur ersuchte er sie, nichts zu unternehmen, bevor der Landtag gehalten würde. Allein schon am vierten Tage, nachdem ihnen der Landtag verwilliget worden war, traten sie zusammen und schloßen einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freyheit, die doch von niemand angefochten wurde. Was sie aber eigent-

lich im Schilde führten, verriethen sie, als sie den Anfang machten ihr Vorhaben zu bewerkstelligen, denn sie setzten ihre rechtmäßigen Obrigkeiten ab; rüsteten ein Kriegsheer von 30,000 Mann aus, erwählten einen gewissen Kaspar Pflug zu ihrem Regenten; hielten die königlichen Prinzessinnen wie gefangen, schickten Abgeordnete an den Kurfürsten zu Sachsen, versprachen ihm Freundschaft und Beystand und daß sie stets an ihm sich halten wollten, wenn auch er sie nicht verlassen würde. Sie berichteten ihm, Ferdinand stehe jetzt mit einer Armee an der Gränze ihres Reiches und sey Willens nächstens ins Joachimsthal einzurücken; sobald aber dieses geschehen seyn werde, würden sie auf ihn losgehen. Dieß an den zu Sachsen. Auch an die Mährer schrieben sie und foderten sie auf, daß sie sich mit ihnen vereinigen und das kaiserl. königliche Heer aus dem Lande zu jagen ihnen helfen möchten. Ferdinand von allem, was in Prag geschah, genau unterrichtet, befahl den Pragern zu wiederholtenmalen die Waffen abzulegen; aber sie und die Stände ihrer Parthey weigerten sich und gaben ihm zur Antwort: sie stünden nur streitfertig da, um ihre Gränzen zu decken. Noch war seine Langmuth nicht müde sie neuerdings zu mahnen, jedoch drohte er ihnen auch, wenn sie hartnäckig sich wider ihn sträuben würden, einen Weg ein-

zuschlagen, auf welchem er ihre Dreistigkeit gewiß bezähmen werde. Aber sie fuhren fort, wie bisher pflichtwidrig gegen ihn zu handeln.

Die Zeit des Landtages erschien. Ferdinand fertigte in seinem Namen, Johann den Bischoff von Ollmütz und einige Räthe dazu ab, gab ihnen die Weisung, ihn erstlich zu entschuldigen, daß er nicht selbst erscheinen könne; dann sollten sie die Auflösung des Bundes uud die Ablegung der Waffen verlangen, weil ohne diese beyden Stücke keine freye Berathschlagung Platz greifen könne; würden die Stände diese billige Foderung eingehen; so hätten die Abgeordneten nach ihrer mitgegebenen Vorschrift weiter vorzugehen, jedoch nichts zu entscheiden; sondern alles an ihn zu berichten; würde aber die Foderung abgewiesen, so sollen sie in keine weitere Verhandlung sich einlassen. Das letztere geschah; denn die Stände gehorchten nicht, sondern beschloßen eine Deputation an den König zu schicken, um sich zu rechtfertigen, über das, was sie gethan hätten, und um ihn zu bitten: daß er beym Kaiser für den Kurfürsten von Sachsen Fürsprache thun wolle. Aber eher noch als diese Deputation abgegangen war, erscholl die Nachricht von dem Siege Karls und Ferdinands über den Kurfürsten, und daß dieser selbst, so wie auch der Landgraf von

Hessen gefangen sey. Jetzt stimmten sie um, versprachen Proviant zu liefern, und ersuchten den König, daß er das Kriegsheer nach Hungarn wider die Türken abführen möchte, sie wollten dabey nicht die letzten seyn. Ihnen antwortete Ferdinand aus dem Lager vor Wittenberg, stellte ihnen ihr Unrecht vor und bewies ihnen: daß ihr eingegangenes Bündniß wider ihn und den Kaiser gerichtet sey, deswegen verlange er die Auflösung desselben und eine Abschrift davon, würden sie ihm hierinn nicht willfahren; so würde er schon Rath zu schaffen wissen.

Nachdem er hierauf nach Leutmeriz gekommen war, schrieb er noch einmal an die Stände zu Prag, befahl ihnen auseinander zu gehen und ihm das Anliegen eines jeden vorzutragen: denn er wisse, daß viele aus Unvorsichtigkeit gefehlt hätten, diesen wolle er verzeihen; auch keinem etwas zu Leid thun, ausser der sich an der von ihm aufgestellten Obrigkeit vergriffen habe. Er harrte einige Zeit ihrer Rückantwort und Erklärung entgegen; aber sie gaben keine. Also brach er mit der Armee von Leutmeritz nach Prag auf. Die Prager versuchten mit Beyhilfe benachbarter Städte ihr äusserstes; setzten sich zur Wehre, wurden aber geschlagen, und ergaben sich gänzlich überwältiget, der königlichen

Gnade. *) Ferdinand zog in Prag ein; ließ die Bürger auf das Schloß kommen und hielt ihnen bey einer öffentlichen Versammlung ihre Vergehen gegen seine königliche Würde und Person vor und befahl ihnen auf jeden Punkt seiner Anklage pünktlich zu antworten. Dieses zu thun hatten sie jetzt das Herz nicht; sie flehten seine Gnade an und bathen weinend, daß er nicht nach strengem Rechte mit ihnen verfahren wolle. Auf dieses sprach er gleichsam lächelnd und mit leisem Kopfnicken: „Die Thränen seyn jetzt zu spät, sie hätten damals weinen sollen, als sie mit einander zuerst Rath gehalten die Waffen wider ihn zu ergreifen.“ Ueber diese Antwort erschrocken, wandten sie sich an den jungen Erzherzog Ferdinand und bathen ihn um gnädige Fürsprache bey seinem Vater. Der Prinz sprach für sie dringend, und Ferdinand verzieh jedem einzelnen, aber die Strafe im ganzen behielt er sich vor und machte ihnen folgende Bedingungen, unter welchen er ihnen verzeihen wolle: „Sie sollen das geschlossene Bündniß gänzlich vernichten und die Siegel hievon zerbrechen; ihm alle ihre Freyheitsbriefe ausliefern, um einiges nach seinem Gutbefinden daran abän-

*) Thuani histor. sui temp. lib. IV. p. 82. T. I.

dern zu können. Sie sollen ihm ferner die Briefe der Zünfte und andrer Körper, wie sie zu Unruhen Anlaß gegeben, wie auch alle Schriften, welche ihr Bündniß mit dem Kurfürsten Johann Friedrich und andern beträfen; alles Geschütz und alle Waffen, die ein jeder besäße und welche auf das königliche Schloß gebracht werden sollen, einantworten und endlich den Bieraufschlag auf immer bezahlen; wann sie dieses thun würden, wolle er mit Ausnahme einiger, die übrigen alle verschonen." Das Volk willigte in seine Foderungen und er stellte sogleich fünfzig Gefangene auf freyen Fuß. Einige Adeliche, welche als Unruhestifter gleichfalls zur Verantwortung waren vorgeladen worden, aber nicht erschienen, wurden ihrer Güter und ihres Lebens verlustig erklärt. Kaspar Pflug hingegen als des Lasters der beleidigten Majestät schuldig erkannt und weil er sich flüchtig gemacht hatte, fünf tausend Dukaten Preis auf seinen Kopf gesetzt. So wie die Prager ergaben sich auch die übrigen Städte und Edle, welche an der Empörung Theil genommen hatten, und Ferdinand behandelte sie gelinde und großmuthvoll. *)

*) Sleidan. Comment. l. XIX. p. 586 etc. Thuan l. c. p. 83. Isthuanffi l. 16. p. 174.

Ganz anderst erzählt die Geschichte und die Folgen dieser Empörung der Schotte Robertson in seiner Geschichte Karls V.*) Nach seiner Erzählung hatten sich die böhmischen Rebellen sogleich nach der Ankunft Ferdinands zerstreut und waren nur darauf bedacht durch eine schleunige Unterwerfung Verzeihung zu erlangen. Allein Ferdinand sey voll unversöhnlicher Rache gewesen und habe sich durch die zu späte Reue derselben nicht erweichen lassen; er habe unbeweglich die Thränen und das Flehen der Bürger von Prag angehöret; ein äusserst strenges Urtheil wider sie gefällt, die ganze Reichsverfassung nach seiner Willkühr verändert; eine große Menge zum Tode verurtheilt, noch mehrere aber ihrer Güter beraubt und auf ewig aus dem Reiche verbannt; er habe nach abgegebnen Waffen in die Festungen Besatzungen eingelegt und das Volk mit neuen und übertriebenen Auflagen beschweret. Robertson führt zum Bürgen seiner Erzählung den Sleidan an; wie treu er ihm aber in der Angabe der Thatsachen gefolgt sey, mögen die Leser daraus abnehmen, wenn sie seine Erzählung mit der meinigen vergleichen, als welche ich beynahe wörtlich aus Sleidan abgeschrieben habe.

---

*) The reign of emperor Charles V. T. III. B. IX. p. 429.

Ich habe geflissentlich diese Empörungsgeschichte etwas weitläuftiger erzählt, weil ich dieses der Wahrheit schuldig zu seyn glaubte, um dadurch die Langmuth, die Milde und den Edelmuth Ferdinands zu zeigen, theils auch die Strafwürdigkeit der Aufrührer darzustellen, die seine Güte mißbrauchten, und endlich auch um einen neuen Beweis zu geben, wie oft Schriftsteller, welche eine halbe Welt bewundert, mit der historischen Wahrheit umzugehen pflegen, wenn es ihnen darum zu thun ist, nur durch Ausdrücke und künstliche Darstellungsart zu glänzen, ästhetisch schön zu schreiben und den gutmüthigen Leser dadurch für ihre Absichten zu gewinnen.

Nachdem in Böhmen alles beruhiget und in Ordnung gebracht war, schrieb Ferdinand in Hungarn einen Landtag nach Tyrnau aus. Weil er aber nicht selbst dabey erscheinen konnte, indem er den zu gleicher Zeit nach Augsburg angesetzten Reichstag besuchen mußte, so sandte er den Grafen Nicklas Salm und Thomas Nadasdi statt seiner dahin. Auf diesem Landtage wurde auf das dringende Ansuchen Ferdinands den Bauern die Freyzügigkeit wieder gegeben, welche sie unter der Regierung Uladislaus zur Zeit der Kreuzzüge verloren hatten, und dieses ungeachtet der Meinung der meisten, welche es nicht zugeben woll-

ten. Desto angenehmer aber war dieß Ferdinanden, und die Bauern erhoben ihn als den Behaupter ihrer Freyheit mit gerechten Lobsprüchen bis zum Himmel.*) Hätte Ferdinand kein anderes Verdienst, als welches er sich hier um die Bauern in Hungarn erworben hat, so wäre sein Name schon würdig von der Geschichtsmuse in das Buch der Unsterblichkeit eingetragen zu werden.

Auf dem Reichstage zu Augsburg verweilte er einige Zeit; schlichtete verschiedene Geschäfte, und bemühte sich vorzüglich die Religionshändel beyzulegen. Er hatte seinen erstgebohrnen Prinzen Maximilian mit zum Reichstage genommen, um ihn den deutschen Ständen vor Augen zu stellen. Er sandte ihn dann von Augsburg bis nach Spanien, wo er sich vermählte und die Statthalter Würde bekleidete, bis er zurückberufen wurde, weil der Kaiser Karl um die deutsche Kaiserkrone für seinen Sohn Philipp warb. Dieses wollte Ferdinand nicht zugeben; denn er war wirklich römischer König und hatte also vorzügliches Recht auf die Kaiserwürde; auch wollte er seinen eignen Sohn dem Prinzen Philipp nicht nachsetzen lassen. Er berief also denselben eiligst

---

*) Isthuanffi hist. l. 16. p. 174. Col. 2.

zurück, um durch seine Gegenwart seinen Endzweck desto leichter zu erreichen; weil er wußte daß Maximilian bey jedermann beliebt, und überall angesehn war. Er irrte sich nicht; denn die deutschen Fürsten thaten dem Prinzen zu gefallen, was er verlangte und Karls Plan scheiterte nun zum zweitenmale, wie schon 3 Jahre vorher, da er dieses Geschäftes wegen durch seine Schwester die Königinn Maria mit Ferdinanden unterhandeln ließ. Dieser beschwerte sich schon damals sehr und glaubte, daß man ihn durch eine dergleichen Zumuthung beschimpfe, weil er dadurch nicht nur seine Ehre und sein Ansehen verliere; sondern weil man ihn auch in kurzer Zeit für einen feigen-Mann halten würde, der seine eignen Söhne empfindlich beleidige, wenn er ihnen das Recht, so sie allenfalls ans Reich haben könnten, nehme, um es seinem Neffen dem Don Philipp zu geben. Dieser sey ohnedieß reich und mächtig, aber seine eignen vielen Söhne hätten nur sehr eingeschränkte Reiche und sehr geringe Einkünfte und Kräfte, und das meiste, wodurch er sich selbst und seine Söhne aufrecht halten könnte, sey nur ein wenig Ehre und Schätzung. Wenn sie diese verlören, um sie demjenigen zu geben, der schon so viel besitze; so könnten sie in ein Spital gehen. Sein Neffe Don Philipp sollte Herr und König seyn von

ganz Spanien, der Hälfte Italiens und andrer sehr vieler und reicher Provinzen, zu derer Regierung große Kräfte erfodert würden, wenn man ihn aber noch dazu mit der Last des deutschen Reichs beschweren wollte, so möchte ihn dieß vielmehr in Verlegenheit setzen und ihn mit einer drückenden Bürde beladen heissen, statt ihn zu erhöhen. Man möchte bedenken: daß Don Philipp ein Mensch sey, und als ein solcher nur eingeschränkte Kräfte, Fähigkeiten und Talente habe, demnach soll ihn der Kaiser nicht mit zu großen Obliegenheiten belasten, weil Philipp zweifels ohne nicht die Schultern haben würde, die Bürde zu tragen; Karl möchte sich mäßigen, und der Begierde seinen Sohn zu vergrößern ein Ziel setzen, wenn er nicht wolle, daß dieser erliege und erdrückt werde, nnd daß ein unbegränzter Ehrgeitz das Haus Oestreich zu Grund richte. Alles dieses sagte Ferdinand mit einem so bekümmerten Gemüthe und so vieler Empfindung seiner Schwester der Königinn Maria, daß, als es der Kaiser vernahm, er von seinem Vorhaben für dießmal abstand. *)

Der Kaiser Karl hatte den gefangenen Kurfürsten von Sachsen seiner Kurwürde entsetzt,

*) Sandoval lib. 29. §. 35. p. 564.

und die Kur an den Herzog Moritz von Sachsen übertragen, um ihn dadurch für seine treu geleisteten Dienste im schmalkaldischen Kriege zu belohnen. Moritz war kaum erhöhet worden; als er schon feindliche Absichten gegen den Kaiser verrieth, und eben dadurch zu verstehen gab, daß er nur darum die Parthey desselben ergriffen habe, weil er seinen Vetter Friedrich des Kurfürstenthums berauben wollte, um solches an sich und seine Erben zu bringen, und nachdem er dieses sein Ziel erreicht hatte, sich nun zum Vertheidiger der gefangenen Fürsten aufwarf, um auch großmüthig zu scheinen. Als der Krieg ausbrach, wollte Ferdinand ihn vermitteln; besprach sich daher mit dem Kurfürsten zu Linz; vernahm sein Begehren und bedung sich auf so lange einen Waffenstillstand von ihm aus, bis er mit dem Kaiser seinem Bruder sich würde unterredet haben, um seine Meinung zu vernehmen, worauf zu Passau das Geschäft gänzlich sollte geendiget werden. Moritz bewilligte, was Ferdinand verlangte, und dieser reiste sogleich nach Innsbruck ab, wo damals Karl sich aufhielt, willens mit ihm wegen des Friedens sich zu bereden. Er hatte nichts weniger vermuthet, als daß Moritz ihm auf der Ferse mit einer Armee nachfolgen, und in Tyrol, das sein Eigenthum war, mit Gewalt eindringen werde, da er mit

ihm in keiner Feindschaft stand, und jetzt sogar als Friedensmittler von ihm abgereiset war. Indessen geschah es doch, und nur eine schnelle Flucht nach Villach in Kärnthen rettete ihn, und den Kaiser von der Gefangenschaft. Zwar hatte Moritz öffentlich kund gemacht: er komme nur seinen Feind aufzusuchen und wolle weder dem König Ferdinand noch seinen Unterthanen ein Leid zufügen. Er hielt dieß sein gemachtes Versprechen auch bis zu seinem Rückzuge aus Tyrol, bey welchem seine Soldaten den Einwohnern längst dem Innthale ihre Pferde und Wägen wegnahmen; Thüren, Fenster und Oefen einschlugen und ihnen mannigfaltigen Schaden thaten; das Gotteshaus Stambs plünderten, darinn sogar die fürstlichen Särge in der Gruft eröffneten, die Leichname ihres Schmuckes und ihrer Kleinodien beraubten, und eben so mit andern Kirchen und Gotteshäusern verfuhren. Von Nassereite bis hinaus über die Ehrenberger Klause trieben sie alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, mit sich fort; rissen die Häuser der friedlichen Landleute nieder, oder verbrannten sie; jagten bey 4000 Menschen junge und alte von ihrem väterlichen Heerde hinweg und stürzten die Einwohner des Ehrenberger Gerichts in ein solches Elend, daß die Aeltern mit ihren nackten Kindern das Brod auf der Straße betteln

mußten,

mußten, und manche derselben vor Hunger verschmachtet seyn würden, wäre ihnen die Regierung zu Innsbruck nicht auf das werkthätigste mit reichen Gaben beygesprungen. Der junge Landgraf von Hessen und der Herzog von Mecklenburg nahmen zu Ehrenberg drey Falkonetstücke, bey dreytausend fünfhundert Stücklugeln, einen Munitionswagen mit sechs Pferden, bey zweyhundert eiserne Rüstungen weg, die alle dem König Ferdinand zugehörten. *) Ob der Kurfürst Moritz als ein edler Feldherr und redlicher Fürst gehandelt habe, da er seinen Truppen diese Ausschweifungen in einem friedlichen Lande, und gegen einen unschuldigen Fürsten und sein Volk gestattete, mag der unbefangene Leser entscheiden. So viel ist gewiß, daß er sein Wort nicht gehalten habe, und daß Sleidan unrichtig schreibt: durch diesen Ueberfall des Kurfürsten sey weder der König Ferdinand noch seine Bürger auf irgend eine Weise beschädigt worden. **)

So sehr auch Ferdinand durch das Betragen des Kurfürsten Moritz beleidiget und gekränkt worden war; so setzte er sich doch über alle Em-

*) Alles dieses ist aktenmäßig erhoben, und zu lesen bey Burglechner Handschrift Bl. 338.

**) Sleidan l. 24. p. 787.

pfindlichkeit hinweg, und handelte nach seinem einmal gegebnen Worte; betrieb das Friedensgeschäft bey seinem Bruder mit Eifer und Nachdrucke, und war so glücklich von ihm die Vollmacht zur Einleitung des Friedens zu erhalten. Mit inniger Herzensfreude eilte er sammt seinem Sohne dem Erzherzoge Maximilian nach Passau; arbeitete unermüdet an dem angefangenen Geschäfte und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als es baldmöglichst zu vollenden: denn er sah ein, daß, wenn der Friede mit dem Kurfürsten Moritz nicht schleunig zu Stande gebracht werde, über ganz Deutschland die Geisel des Krieges werde geschwungen werden, indem Frankreich bereits mit einem Heere sich zeigte und Albrecht Markgraf zu Brandenburg sichs schon herausnahm, nicht nur Nürnberg und andre Reichsstädte; sondern auch den Deutschmeister, die fränkischen Bischöffe, die Kurfürsten von Mainz und Trier zu brandschatzen; ihre Länder durch Raub, Mord und Brand zu verheeren, und um die deutsche Reichs und Gewissensfreyheit zu schützen, denselben ihre Besitzungen zu entreissen und seine Macht dadurch zu vergrößern. *)

*) Sleidan. l. c. p. 769 — 777.

Die zu Passau versammelten Reichsstände drangen darauf, daß Ferdinand ohne fernere Rücksprache mit seinem Bruder zu nehmen, sogleich mit ihnen den Frieden abschließen soll: aber da er hiezu nicht bevollmächtiget war; so that er es auch nicht. Er ersuchte den Kurfürsten Moritz nur um eine Frist von acht Tagen, damit er mit dem Kaiser über die vorgeschlagenen Friedensartikel sich besprechen könne. Nur mit harter Mühe konnte er diese Frist erhalten. Er eilte hierauf so geschwind er konnte nach Villach zum Kaiser, und bekam von ihm die volle Gewalt nach eigner Einsicht und seinem klugen Ermessen den Friedensvertrag zu errichten, welches er ohne Zeitverlust that. Der Hauptpunkt des Friedens lautet: „Die augsburgischen Konfessionsverwandten sollen in Deutschland freye Religionsübung haben, und mit den Katholiken in jedem Bezuge gleiche Rechte genießen.“ Albrecht von Brandenburg war im Frieden mit begriffen, fand es aber nicht für gut dem deutschen Vaterlande Ruhe zu gönnen. Demnach fuhr er, wie er angefangen hatte, im Kriege fort, und gab einen augenscheinlichen Beweis, daß er nicht wegen der Gewissensfreyheit und der Wohlfahrt Deutschlands; sondern aus Eroberungssucht und Geldgier die Eingeweide des Reiches durchwühlte. Er legte auch die Waffen nicht eher ab, als bis

er hiezu durch die Macht mehrerer verbündeter Reichsfürsten genöthiget wurde und alle seine Länder verloren hatte.

Den zu Passau errichteten Friedensvertrag zu bestätigen; das Religionswesen gänzlich in Ordnung zu bringen und andre auf des Reichs Beste abzielende Gegenstände zu berichtigen, wurde ein allgemeiner Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Ferdinand traf zur bestimmten Zeit daselbst ein; aber kein einziger Reichsstand war noch zugegen. Er schrieb und sandte nach zween Tagen Briefe und Bothen an die Stände; ersuchte sie auf das dringendste sich schleunigst einzufinden, indem es ja um die Verhandlung der wichtigsten Reichssachen zu thun sey, weswegen er sogar seine eignen Geschäfte zu seinem Nachtheile hintangesetzt habe, und gekommen sey, blos in der Absicht, dem gedrängten Reiche zu dienen und mit ihnen zu überlegen, was sich zum allgemeinen Besten thun lasse. Sie sollen persönlich erscheinen, nicht immer ihre Gesandten schicken: denn die Wichtigkeit der Verhandlungen erfodern ihre Gegenwart. Er habe vollkommne Gewalt vom Kaiser erhalten, unmittelbar abhandeln zu können; er wolle sie auch gewißlich nicht länger aufhalten, als es nöthig sey. Allein ungeachtet dieser wahrhaft väterlichen und

höchst gut gemeinten Schreiben erschienen doch nur wenige persönlich, und diese kamen so langsam an, daß er beynahe drey Monate warten mußte, bis er den Reichstag eröffnen konnte. So sehr ließen sich Deutschlands Stände die Reichswohlfahrt angelegen seyn! Ferdinand schilderte beym Anfange der ersten Reichstagssitzung den Ständen die Lage des Reichs auf die treffendste Art, führte ihnen zu Gemüthe alles dasjenige, was er zum Wohlstande desselben nützlich zu seyn erachtete und gab sich alle erdenkliche Mühe sie zur Thätigkeit anzueifern. *) Sie hörten seine Rede mit Bewunderung an; thaten aber wenig, was dem Reiche frommen konnte. Es verstrich fast ein halbes Jahr, bevor sie nur unter sich einig werden konnten, über welchen Gegenstand man zuerst handeln wolle. Und nachdem sie hierüber sich einverstanden hatten, verfloßen abermals drey Monate, ehe der Abschluß zu Stande kam, nach welchem der Passauer Vertrag zu einem gesetzmäßigen Frieden erwuchs und eine allgemeine Verordnung der Religionsverhältnisse wegen erlassen wurde. Ferdinand harrte die ganze Zeit hindurch mit aller Geduld aus, obschon seine Gegenwart in seinen eignen Erblän-

*) Die ganze Rede bey Sleidan lib. 25. p. 851.

dern wegen der Gefahr eines Ueberfalles der Türken höchst nothwendig wurde; er wollte die Ruhe Deutschlands sichern und fest gründen und wich also nicht eher, bis der Religions- und allgemeine Friede gestiftet war. *)

Nach seiner Heimkunft berief er alle seine Stände zu einem allgemeinen Landtage, trug ihnen vor, wie höchst nöthig dem Vaterlande ihr thätigstes Mitwirken und ihr Beystand wider die Türken sey; er ermahnte sie ihrer Pflicht gemäß zu handeln, und sich als wahre Patrioten Oestreichs zu zeigen. Aber auch hier hatte sich durch die Religionsneuerung der Geist des Widerspruches und des Ungehorsams eingeschlichen, die der augsburgischen Konfession zugethanenen Stände begehrten ohne weiters freye Religionsübung, wenn sie sich zu etwas verstehen sollten. Ferdinand antwortete ihnen mit ungemeiner Mäßigung, und erklärte ihnen seine Gründe, warum er in seinen Erblanden keine Religionsneuerung zu gestatten gesonnen sey. Er bemühte sich, sie sowohl über ihre Zumuthung, als auch über seine eigne Denkungsart zu belehren. Allein sie beharrten auf ihrer Foderung und äusserten sich: wenn er

*) Sleidan l. 26. p. 856.

ihnen nicht willfahren würde; so könne wohl auch die Hilfe wider die Türken ausbleiben. Dieser Drohung ungeachtet blieb er bey seinem Systeme; schlug ihnen die verlangte freye Religionsausübung ab; gebrauchte aber dabey so viele Bescheidenheit, daß er niemanden wegen seiner Religion ein Ungemach zufügte. Er gieng in seinen Duldungsgesinnungen so weit, daß er beym Papste ansuchte; er möchte seinen Unterthanen das heilige Abendmahl unter beyden Gestalten und den Priestern die Ehe gestatten. Das erste wurde ihm gewährt, das letzte aber abgeschlagen. Da er die Bemerkung gemacht hatte, daß es den Katholiken hauptsächlich an einem kurzen und gutgefaßten Religionsunterricht mangle; machte er dem Jesuiten Peter Canisi den Auftrag, einen solchen zu verfassen, der auch diesem Befehle nachkam und seinen Katechismus herausgab, welchen Ferdinand durch eine allgemeine Verordnung in allen seinen Ländern einführte. So geringfügig dieses manchem Leser heutiges Tages scheinen mag, so war es damals doch ein gewagter Schritt, den er that; und man sah dieses sein Unternehmen für einen Eingriff in die geistlichen Rechte und als eine Annäherung zum Lutherthume an, weil auch Luther einen Katechismus für seine Anhänger verfertiget hatte.

Der Religionsfriede war zwar gemacht; aber es blieben noch eine Menge Fragen, die Religionsgegenstände betreffend, unerörtert. Ferdinand glaubte, durch eine freundschaftliche Unterredung mehrerer Gelehrten von beyden Partheyen, könnten auch jene entschieden werden; daher ordnete er eine Zusammenkunft der berühmtesten Theologen zu Worms an. Jedoch seine löbliche Absicht mißlang, theils weil es beynahe unmöglich scheint, Theologen, die verschiedenen Systemen zugethan sind, wovon eines das andre verdammt, zu vereinigen; theils auch weil es nicht sowohl um die Religion selbst zu thun war, um welche man stritt, als vielmehr weil man unter dem Scheine theologischer Streitfragen die Kirchengüter zu verlangen schien; und ein Theil der Streitenden, Ansehen, Würden und Reichthümer zu erlangen strebte, die der andre Theil, welcher in Besitz all dieser Dinge war, nicht aufopfern wollte. *) Dazu kam noch, daß man zu den Unterredungen nicht bescheidene, gemässigte, wahrhaft fromme und nur Wahrheit suchende Männer erkohr; sondern solche welche in der Dialektik berühmt; in sophistischen Künsten geübt, und nur ihren gelehrten Ruhm zu behaup-

*) Joann. Sturmii prologus sagatus p. 8 — 9 etc.

ten begierig waren. Und so geschah es, daß die Lehrer der augsburgischen Konfession zuerst unter sich selbst uneinig wurden und Worms verließen, wo sodann auch die katholischen Gottesgelehrten nichts weiter unternehmen wollten, weil sie eigentlich nur mit den Theologen der augsburgischen Konfession zur Unterredung waren eingeladen worden, nicht aber auch um mit den Anhängern eines Zwingli oder Calvins sich in Streit einzulassen, die gleichfalls daselbst erschienen, da doch von ihnen im Religionsfrieden keine Meldung geschehen war.

Der Kaiser Karl hatte immer noch die Absicht, seinen Sohn Philipp auf den Kaiser-Thron zu erheben; darum machte er auch neue Versuche den König Ferdinand zu bereden, ihm jenen zu überlassen: als aber dieser nichts davon hören wollte, stund er von seinem Vorhaben ab und entschloß sich dem Reiche zu entsagen und die Kaiserkrone in die Hände der Kurfürsten niederzulegen. Als Ferdinand diesen Entschluß seines Bruders vernahm, suchte er ihn ernstlich davon abwendig zu machen, und ließ ihn durch seine beyden Söhne Ferdinand und Maximilian bitten, es nicht zu thun. Allein jetzt beharrte Karl auf seinem Entschlusse, und legte die Regierung all seiner Reiche und Staaten

nieder. Die Deutschen krönten jezt Ferdinanden zu ihrem Kaiser, und dieser that seine Erhebung auf den kaiserlichen Thron dem Papste durch einen eignen Gesandten, den Martin Guzmann, kund. Es saß damals auf dem päpstlichen Stuhle Paul IV., ein hochsinniger Mann, nicht ungleich am Karakter Gregor VII. Er weigerte sich den neuen Kaiser anzuerkennen, ließ dessen Gesandten nicht einmal vor und blieb auf dieser Weigerung bis an sein Ende. Die Ursachen hievon waren: weil Ferdinand als römischer König den Passauer Vertrag geschlossen; den Religionsfrieden errichtet; im eignen Namen Religionsgespräche angeordnet habe; in seinen Erbstaaten die Protestanten gelinde behandle und alles dieses ohne Vorwissen des Papstes unternommen habe. Auch ärgerte sich Paul IV., daß Ferdinand seinem ältesten Prinzen Maximilian freyen Umgang mit evangelischen Predigern an seinem Hofe gestattete, welches aber aus weiser Ueberlegung geschah, indem Ferdinand sich und seinem Sohne sowohl die Katholiken, als auch die Protestanten geneigt erhalten wollte. Paul IV. starb, und ihm folgte Pius IV, der sogleich beym Antritte seiner Regierung den Fehler seines Vorfahrers gut machte, und ohne Zeitversäumniß Ferdinanden als römischen Kaiser anerkannte, worüber dieser eine solche Freude empfand, daß er ihm in

einem besonderen Schreiben dafür dankte und ihn seiner Ehrfurcht und seines Gehorsams versicherte.

Mit eben diesem Papste kam er überein, die getrennte Kirchenversammlung zu Trient wieder herzustellen, weil er sie als ein vorzügliches Mittel ansah die Religionszänkereyen zu enden. Nachdem die Versammlung ihre Sitzungen wieder angefangen hatte; gieng seine ganze Sorgfalt dahin den Vätern derselben kluge Anschläge an die Hand zu geben, wie sie ihre Beschlüsse zum Besten der ganzen Christenheit einrichten könnten. Er drang hauptsächlich darauf, daß die versammelten Väter frey vom Einflusse des römischen Hofes seyn und nach ihrer eignen Einsicht handeln, daß sie ihre Meinung über alles, so sie zum Besten der Kirche ersprießlich erachten, mit Freymüthigkeit vortragen sollten. Er wünschte, daß sie vorzüglich auf Verbesserung der Sitten und Kirchenzucht sowohl an Haupt als Gliedern Bedacht nehmen; wegen des Koncubinats, der Simonie, des Luxus, der schlechten Verwendung geistlicher Pfründen und der beständigen Residenz der Bischöffe festbestimmte Gesetze machen und endlich auch wegen der Schwachheit der Gläubigen einige Kirchengesetze mildern möchten. Sollte sich die römische Clerisey ihren Verordnungen

nicht unterwerfen wollen; so sollten sie wenigstens die katholische Geistlichkeit in Deutschland reformiren, welcher eine Reform höchst nöthig sey. Die versammelten Väter, statt seine weisen Anschläge zu benützen, hielten sich dadurch beleidiget und achteten ihrer nicht. Ferdinand erließ daher an den Papst ein geheimes Schreiben, worinn er ihm seine Meinung über die Reformation der Kirche freymüthig sagte, aber mit beständiger Hochachtung für das Oberhaupt der christlichen Kirche. Er both sich an, mit ihm gemeinschaftlich den Vorsitz bey der Kirchenversammlung zu führen, um sie zu einem gedeihlichen Endzwecke zu bringen. Er begab sich selbst nach Innsbruck um dem Versammlungsorte näher zu seyn; unterhandelte mit dem Kardinal Moron und unterließ nichts, was er der Kirche, und der Religion vortheilhaft zu seyn erachtete. Der Papst antwortete ihm auf sein Schreiben ganz kurz; erklärte sich für seine Vorschläge geneigt; aber dieses war auch alles, was er that und Ferdinands eifrige Wünsche für die Wohlfahrt der Kirche blieben unerfüllt. *)

Ferdinand war Kaiser, als solcher wollte er Deutschlands Ansehen bey den auswärtigen Mäch-

*) Pallavicini hist. Concil. Trident. l. 17. c. 5. lib. 18. c. 7. lib. 20., Cap. 8. etc.

ten geltend machen. Da ihm nun der König von Frankreich Heinrich II. durch seinen Bottschafter Bourdillon zur Kaiserwürde Glück wünschen ließ, und sich ihm und dem Reiche zu aller Freundschaft anboth, antwortete er: „Wenn Heinrich dem Reiche die abgenommenen Reichsstädte Toul, Metz und Verdün wieder würde zurückgestellt und seine Worte durch Thaten erwiesen haben; so wolle er ihm Glauben beymessen.*) Die innere Ruhe und Sicherheit ungestört zu erhalten; die Gerechtigkeit unbefangen auszuüben, war sein Hauptgeschäft, darum legte er einen Edeln von Grumbach in den Reichsbann, weil er sich erfrecht hatte eine Fehde wider den Bischof zu Würzburg anzufangen, ihn sogar ermordete, das Kapitel brandschazte und es zu einem unerlaubten Vergleiche zwang. Da auch die Anverwandten des geächteten Markgrafen Albrecht zu Brandenburg mit den Verbündeten, welche an dem Markgrafen die Acht vollstreckt und ihn von seinen Ländern verjagt hatten, in Streit geriethen, weil diese die eroberten Länder nicht wieder herausgeben wollten: so sprach Ferdinand als Richter, befahl die weggenommenen Besitzungen

*) Memoires de Brantome contenant les vies des Hommes illustres estrangers de son temps. T. I. p. 58. Thuan. Hist. sui temp. lib. 28. p. 667.

den Anverwandten des Markgrafen zurück zu stellen, und legte noch dazu den Verbündeten auf, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg hundert fünf und siebenzig tausend Goldgulden zu bezahlen, weil sie einige seiner Festungen zerstört hatten. Denn obschon Albrecht nach aller Rechtsform und den Reichsgesetzen gemäß war geächtet worden; so glaubte doch Ferdinand, daß mit seinem Absterben auch die Strafe aufhören müsse, und seinetwegen die unschuldigen Anverwandten nicht auch leiden sollen; demnach drang er darauf: daß sie alles verlorene wieder bekamen, und war somit eigentlich der Retter des brandenbürgischen Hauses. *) Ob wohl auch andre Kaiser so, wie Ferdinand hier gegen Brandenburg sich benahm, gehandelt haben würden, wenn ein östreichischer Erzherzog wäre geächtet worden und seine Länder wie Albrecht von Brandenburg an Reichsstände eingebüßt hätte. Nach dem zu urtheilen, was unter dem Kaiser Siegmund mit dem Herzoge Friedrich zu Tyrol geschah, der doch gewiß nicht wie Albrecht das Reich beschädiget hatte, kann man die Frage ganz sicher mit nein, beantworten. Drey Jahre vor seinem Tode fühlte Ferdinand eine große Ab-

*) Chytræus l. XIX p. 513. Thrasybulus Lepta lib. III. p. 173 apud Struvium corp. hist. germ. T. II. p. 1087.

nahme seiner Leibes- und Seelenkräfte; er wünschte daher seinem Alter eine Stütze zu geben, und seine Reiche und Länder seinem ältesten Prinzen Maximilian zu verschaffen. Bey den Böhmen fand er hierinn keine Schwierigkeit, nicht so geschwind gieng dieß Geschäft bey den Hungarn. Er hatte die vornehmsten dieses Reichs nach Wien zu einer Versammlung eingeladen, um über erstерwähnten Gegenstand mit ihnen zu sprechen. Fast alle, ausser wenigen, erschienen und er hielt dann folgende Rede an Sie. „Seit jener Zeit, als ich durch Gottes Beystand den hungarischen Scepter erhalten habe, wurde von mir, wie ihr euch dessen erinnern könnet, nichts unterlassen, was zum Vortheile des Reichs gedeihen konnte. Ich habe diesem alles nachgesetzt; es vorzüglich geliebt und für eure Bedürfnisse und die Vertheidigung desselben alles dasjenige mit Vergnügen und größter Sorgfalt hergegeben, was ich an Schätzen, Mannschaft und Geld nicht nur aus selben haben konnte; sondern auch was ich aus meinen andern Reichen und Ländern, wie auch aus denen meines Bruders und dem deutschen Reiche an Hilfsmitteln erhielt. Ich habe meine ganze Regierungszeit hindurch den Staat durch Verzeihung, Nachsicht, Schenkung und andre königliche Mittel so verwaltet, daß es mir zur Natur geworden ist, mich um euch sowohl im

Allgemeinen als im Besondern verdient zu machen, und euch wohl zu thun, und ich glaube, daß kaum einer unter euch ist, welchem ich nach Zeit und Gelegenheit eine kleine oder ansehnlichere Wohlthat zu erweisen ein Bedenken getragen habe; worüber ich euch gegenwärtige als Zeugen aufrufe; damit ich andre nicht anführe, die entweder wegen Staats- oder Privatgeschäften nicht erscheinen können, oder aber die seit dreißig und mehreren Jahren verstorben sind, und durch meine Freygebigkeit bereicherte Erben hinterlassen haben. Nebstbey habe ich zur Führung und Abwendung der vielen und großen Kriege, womit unmenschliche Barbaren dieß Reich überzogen, alles angewendet, was menschliche Vernunft und Kräfte zu erdenken und vorzusehen vermochten; ich habe nicht nur Deutschland, sondern alle Könige und Fürsten Europens durch Gesandtschaften um Beystand und zwar nicht fruchtlos angegangen, und Waffen, Geld, Soldaten, Feldherren und Kriegsheere zur Zeit der Noth bereit gehabt. Und wenn der glückliche Erfolg uns nicht entsprach; so ist dieses nicht der Tapferkeit und dem Heldenmuthe der Feinde, nicht dem Unverstande und der Feigheit unsrer Truppen, sondern der Macht und dem Willen eines höheren Wesens zuzuschreiben. Jetzt aber, da ich fühle, daß mein Ende sich nähert, indem meine Kräfte schwinden,

glaube

glaube ich, es sey billig von mir, und euch rühmlich und nützlich, daß ich zeitlich auf einen Nachfolger von mir bedacht sey, und euch meinen Sohn Maximilian hiezu empfehle, den in Kurzem Böhmens Diadem zieren wird, und den auch Deutschlands Fürsten, als meinen Nachfolger zu bestimmen kein Bedenken tragen werden. Ich folge hierinn dem Beyspiele der Königinn Maria, und meines Schwiegervaters des König, Uladislaus, derer jene ihren Gemahl Siegmunds der nachmals regierte; dieser aber seinen dreyjährigen Prinzen Ludwig als Nachfolger erklären und krönen ließ.

Meinen Sohn müßen euch sowohl sein blühendes Alter, als auch seine fürstlichen Tugenden empfehlen, die seinen Namen bereits in Spanien und Deutschland und in der ganzen Christenheit berühmt gemacht haben. Ich hoffe aber auch, wenn mich meine Vaterliebe nicht täuscht, daß er mit größter Sorgfalt euer Reich beschützen; eure öffentliche und Privatwohlfahrt befördern, durch Wohlthaten und Freygebigkeit euch sich verbindlich machen; die stolzen Feinde von euren Gränzen durch einen glücklichen Waffenfortgang entfernen, und auf solche Weise euch in allen Dingen genug thun wird. Ihr werdet also, wie ich mir schmeichle, meinem Verlangen

entsprechen und mir freywillig antragen, was ihr von Rechtswegen zu thun, verpflichtet zu seyn scheinet. Und wenn ihr nun eure Stimmen, wie es euer Amt und eure Pflicht ist, und ich zu hoffen berechtiget bin, mit meinem nicht unbilligen Wunsche und eurem eignen Vortheile werdet vereiniget haben, so werde auch ich die größte Belohnung für alle meine Wohlthaten gegen euch erhalten." So sprach der erhabene Fürst, und alle hörten ihn mit großem Stillschweigen und Beyfalle zu.

Allein der Palatin Thomas Nadasdi erhob sich, und bath um die Erlaubniß zu reden, nicht um dem Fürsten zu widersprechen, sondern um seine Pflicht zu erfüllen und jenes vorzutragen, was er wegen der allgemeinen Freyheit der Nation zu sagen bemüssiget sey. Er läugne nicht, so sprach er: daß die Nachfolge im Reiche seinen Kindern gebühre, die alle drey mit den herrlichsten Eigenschaften der Natur begabt seyn und seltne Tugenden besäßen; dieß könne nicht bezweifelt werden; jedoch so, daß die Stände das Recht einer freyen Wahl hätten, welchen aus den dreyen sie zu ihrem König haben wollten. Der Gemahl Mariens sey vorher gewählt worden, bevor man ihm die Krone aufgesetzt habe: beym Ludwig habe keine Frage über die Wahl entstehen

können, weil er der einzige gewesen. Jedoch jetzt hänge es nicht von der gegenwärtigen Versammlung, sondern von den Stimmen des ganzen Landtages ab, welchen aus den dreyen die Nation zum Fürsten verlange, damit nicht die Wahlrechte vermindert oder verletzt werden möchten. So lange er selbst lebe, so verlange weder er, noch der Adel, dessen Zuneigung ihm bekannt sey, einen andern König, als ihn, dessen Freygebigkeit, Muth, Gelindigkeit und Milde sie seit fünf und dreissig Jahren verehrt, und durch Treue und Gehorsam hochgeachtet hätten. Sollte Se. Majestät, was Gott verhüte, einst mit Tode abgehen: so werde die Reichsversammlung überlegen, welchem sie das Reich übertragen wolle. Dieses habe er nicht verschweigen können, sowohl um seine eigne Gesinnung an Tag zu legen, als auch die öffentliche Freyheit aufrecht zu erhalten. Er werde aber weder jetzt, noch zu irgend einer andern Zeit den Absichten des besten und gütigsten Königs, noch des Prinzen Maximilians widerstreben, da nichts so groß und erhaben sey, was nicht der Großmuth und ihren Tugenden und Verdiensten um das Königreich Hungarn nach Recht und Billigkeit gebühre. *)

*) Isthuanffi l. 20. p. 250. Col. 2. etc.

Das, was der Palatin gesagt hatte, drang tiefer in die Seele Ferdinands, als man vermuthet hatte. Denn er hatte durch einige zweideutige Anzeigen vernommen; der Palatin habe mit seinem Sohne Ferdinand im Türken Kriege Freundschaft gepflogen, und sey diesem geneigter, als dem Maximilian, habe sich aber dieses zu sagen nicht getraut. Er sagte daher auch darauf nichts anders, als der erwähnte Gegenstand erfodere eine andre Zeit und Gelegenheit, und somit entließ er für dießmal die Versammlung.

Man könnte allenfalls glauben, daß aus der Rede Ferdinands eine Ruhmredigkeit herausleuchte, weil er sich auf seine Freygebigkeit gegen die Hungarn beruft; allein nichts weniger, denn in der That hatte er recht sie anzuführen. Durch seine Güte erhielten die Seredi, Dobo, Balasche, Tahi, Teleki, Magos, Berzeni und sehr viele andre die größten Ehrenstellen und Reichthümer; den Turzonen, Batthiani, Zrini und anderen schenkte er Landgüter, Burgen, Ehrenämter, und vermehrte ihre Einkünfte; allen arbeitsamen Männern, von welchen er wahrnahm, daß sie dem Staate nützlich seyn könnten, begegnete er mit ausgezeichneter Huld und Liebe, und keiner derselben flehte seine Hilfe vergeblich an, keiner gieng traurig von ihm hinweg,

wenn nicht die höchste Staatsnothdurft ein anderes erfoderte.*)

Indem Ferdinand das Wahlgeschäft in Hungarn aufgegeben hatte; betrieb er nun die Krönung Maximilians in Böhmen, die bald erfolgte, und dann die Wahl desselben zum römischen König, wobey er glücklich war. Dieses aber schleunig zu bewirken, bewogen ihn weder Ehrgeitz noch Vergrößerungssucht, sondern Fürsorge und Liebe für die ihm untergebenen Länder und Völker. Er wollte jenen Gährungen und Zwistigkeiten vorbeugen, die fast immer während eines Zwischenreiches zu entstehen pflegen, und welche in den damaligen Zeitläufen desto mehr zu fürchten waren, weil die Verschiedenheit der Religionsmeinungen ohnedieß die Gemüther in einer gewissen Spannung erhielt, sie trennte, und die Ruhe nur dem äussern Scheine nach in Deutschland hergestellt war. Wie leicht konnte ein neuer Religionskrieg ausbrechen und eine allgemeine Verwirrung entstehen, wenn er ohne einen bestimmten Nachfolger mit Tode abgehen sollte. Diese Uebel zu hindern, schlug er den Kurfürsten seinen Sohn zum römischen König vor und empfahl

*) Idem l. 21. p. 269.

ihn denselben mit den merkwürdigen Worten: „Maximilian sey mit hoher Vernunft, Schicklich„keit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen „andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten „treflich begabet, von gerechtem, ehr- und friedlie„bendem Gemüthe, trage besondere Zuneigung „gegen das Reich deutscher Nation, und sey be„gierig dessen Ehre und Wohlfahrt zu befördern. „Endlich sey er auch sechs der vornehmsten euro„päischen Sprachen kundig, um selbst mit den frem„den Mächten reden zu können.“ Man könnte dieses Lob, welches Ferdinand seinem eignen Sohne gab, ein wenig unschicklich finden; allein er durfte dieses ungescheut von ihm sagen, weil Maximilians löbliche Eigenschaften ohnedieß allgemein bekannt waren. Und eben darum trug auch keiner der Kurfürsten, ausser dem von der Pfalz, ein Bedenken, ihm seine Stimme zu geben. Der Pfälzer besorgte: das Reich möchte den jungen römischen König unterhalten müßen und die Türkensteuer werde kein Ende nehmen. Aber Ferdinand erwiederte hierauf männlich und wahr: „Wenn er seine Unterhaltung vom Reiche haben „sollte, würde er wohl schmale Bißlein essen „müssen. In Betreff der Türkenhilfe habe er „keinen Pfenning vom Reiche erhalten, den er „nicht dazu verwendet habe, dasselbe vor diesem „mächtigen Feinde zu schützen; er habe vielmehr

„den Ständen aus dem Seinigen große Summen „vorgeschossen, und es sey ihm nicht lieb; daß „er zu Zeiten die Reichsstände um Hilfe und Mit„leiden anrufen müsse und er würde sie gewiß ver„schonen, wenn seine Erbkönigreiche und Lande „nicht gänzlich erschöpft wären. Die Türken „seyn ja nicht seine Feinde allein; sondern der „ganzen Welt, und es sey ja besser seines Nach„bars Haus vor dem Feuer zu retten, als es an „sein eignes kommen zu lassen, wenn er ja nicht „Kaiser wäre, würde man ihn doch als Nach„barn und als einen Reichsstand nicht ganz ohne „Hilfe und Rettung lassen.“ Viele Wahrheit in wenig Worten! Der Kurfürst von der Pfalz begriff sie, weil sie einleuchtend war und fügte sich nach dem Wunsche desselben.

Bevor Maximilian als König von Deutschland ausgerufen wurde, gab ihm Ferdinand folgende väterliche Lehren: „Er soll stets „Gott seinen Herrn, die Kirche, Religion „und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben; sie „ohne Scheu und Jemandens Rücksicht jedermann „aufrichtig und tapfer ertheilen; das deutsche „Reich, die Nation und die Kurfürsten nebst an„dern Fürsten und Ständen sich bestens empfoh„len seyn lassen. Wofern er dieses thäte, würde „ihn Gott nicht verlassen. Würde er es aber

„nicht thun, dessen er sich aber von ihm nicht „vorsehe; so wolle er ihn lieber todt als leben„dig sehen.“ Diese letzten Worte sprach er mit solchem Affekte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. *)

Die Krönung Maximilians wurde durch das besondere Schauspiel verherrlichet, daß ein türkischer Bottschafter Ibrahim sich dabey einfand, welcher dem Kaiser das von Solimann II. unterfertigte Waffenstillstandsinstrument überbrachte, wodurch Ferdinand auf acht Jahre Ruhe in Hungarn erlangte. Zwar mußte er sich zu einem jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten bequemen, dergleichen noch keiner seiner Vorfahren bezahlt hatte. Allein die Nothwendigkeit der Zeitumstände und die Lage des hungarischen Reichs verlangten dieses große Opfer. Die Macht der Pforte hatte damals den höchsten Gipfel ihrer Größe erreicht; unzählbar waren ihre Truppen; wo sie erschienen, siegten sie, oder wenn sie auch ein- oder das andremal geschlagen wurden, so brachen sie mit größerer Kraft wieder hervor. Hungarn war durch mehrere Niederlagen und durch die bey Mohacz schon

*) Schmidt Geschichte der Deutschen B. 10. S. 166.

entkräftet, als Ferdinand das Reich erhielt; dazu kam nun auch die Faktionswuth und Uneinigkeit der Stände desselben, wodurch selbst jenes Gute, so einige Siege Ferdinands für dasselbe hätten hervorbringen können, vereitelt wurde. Die deutschen Länder Ferdinands waren ebenfalls durch die Türkenkriege an Mannschaft und Geld gänzlich erschöpft; Böhmen und die damit vereinigten Länder konnten die Last allein nicht tragen, und sie konnten ihnen auch nicht zugemuthet werden. Deutschland hätte zwar vieles thun können; allein die Religionszwiste verhinderten es. Italien hatte an seinen eignen Wunden zu heilen, die es in den Kriegen mit Frankreich empfangen hatte. Spanien bedurfte gleichfalls der Ruhe. Die übrigen Staaten Europens waren entweder zu weit vom Kriegsschauplatze entfernt, oder an sich zu schwach oder zu dürftig, als daß sie Ferdinand hätten unterstützen wollen oder können.

Nachdem der Kaiser zu Frankfurt alles nach seinem Wunsche vollendet hatte, gieng er den Rhein herauf nach Schwaben, dann durch das Elsaß und endlich nach Innsbruck, wo er einige Zeit von der Beschwerlichkeit seiner Reise ausruhte. Von da aus schrieb er an die Magnaten und den Adel von Hungarn und empfahl

ihnen abermals Maximilian zu seinem Nachfolger. Er hoffte jetzt sie in einer bessern Stimmung zu finden; indem der Palatin Thomas Nadasdi, dessen Einfluß groß und mächtig war, bereits das Zeitliche gesegnet hatte. Von Innsbruck gieng er zu Wasser nach Wien ab, wo er am 1. July anlangte und sogleich einige nach Preßburg abschickte alles zur Krönung Maximilians vorzubereiten, da ihm jetzt die Nation zu willfahren sich geneigt zeigte. Er kam zur bestimmten Zeit selbst nach Preßburg, eröffnete den Landtag und sah endlich seinen Sohn auch auf den hungarischen Thron erhoben. Er kehrte vergnügt nach Wien zurück.

Fast drey und vierzig Jahre lang hatte jetzt Ferdinand die Bürde der Regierung getragen; sich um die katholische Religion, um seine Erbstaaten und das deutsche Reich wichtige Verdienste gesammelt; überall den Frieden hergestellet und einen seiner würdigen Thronfolger bestimmt; er war nun reif für ein besseres Leben. Ein schleichendes Auszehrungsfieber entkräftete ihn nach und nach, und da er eines morgens die Füße waschen wollte, überfiel ihn ein so heftiger Schwindel, daß er ohne Kennzeichen eines Lebens zu Boden sank. Indessen erholte er sich wieder, und sprach zu seinem Hofprediger Zithard: Ihr

„habet geglaubt, ich würde nicht wieder aufle„ben: allein ich bin gewiß, daß ich vor Pfing„sten nicht sterben werde," und nachdem diese gekommen waren, sagte er: „Der heilige Geist „will, daß ich vor dem St. Jakobstage nicht „sterben soll, damit ich so wie dieser Apostel als „ein Fremdling bey den Spaniern, ausser meinem „Vaterlande mit Tode abgehen soll." Von dieser Zeit an befand er sich täglich schlimmer und die Aerzte mußten ihm auf sein Verlangen immer Arzneyen geben. Als aber diese nicht anschlugen, überließ er sich einem Quacksalber, dem sogenannten Kräuteldoktor, der sich anheischig machte, ihm in Zeit von neun Tagen seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Er gab ihm täglich einen Trank von achtzehn Unzen, und als dieser nach einem Monate keine Wirkung hervorbrachte, fieng er an zu schmieren und ihm gepulverte Aronswurzel einzugeben. Wider dieses Mittel sträubte sich der Leibarzt Doktor Crato: allein die Mitärzte überstimmten ihn und hießen das Pulver gut. Während der Krankheit betrug sich Ferdinand sehr gelassen, und ließ sich manchmal vernehmen: „Er sey zum Leben und Sterben bereit; er fürchte den Tod nicht, weil ihm Christus alles Schlimme und Schreckliche benommen habe." Zuweilen sagte er: Er sey mit dem Tode verbunden und weigere sich nicht zu ster-

ben, denn wenn seine Vorfahren nicht gestorben wären, würde er ihrer Menge wegen entweder ein Bauer oder Hirt haben werden müssen und sohin kein Kaiser geworden seyn; es sey also billig: daß auch er den Seinigen Platz mache, damit sie zu gleicher Würde gelangen möchten, so lange Gott sie ihnen würde verleihen wollen." Oft bath er Gott: „Er möge ihm offenbaren, wenn er jemanden beleidiget hätte, damit er das Unrecht abbitten uud den zugefügten Schaden wieder gut machen könne. Am Jakobustage selbst verrichtete er seine Beicht; empfieng das letzte Abendmahl und machte sich gefaßt zur letzten Reise. Noch am nämlichen Tage gab er in der Frühe Audienz, hielt einen geheimen Rath, und unterschrieb bey hundert und dreissig Schriften verschiedenen Innhalts. Da ihn der venetianische Botschafter ermahnte: „Er möchte doch bey seiner so großen Schwäche sich schonen," antwortete er ihm: „Wenn ich das Kaiserthum und „mein Land und Leute nicht aufgeben will: so bin „ich auch schuldig und verbunden jedermanns „Gesuch zu befördern und ihm Recht zu erwei„sen. Mir hat Gott das Kaiserthum „und die Reiche empfohlen, und anver„trauet; darum will ich auch darinn arbei„ten bis in den Tod. Was soll ein Fürst „nutz seyn, der sich seines Amtes nicht annimmt?" —

Eben so anewortete er dem Franz Bathiani, der ihn bath von seiner angestrengten Arbeit nachzulassen. „Er sey zur Arbeit gebohren und finde „sich damit nicht beschwert; sie sey im vielmehr „zur Erquickung und Wollust.“ Wirklich arbeitete er fort bis gegen vier Uhr Nachmittag, wo er auf die Anzeige seiner Aerzte, daß sein Puls abnehme und sich zu verlieren scheine, den römischen König Maximilian zu sich kommen ließ, ihm als ein liebreicher Vater noch einige weise Lehren gab, wie er regieren; die Religion aufrecht erhalten und schirmen soll; ertheilte ihm dann seinen Segen und entließ ihn mit dem Auftrage: „Er möchte der Königinn Anna, Gemahlinn des Herzogs Albrecht von Bayern eine gute Nacht sagen.“ Hierauf fragte er seine Aerzte nach der Uhr und ob er schlafen dürfe, und als sie ihm sagten: es sey noch zu früh, legte er sich auf die Seite sprechend: Aber der Schlaf überfällt mich schwer.“ Die Aerzte fühlten nach dem Pulse, und er fragte; wie sie ihn fänden und den Leibarzt Crato: „Wie befinde ich mich?“ Dieß waren seine letzten Worte, er entschlief kurz darauf und erwachte nie wieder zu diesem Leben. *) Er hatte schon mehrere Jahre

*) Burglechner l. c. Epitome rerum gestarum sub Ferdin. I. ap. Schardium T. II.

vorher seinen letzten Willen aufgesetzt, diesem noch einen schriftlichen Aufsatz beygelegt, und zugleich verordnet, diesen nicht eher als nach seinem Tode und in Gegenwart seiner drey Söhne zu eröffnen. Der Aufsatz enthielt Ermahnungen eines zärtlichen Vaters an seine Söhne: sie sollen der wahren, alten christlichen Religion anhängen und sich durch die Neuerer davon nicht abwendig machen lassen, als welche mit sich selbst im Widerspruche stünden, indem sie lehrten, man soll des Glaubens wegen niemanden anfechten, noch zu etwas zwingen, und doch gestatteten sie in ihren Staaten den Katholiken die Ausübung ihres Gottesdienstes nicht, zwängen Nonnen und Pfaffen ihre Orden und Kleidung zu verlassen, ihre Gelübde zu brechen und sich zu verheurathen, und so weiter.“ *) Diese guten Lehren machten

---

*) Hierüber diese Note: „Daß der Kaiser die Wahrheit hierinn gesagt habe, läßt sich aus Fakten und Schriftstellern derselben Zeit erweisen: So schreibt Eoban, der Heß an seinen Freund Sturz: Wir haben den Bischof von Mainz mit Gewalt hinaus geworfen; von Erfurt die Mönche versprengt, die Nonnen vertrieben; die Canonici verjagt, die Kirchen, oder vielmehr die Schatzkammern geplündert; alle öffentlichen Consistorialgebäude geschleift.“

Episcopum Moguntinum vi ejecimus; consistoria publica omnia demoliti sumus, Monachi pulsi omnes, Vestales extrusæ: canonici fugati: templa, immo æra-

Eindruck auf seine Söhne, wie sichs in ihrem Leben zeigen wird. *)

Wenn je ein Mann verdiente, Monarch zu seyn, so war es Ferdinand; denn er machte sich seiner Reiche durch seine Privat- und öffentlichen Tugenden würdig, und bedurfte des Glanzes seiner hohen Herkunft nicht. Manche Fürsten begannen ihre Regierung höchst löblich; aber endigten nicht immer so. Der Schimmer der Majestät; die süsse Stimme der Wollust; der Weihrauch- Dampf der schmeichelnden Höflinge verblendete sie im Laufe der Zeit; sie verließen den Pfad der Tugend und schlugen die breite Straße des Lasters ein; sie dünkten sich Götter zu seyn, und entehrten die Menschheit. Ganz anders verhielt sich Ferdinand. Er wandelte stets nach dem Grundsatze: „Je höher und glänzender der Purpur in den Augen der Menschen strahle; desto reiner und heiliger müsse der Lebenswandel eines

---

ria spoliata omnia. Eobani Hessi epist. famil. l. 5. p. 117, 118. Marburgi 1543. Fol. Was hier Eoban von Erfurt schreibt, kann von allen Städten und Oertern und ganzen Ländern, wo die Reformation hinkam, gesagt werden.

*) Schmidt Geschichte der Deutschen, Band 10. Buch 2. S. 255 und 56.

Fürsten seyn.“ Diesem gemäß richtete er sein Leben ein. Täglich stund er ohne Rücksicht der Jahreszeit um fünf Uhr auf, und flehte, sobald er angekleidet war, die Gottheit um Weisheit und Beystand zu seinen schweren Regentenpflichten an. Gottes Gegenwart hielt er immer vor Augen, nahm Glück und Unglück gelassen von seiner Hand an, und nichts war vermögend ihn aus dem Stande seiner Seelenruhe herauszuwerfen. Alle seine Reden und Handlungen giengen nur auf das allgemeine Beste seiner Staaten, und besonders auf die Wohlfahrt des deutschen Staatskörpers und er war unstreitig, selbst nach dem Zeugnisse eines Franzosen, einer der besten Kaiser für Deutschland. Er vergaß, sobald er den Kaiserthron bestiegen hatte, daß er in Spanien geboren und Oestreich sein Haus sey.*) Er kannte keinen Eigennutz; darum machten ihm auch einige den Vorwurf: er sehe zu viel auf das allgemeine Wohl und zu wenig auf sich selbst und seine Familie. Seine mildthätige Hand kam jedem Nothleidenden zu Hilfe, und er gab einem seiner Kammerherrn einen scharfen Verweis, weil er ein armes Weib mit ihrer Bittschrift zurückge-

*) La Barre histoire d'Allemagne T. IX. p. 2.

zurückgewiesen hatte, denn sagte er: „Wenn „wir armer Leute Klagen nicht anhören; so wird „uns Gott auch nicht erhören, wenn wir ihm „unsre Noth klagen.“ Auf seine Bediente und Hausleute nahm er vorzügliche Rücksicht, und keiner aus ihnen konnte sich beklagen, daß er ihn vergessen habe. Er hielt ein eignes Verzeichniß all derjenigen, die er ihrer Verdienste wegen beschenkt, oder welchen er ihrer Kinder wegen etwas gegeben hatte. Er wußte den Namen, die Lebensart und die Aufführung eines jeden; ermahnte oder strafte, wenn es seyn mußte, die ihre Pflichten verabsäumten, oder unanständige Sitten zeigten. Wer sich besserte, den belohnte er; wer es nicht that, dem ließ er seine Ungnade fühlen; gieng aber einer in sich und erkannte seinen Fehler; so nahm er ihn wieder zu Gnaden auf und schien alles Vergangene vergessen zu haben. Zorn und Haß waren ihm unbekannte Leidenschaften; Schimpfworte hörte man nie aus seinem Munde; auch redete er niemals nachtheilig von andern, selbst nicht von seinen Feinden. Tugend war ihm heilig; sicher bey ihm die Unschuld: aber Laster und Verbrechen strafte er als Richter. Niemals erlaubte er sich selbst zu thun, was er an andern mißbilligte. Und so war sein Lebenswandel die Richtschnur für andre. Bey Bestrafung der Verbrecher ließ er

vorzüglich die Milde Platz greifen und seine Großmuth legte er vorzüglich an Tag, indem er mehrere der vornehmsten Hungarn begnadigte, die wider ihn die Waffen geführt hatten. Seine Gelindigkeit fühlten vorzüglich die Söhne des Catzianers; er ließ ihnen alle Güter dieses feigen Feldherrn und treulosen Verräthers. Man könnte noch mehrere Beyspiele von seiner Milde anführen; allein die hererzählten und das noch folgende werden die Leser hinlänglich von selber überzeugen.

Einst wurde ein Wilddieb eingezogen und man gab ihm hievon Nachricht gerade in einer Stunde, wo er verdrüßlicher Laune war. Im Unwillen sprach er: „Man steche ihm die Augen aus:“ Aber kaum waren diese Worte seinem Munde entfahren, als er schwieg, nachdenkend wurde und sodann seinen Ausspruch wiederrief, indem er zu den Gegenwärtigen sagte: „Ich habe die Sache reifer überlegt, und kann „keinen Grund finden, warum ich blos meines „Vergnügens wegen einem Menschen dasjenige „rauben soll, was ich ihm nach seiner Besserung „nicht wieder ersetzen kann. Gut und Geld kann „ich wieder geben; aber Augen ausstechen und „sie wieder einsetzen, einem den Kopf abschlagen „und ihn wieder aufsetzen, dieß vermag nur

„Gott. Und weil es so ist; so strafe man den „Verbrecher an seiner Habe, auf daß er Zeit „gewinne, sich zu bessern.“

Sobald Ferdinand seine Morgenandacht verrichtet hatte; begab er sich in sein Kabinet und dachte den Maßregeln nach, welche er zum Besten seiner Völker allenfalls bey seiner Regierung anwenden könnte; durchlas dann die eingereichten Bittschriften, Staatsbriefe und Berichte, die Rechtshändel; die Referate seiner Räthe und Ministers, unterschrieb und fertigte alles ab, was nöthig war. Eben so beschäftigte er sich Nachmittags. Oft schlief er ganze Nächte nicht und brachte sie mit Nachdenken zu, wie er seinen Unterthanen Frieden und ein behagliches Daseyn verschaffen möge; denn kein Ding in der Welt vergnügte ihn mehr, als seines Volkes Friede. *) Nie überließ er sich dem Hange nach Ergötzlichkeiten und gar oft sagte er in vertraulichen Gesprächen: „Er sey nicht um seiner selbst willen „zur Höhe und Würde eines Monarchen erhoben „worden; man habe ihm das Reichsruder nicht „in die Hände gegeben, um sich den Wollüsten

*) Ferdinandum nullæ res adversæ potuerunt de statu mentis atque tranquillitatis dejicere: *nulla re magis, quam pace populi sui, gaudentem.* Joann. Sturm. in prolog. loricat. p. 58.

„und Vergnügungen zu überlassen. Es sey ein „anders der Erbe eines Privatmanns zu seyn und „ein ganz anders in einem Reiche nachzufolgen. „Jener könne sein väterliches Erb genießen und zu „seinem Besten verwenden: ihm aber, dessen Hän„den Gott so viele Völker anvertraut habe, käme „nichts zu Gunsten, als daß er durch seine Sor„gen und Arbeiten den Nutzen derselben, und „durch seine Wachsamkeit und seinen Schweiß „ihre Ruhe befördere.“ So dachte, so handelte er stets unermüdet in seinem Berufe.

Da er wegen eines Landtages zu Prag sich einige Zeit aufhielt; so nahm er sich unter andern Geschäften auch vor, über die Rechtshändel des Adels, und der Grossen des Reichs zu erkennen. Er brachte ganze Täge damit zu, und hob bey dieser Gelegenheit jene ungerechte, und verderbliche Gewohnheit auf, nach welcher die Mächtigen, und Reichen den Mittelmann, oder die niedrige Volksklasse nach ihrer Willkühr durch Aufschub der Prozesse oft viele Jahre lang hinhielten, um sie auf diese Weise entweder endlich zu ermüden, und um ihr Recht zu bringen, oder aber abwarten zu machen, bis der Tod den Handel endigte. Zwey ganze Monate brachte er unausgesetzt einzig damit zu, die liegenden alten Akten der angefangenen Prozesse zu untersuchen;

die Parthegen anzuhören; ihnen zu antworten, und dieses alles mit so einer Geduld: daß diejenigen, welche ihm zu diesem Geschäfte gerathen hatten, eher müde wurden, der Untersuchung beyzusitzen, als er selbst mit Hören, und Antworten.*)

Obschon er mit sehr vielen, und häufigen Arbeiten der Staatsverwaltung überladen war: so hatte er doch nur wenige aber desto geschicktere, rechtschaffene, und ämsige Männer zu Gehilfen. Johann von Tranzen, und Rudolph von Harrach waren die Männer, welchen er sein Zutrauen schenkte, weil sie dessen würdig waren: denn ihr Geist war aufgeklärt; ihr Herz edel und gut, geprüft ihre Treue, und gründlich ihre Einsicht in die Staatskunde. Wenn Ferdinand durch anhaltendes Arbeiten an seinen Geistes- und Leibeskräften ermüdet war: so erlaubte er sich einige Stunden zur Erhohlung, und gieng auf die Jagd. Busbeck, aus welchem das bisher angeführte größtentheils entnommen ist, versichert: er habe selbst einmal über Tisch von Ferdinand gehört, wie er gesagt: „Ich habe meine Pflicht „erfüllet, alle Geschäfte sind erschöpft; der Schreib-

*) Casp. Ursin. Vell. de bello Panonico l. 8. p. 142.

„schrank ist geleeret, nichts liegt mehr übrig in „der Kanzley, so mich zurückhalten könnte, mei„ne noch übrige Zeit für meine Gesundheit zu „verwenden.“ Er begab sich also auf die Jagd, kam erst spät in der Nacht nach Haus; war froh einen Eber, Bären, oder Hirschen erlegt, und sich müde gegangen zu haben; er gieng ohne Speiß, und Trank zur Ruhe: denn niemals pflegte er etwas zu Nacht zu speißen. Seine Mittagsmahlzeiten waren sehr nüchtern, und sparsam; er aß wenig, trank nur zweymal, und die Tafel war zu Ende. Indessen würzte er seine Mahlzeiten nach sokratischer Art mit unterrichtenden Gesprächen, die er mit Gelehrten, und Künstlern hielt. Da er sehr wißbegierig war; so forschte er nach allerley Kenntnissen; warf verschiedene Fragen auf; machte Einwürfe, und Bemerkungen, und theilte ihnen auch seine Meynung mit. So erwarb er sich ohne große Mühe einen reichen Schatz von Kenntnissen, und es gab wenig Gegenstände, die ihm gänzlich unbekannt geblieben wären.*) Er schätzte die Gelehrsamkeit wegen ihres Nutzens, und wichtigen Einflusses auf die Menschen, und eben darum wieß er auch gelehrten Männern angemessene Staats-

*) Gislen. Busbeck. opp. edit. Elzev. epist. 4. p. 374. etc.

dienste an, in welchen sie Gelegenheit hatten, Gutes zu wirken; er belohnte sie, und ließ keinen, der auch nur den Schatten irgend einer Gelehrsamkeit besaß, traurig von sich gehen. In seiner Jugend las er sehr fleißig des berühmten Erasmus von Rotterdam Werckchen, vom Unterrichte eines Fürsten. Mit eben diesem unterhielt er sich persönlich in den Niederlanden, und wechselte noch als König Briefe mit ihm. In reifern Jahren war seine vorzüglichste Lektüre das Werk des Cicero, von den menschlichen Pflichten. Dieses hatte er sich so eigen gemacht: daß er gelegenheitlich ganze Stellen daraus aus dem Gedächtniße anführen konnte. Mit diesem verband er das Lesen der Geschichte, weil er sie allein für die getreueste Lehrerinn der Regenten hielt.

Indem er aber die Gelehrten aus dem Staube hervorzog, ihnen oft wichtige Staatsämter anvertraute: so wurmte dieß einigen Feinden dieser Männer bey Hofe, und sein Obristjägermeister, welcher nach dem Ausdruke eines alten Schriftstellers mehr von Hunden, als Büchern verstand, zog bey jeder Gelegenheit wider die Gelehrten los. Ferdinand ließ ihm dieses lange Zeit ungeahndet hingehen. Da er aber immer wieder das alte Lied anstimmte: fand Ferdinand

es für heilsam, ihn zum Schweigen zu bringen, und durch seine Demüthigung alle übrige seines gleichen zu beschämen. Er überschickte ihm daher ein Päckchen Briefe mit dem Bedeuten: ihm unverzüglich einen Auszug daraus zu machen, und persönlich zu überbringen. Jetzt war guter Rath bey dem Hofmanne theuer. Er wußte nicht, wo, noch wie er es angreifen soll dem Befehle des Monarchen Genüge zu leisten. Nachdem er alles überlegt hatte, entschloß er sich zum Monarchen zu gehen, und ihm offenherzig sein Unvermögen, und seine Unwissenheit in dergleichen Geschäften zu gestehen. Er that es, und Ferdinand gab ihm die Lehre sprechend: „Wir „wollen es also gut seyn lassen; aber laß mir in „Zukunft diejenigen mit Ruhe, welche dergleichen „Dinge gelernt haben, und verstehen, weil du „jetzt einsiehst, daß ein Fürst zur Regierung sei„ner Länder mehr gelehrte Leute, als Hunde, „und Reiter bedarf."

Zur Aufnahme der Wissenschaften gründete er das Ferdinandeum zu Prag, die Universität zu Besançon, und zu Innsbruck; beschenkte die Wiener hohe Schule mit besonderen Freyheiten, und Vorzügen; rief berühmte Gelehrte als Lehrer dahin, und ließ in allen seinen Staaten kund machen: daß, wer immer der Studien wegen

nacher Wien kommen wolle, seiner Gnade, seines Schutzes, und ganz vorzüglicher Freyheiten gewärtiget seyn soll. Da sich damals die Jesuiten, die so eben aufblüheten, durch gelehrte, und geistreiche Männer auszeichneten, und sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigten: so führte er sie auch in seinen Staaten ein. Wenn er aber Künstler, und Gelehrte schätzte: so konnte er hingegen Schaalköpfe, Hofnarren, Possenreisser, und Gaukler jeder Art, so wie glänzende Müssiggänger nicht leiden.

Ausser seinen Erhohlungsstunden auf der Jagd kannte er keine angenehmern, als welche er im Zirkel seiner Familie zubrachte. Seine tugendhafte Gattinn liebte er aus ganzem Herzen, und er ruhte gerne in ihren Armen von seinen drückenden Regierungssorgen aus. Sie vergalt ihm seine Liebe, und Zärtlichkeit auf gleiche Weise, war die treueste Gefährtinn, und Freundinn seines Lebens, blieb ihm stets zur Seite, und begleitete ihn fast bey allen seinen Reisen. Dieses wollte einigen Hofbeamten nicht gefallen, und einer derselben stellte ihm vor: die Reise der Kaiserinn sey jederzeit viel kostspieliger als seine eigene; weil sie jedesmal ein sehr grosses Gefolg mit sich führe. Es würde vieles können erspart werden, wenn sie manchmal zurükbliebe. Ihm

erwiederte Ferdinand: „Es ist besser ein Fürst verwendet einige Summen auf seine Gemahlinn, als auf Buhlerinnen.“ Sie gieng vor ihm mit Tode ab, und er blieb Wittwer: denn ihr Andenken lag unauslöschlich in seiner Seele, und oft gieng er in einsamen Stunden zu ihrem Grabe, weinte, und sprach: „Hier liegt nach Gott mein größter, und liebster Schatz auf Erden.“

So wie er ein Beyspiel der ehelichen Liebe war, so war er es auch in der Brüderlichen. Es hatte nur von ihm abgehangen, seinem Bruder in seinen Reichen die größten Verwirrungen zu verursachen, und ihn vielleicht sogar um die Krone Spaniens zu bringen, und Deutschlands Herrscher zu werden. Er hätte sich nur die Gunst, und Zuneigung der spanischen Nation zu Nutzen machen, und sich in Deutschland an die protestantischen Fürsten, und Stände anschliessen dürfen. Aber er war weise, und klug, wußte zu gut, was ein Bruder dem andern schuldig ist, als daß er dergleichen Vorschläge, die ihm wirklich waren gemacht worden, jemals Gehör geben wollte. Er betrachtete das Uebel, so aus einem Bruderzwist entspringen konnte, und begnügte sich darum gerne mit seinem Loose. Er unternahm sogar als römischer König kein einziges Geschäft ohne Vorwissen, und Einwilligung

Karls. Er war überhaupt nicht so hitzig, und rasch wie dieser; sondern viel kälter, und er hatte diese Kaltblütigkeit von seinem mütterlichen Großvater Ferdinand geerbt, nur war er nicht so wie dieser verschlagen; sondern weit rechtschaffener wie Brantome meldet.*) Er besaß auch nicht jenen weit umfassenden, und großen Geist seines Bruders; aber er hatte innere Seelengröße, und mehr Kenntnisse des menschlichen Herzens, verstand besser die Kunst sich die Zuneigung der Völker zu erwerben, und mit den mächtigen Fürsten Deutschlands in Eintracht zu leben. Da eigentlich die Religionsspaltung die Gemüther der Deutschen in Gährung brachte; so suchte er jene zu heben, nicht durch Feuer, und Schwert, wozu ihn einige aneiferten; sondern durch Unterredungen, Disputationen, freundschaftliche Zusammenkünfte; endlich durch National- oder ökumenische Kirchenversammlungen, und da er sah, daß die Trienterkirchenversammlung seinen Wünschen nicht entsprach; so dachte er selbst darauf, wie er die streitigen Artikel der augsburgischen Confession vereinigen könne, und wollte sich hiezu der Hilfe des rechtschaffenen Cassanders bedienen, den er auch zu sich nach Wien einlud, und

*) Brantome l. c. T. 1. p. 62.

da jener nicht kommen konnte, so bath er ihn, daß er wenigstens schriftlich die Religionsvereinigungspunkte ihm übersenden möchte.*)

In Rücksicht der Redlichkeit, und Treue seines einmal gegebenen Wortes wich er keinem seiner Vorfahren. Davon hat uns die Geschichtsmuse mehrere Beyspiele aufbewahrt. Die Böhmen hatten durch einen Brand beynahe alle ihre Freyheitsbriefe verlohren; sie zweifelten: ob Ferdinand ihnen diese wieder erneuern werde, und schickten einige an ihn ab, ihn um diese Gnade zu bitten. Zu diesen sprach er: „Obgleich ihre Freyheitsbriefe im Rauch aufgegangen wären, so sey doch Treue, und Glauben, und sein königliches Wort in seinem Herzen nicht verbrannt; er sey geneigt ihnen alle, und jede zu erneuern; sie zu vermehren, und sie ihnen sogar mit Maltern zuzumessen.“ Von ihm sagte Solimann, als er seinen Tod vernahm: „Er war ein gerechter, redlicher Fürst, der niemals sein Wort gebrochen hat.“ Er konnte dieses mit Grund von ihm sagen, weil er es selbst erfahren hatte. Einige hungarische Festungsbefehlshaber trugen sich an, ihm die ihrer Obsorge von Solimann anvertrauten Festungen zu übergeben; aber er schlug

---

*) Thuani hist. sui temp. l. 36. p. 725 u. 726.

dieses Anerbieten aus, weil es dem mit Soliman geschlossenen Waffenstillstande zuwider lief.

Allein nicht nur öffentliche Verträge hielt er auf das pünktlichste; sondern auch jede mündliche Zusage, die er Jemanden machte, und wenn sie ihm auch wirklich lästig fiel. So hatte er einst einem alten Kriegsmanne auf sein vielfältiges Zudringen etwas zugesagt, nur sich seiner zu entledigen. Als nun die Zeit der Erfüllung des Versprechens gekommen war, erschien auch der zudringliche Mann wieder vor ihm, und bath nun um die Vollziehung der Zusage. Jetzt erst schien dem Monarchen die Foderung zu groß, und wollte sein ohnedieß nicht ernstlich gegebnes Wort zurücknehmen; aber der alte Graukopf sagte ganz dreist: „Eure Majestät hätten mir es zur Zeit abschlagen sollen, nachdem dieselben mir aber einmal das Wort gegeben haben; so müssen Sie es jetzt auch halten.“ Ferdinand ohne über diese Kühnheit sich zu erzürnen, antwortete ihm: „Wann dann eines aus beyden seyn muß, so „will ich lieber Schaden an einer Sache, als „an meinem guten Namen leiden. Er soll es „haben.“ Treue, und Wort halten, prägte er auch seinem Sohne Maximilian tief in die Seele: er schrieb ihm einstens nach Spanien, und gab ihm folgende Lehren: „Er soll das Gebet je-

„dem Geschäfte vorgehen lassen; Fuchsschwänzern, „Schmeichlern, und Ohrenbläsern keinen Glau„ben beymessen; selbst bey seinen Freunden auf „der Hut seyn; nicht Jedermann alles offenbaren, „und seines Vaters Handverschreibungen so ge„schwind als möglich in Erfüllung bringen: dann „derjenige Fürst tauge nicht viel, welcher nicht „Wort, und Glauben halte, und wider seiner „Vorfahren Briefe, und Siegel handle."

Da er bey allen seinen Handlungen redlich, und aufrichtig war; so beurtheilte er auch andre nach eben diesem Maßstabe, und war daher auch leichtgläubig, verließ sich ganz auf diejenigen, denen er einmal sein Zutrauen, und seine Achtung geschenkt hatte: Er nahm gerne die Farbe ihrer Denkungsart an, und wurde darum öfters von Heuchlern, und Gleisnern hintergangen. Die Erfahrung machte ihn endlich in seinem höheren Alter etwas mißtrauisch, welches ohnedieß ein gewöhnlicher Fehler der Alten ist. Seine Herzensgüte hemmte auch manchmal den Lauf der strengen Gerechtigkeit, und er begnadigte, wo Strafe nothwendig gewesen wäre.

Es fieng zu seiner Zeit an in Deutschland Mode zu werden, daß die Reichsstände nicht mehr in eigener Person die Reichstäge besuchten;

sondern nur ihre Gesandten schickten, daher sagte er einst bey einer Reichstagsversammlung: „Besser machen es die Meister, als die Gesellen. Es wäre demnach viel heilsamer, wo es seyn könne, daß die Herren selbst zusammenträten, um über die Wohlfarth des Reichs sich zu berathschlagen, und Entschlüsse zu fassen, als daß sie ihre Gesandten, und Räthe dazu abschickten. Diese schienen sich das Beste Deutschlands eben nicht sehr zu Herzen genommen zu haben: denn sie zechten, und schmaußten wacker auf Kosten ihrer Herren, als er es bemerkte, gab er ihnen die ernstliche Warnung: „Sie möchten bedenken, daß sie nicht des Essens, und Trinkens wegen seyen gesandt worden; sie sollen sich daher billig des Saufens, und Schmausens enthalten, und denjenigen obliegen, was ihnen sey anbefohlen worden."

Ueber die Herkunft der Menschen drückte er seine Gesinnungen auf folgende Weise aus: „Man muß (so sagte er) über die Herkunft eines Biedermanns, und eines guten Weines nicht viel nachfragen; sondern sich mit den guten Eigenschaften derselben begnügen. Denn gleichwie manchmal an geringen Orten oft ein treflicher Wein wächst: so kömmt auch zuweilen aus einem unbekannten, und niedrigem Geschlechte ein tapfrer und edler Mann hervor."

Der Himmel hatte Ferdinands reines, und unbeflecktes Ehebett gesegnet, und ihm eine sehr zahlreiche Familie geschenkt. Er war Vater von eilf Prinzessinnen; und vier Prinzen. Von allen diesen giengen nur Johann, und Ursula in ihrer Kindheit aus dieser Welt. Drey Prinzessinnen wurden Nonnen, die übrigen aber standesmässig verehlichet. Die drey Prinzen theilten sich in die Regierung nach der Vorschrift ihres seligen Vaters; alsozwar, daß Maximilian II. der erstgebohrne Oestreich, Böhmen, und Hungarn, Ferdinand II. Tyrol, und die Vorlande, und Karl die Provinzen Innerösterreichs regierte. Maximilians Stamm gieng nach vierzig Jahren aus. Ferdinand machte eine Mißheurath, und seine Söhne waren der Erbfolge unfähig; nur Karl pflanzte sein Geschlecht fort, und wurde der Stammvater aller nachfolgenden Erzherzoge, und Kaiser von Habsburg Oesterreich.

Ende des dritten Bandes.

Register.

Seite.

Ferdinand I. wird zu Alcal des Genares in Spanien geboren, und nach seinem mütterlichen Großvater benannt. 231
Seine Erzieher sind Pedro Nugnez de Guzmann und Alvar Osorio. 232
Er erhält jährlich fünftausend Dukaten Einkünfte. 235
Er hat sehr viele Freunde, die ihn loben; darum werden alle seine treuen Diener entlassen. 238
Er läßt sich zur Abreise nach den Niederlanden bereden; der Herzog von Croy, Karls Minister, behandelt ihn unanständig. 240
Ferdinand kömmt nach Deutschland, und läßt sich in Inneröstreich huldigen. Ebendas.
Zu Wien entstehen Faktionen wider die Regierung; die vorzüglichsten Partheygänger. 242
Ferdinand hält Gericht über die Unruhstifter, sein Betragen hiebey. 243
Strafe der Aufrührer. Ebendas.
Eine Gährung in Tyrol wegen der Religionsneuerung. 245. Ausgang derselben. 246
König Ludwig von Hungarn verliert sein Leben bey der unglücklichen Schlacht zu Mohacz, Ferdinand sollte ihm nachfolgen; aber der Graf von Zips macht ihm die Krone streitig. 247
Er zieht mit einem Kriegsheere nach Hungarn, seine Verrichtungen daselbst. 250 — 251. Ein schönes Beyspiel der Mäßigung seiner Neugierde. 252
Reichstag zu Ofen, und seine Anstalten. 252 u. 53
Ferdinand reist nach Mähren und Böhmen, wie er sich daselbst betrug, und wie er handelte. 255 u. 56
Wird wegen des Zapolya, Grafen von Zips in einen Krieg mit den Türken verwickelt, seine Maßregeln hiezu. 258
Solimann kömmt vor Wien an, und belagert es. Ferdinands Lage wird geschildert. 260
Solimann hebt die Belagerung auf, und zieht nach Hungarn zurück, Ursachen hievon. 262
Solimann erscheint das zweitemal in Hungarn, verwüstet die untere Steiermark, und geht nach

Seite
Hause. Der Krieg mit Zapolya dauert fort, wird nicht glücklich geführt von Seite Ferd. die Ursachen hievon. UndFerdinand schließt Frieden mit seinem Gegner. Die Friedensbedingnisse. 263 u. 64
Diese werden durch ein herrschsüchtiges Weib vereitelt. Ebendas.
Ferdinand erhält durch Zuthun des Martinuzzi das Fürstenthum Siebenbürgen, und belohnt ihn königlich. 265
Martinuzzi wird ermordet, und die Schuld hievon auf Ferdinand geschoben. 267
Ob Ferdinanden hiebey etwas zur Last gelegt werden könne? Ebendas.
Unrichtige Erzählung Robertsons von dieser That. 269
Auf welche Art Ferdinand seinen Krieg wider die Türken geführt, und wie er endlich Hungarn erhalten. Kann mit Recht Fabius der Zauderer genannt werden. 270
Ferdinand wird römischer König, aber mit Widerspruch des Kurfürsten von Sachsen und seiner Verbündeten. Ebend. Verliert das Herzogthum Würtenberg, das er drey Jahre lang inne hatte, undvergleicht sich deswegen zuCadau inBöhmen. 272
Die Vergleichsarkikel. 273. Sattler der Würtenbergische Geschichtschreiber wird berichtiget. 274
Ferdinand steht seinem kaiserlichen Bruder im schmalkaldischen Kriege bey; die Böhmen weigern sich ihm zu gehorsamen, ihre Ursachen. 275 u. 76. Ferdinands Langmuth hiebey. 277
Er besiegt die Prager, wie er sie und die aufrührischen Stände behandelte. Ebendas. Bedingungen die er ihnen vorlegte, wenn sie Verzeihung erhalten wollten. 279
Robertson wird berichtiget, und die Falschheit seiner Darstellung dieses Faktums gezeigt. 282
Weist seinen Bruder wegen des Gesuches um die Kaiserkrone für Philipp ab. 284
Er wird in Tyrol von dem Kurfürsten Moritz überfallen, und Tyrol durch die Truppen des Kurfürsten hart mitgenommen. 287. Sleidan, der das Gegentheil erzählt, wird widerlegt. 289

Seite.

Ferdinand betreibt das Friedensgeschäft mit Moritzen sehr nachdrücklich, und bewirkt den Passauer Vergleich. 290 u. 91

Reichstag zu Augsburg, und Ferdinands Verrichtungen daselbst. 292 u. 93

Hält einen allgemeinen Landtag in seinen Erbländern wegen der Türkengefahr, die protestantischen Stände verlangen freye Religionsübung, die er ihnen abschlägt. 294

Läßt einen Katechismus verfertigen. 295

Ordnet ein Religionsgespräch zu Worms an. 296

Wird Kaiser, aber vom Papst Paul IV. als solcher nicht anerkannt aus Ursachen, die angegeben werden. 297 u. 98

Stellt die getrennte Kirchenversammlung zu Trient wieder her und giebt nützliche Anschläge, wie sie fruchten könne. 299. Unterhandelt mit dem Kardinal Moron. 300

Seine Verrichtungen als Kaiser und seine Antwort an den französ. Gesandten. 301

Legt den Edeln von Grumbach in den Reichsbann. Spricht zu Gunsten der Anverwandten des geächteten Markgrafen von Brandenburg. 301 u. 302

Er verschafft seinem Sohne Maximilian die Nachfolge in Hungarn und Böhmen, und erwirbt ihm die deutsche Königskrone. 303. Die Gründe, welche ihn zu dem letztern Schritte bewogen. 310. Er empfiehlt seinen Sohn wegen seiner vortreflichen Eigenschaften den deutschen Ständen. Ebend.

Eine sehr passende Antwort, die er dem Kurfürsten von der Pfalz wegen seiner Besorgnisse über die Fortdauer der Türkensteuer giebt. 311

Er belehrt den römischen König Maximilian, wie er regieren soll. Ebendas.

Ferdin. letzte Krankheit, Verrichtungen und Reden. 314

War ein würdiger Regent; seine Lebensweise und Tagesordnung. 319. Giebt einem Kammerherrn einen Verweis, weil er ein armes Weib nicht vorließ. 320

Eine schöne Rede, die er bey Gelegenheit der Bestrafung eines Wilddiebes sagte. 322

Seite.

Ist sehr friedfertig gesinnt, und auf seiner Völker Wohl bedacht. 324. Ist nicht seinetwillen Regent, sondern wegen seiner Völker. Ebend.
Hebt einen großen Unfug in Böhmen auf, der mit der Gerechtigkeitspflege getrieben wurde. Ebendas.
Hat wenige Minister, und Gehilfen; aber wackere Männer. 325
Wie er seine Muße zubrachte. Ebend, Lebt sehr mässig, und nüchtern, unterredet sich an der Tafel mit Künstlern, und Gelehrten. 326
Seine vorzügliche Lektüre. 327. Er beschämt einen Ignoranten bey Hofe, welcher immer wider die Gelehrten loszog. Ebendas. Was er zur Aufnahme der Wissenschaften that. 328
Ist ein zärtlicher Gatte, und verwendet lieber einige Summen auf sie, als auf Maitressen. 330
Er war ein Beyspiel der ehelichen und brüderlichen Liebe. Ebendas. Sucht durch Hilfe des berühmten Cassanders die getrennten Religionspartheyen zu vereinigen, um den Frieden in Deutschland zu erhalten. Hält sein gegebenes Wort redlich selbst zu seinem Schaden, ein schönes Beyspiel hievon. 332
Empfiehlt Treue und Worthalten seinem Sohne Maximilian vorzüglich. 333
Ist sehr leichtgläubig und manchmal zu mild. 334
Er wünschet: daß die Reichsstände die Reichstäge persönlich besuchen möchten; giebt den Gesandten derselben wegen ihrer Schwelgerey einen Verweis. Ebendas.
Ist Vater einer zahlreichen Familie. 336
Friedrich IV. als Kaiser, als Erzherzog V. wurde von den meisten Schriftstellern schief beurtheilet, Grund hievon. 1
Seine Aeltern und erste Jugend; übernimmt die Regierung seiner Länder, und reiset nach Jerusalem. 3. Wird Vormünder des Erzherzogs Siegmund zu Tyrol. Ebendas.
Wird Vormünder des Ladislaus Posthumus, und zum römischen König gewählt; bedenkt sich die deutsche Krone anzunehmen, wa-

Seite.

rum? 4. Nimmt sie doch an. 5. Elisabeth die Königinn von Hungarn entflieht mit ihrem Prinzen Ladislaus, und der hungarischen Krone nach Oestreich, und Friedrich nimmt sie in Schutz. 6. Schlägt die böhmische Reichskrone aus, merkwürdige Rede desselben bey dieser Gelegenheit. 9

Schlägt das Anerbieten des Papsten Felix V. aus, welcher ihn für sich gewinnen will. 8. Schließt einen Bund mit den Zürchern. 10. Bereiset die Schweiz, Savoyen und Burgund, wird überall herrlich bewirthet. 11

Die Mißgunst redete ihm deswegen übel nach. Ebend.

Er kömmt nach Konstanz, wo ihn die Gesandten der Eidgenossen um Bestätigung ihrer Freyheiten ersuchen, er es aber abschlägt. 12. Ursache hievon. Ebend.

Er geräth in einen Krieg mit den Schweizern und erhält Hilfe von Frankreich zu seinem großen Schaden. 13

Die Konstanzer Bürger betragen sich gegen ihn unartig, er verweiset es ihnen und reiset unverzüglich ab. 13 u. 14

Er kömmt nach Oestreich zurück, wo adeliche Räuber das Land mißhandeln, Johan Hunyad Statthalter von Hungarn ihn zu Neustadt belagert. 15

Die Oestreicher und Böhmen verlangen den Prinzen Ladislaus; er schlägt dessen Verabfolgung ab, und giebt den letztern seine Gründe deswegen an. 17

Er weigert sich beständig den jungen Prinzen herauszugeben, aber nicht aus Geitz, sondern politischen Gründen. 18

Sucht die Kirchenspaltung zu Basel beyzulegen, und benimmt sich dabey sehr klug. 20

Er errichtet Koncordaten mit dem Papste Nikolaus V. Friedrich wählt sich in seinem fünf und dreissigsten Jahre die Prinzessinn Eleonora von Portugal zur Braut, und sucht bey dem Papste Nikolaus V. um die Kaiserkrönung an. 21

Er ordnet die Regierung in Oestreich während seiner Abreise an, und Eyzinger geht mit verderblichen Anschlägen wider ihn um. 22

Seite.

Zu St. Veit in Kärnthen verläßt ihn ein großer Theil des östreichischen Adels, und geht nach Wien zurück. 24

Sagt dem Aeneas Sylvius seine künftige Größe vor. 24

Er wird zu Rom getrauet, reist hierauf nach Neapel, und hält öffentlich nach deutscher Sitte sein Beylager daselbst. 25

Eyzinger benüzt seine Abwesenheit und wiegelt die Oestreicher wider ihn auf. 26

Friedrich reiset höchst vergnügt über Venedig, nach Hause, wird von einem fürchterlichen Gewitter überfallen, als er zuerst seinen Fuß auf deutschen Boden setzte. 28

Er trift Anstalten zu seiner Sicherheit wider die Empörer in Oestreich. 29

Er wird zu Neustadt von diesen belagert, und läßt sich in einen Friedensvertrag mit ihnen ein. 30

Er gewinnt die Grafschaft Cilli, wird aber von dem meineidigen Wittowitz im Schlosse zu Cilli belagert, und nach acht Tagen wieder befreyet. 33

Wird nach seiner Ankunft zu Wien von den Bürgern daselbst in seiner Burg belagert, benimmt sich dabey sehr standhaft und mannlich. 34. Leidet Hungersnoth mit seiner Familie. 35. Wird durch den böhmischen König Georg erlöset. 36

Die Wiener flehen um Gnade bey den beleidigten Fürsten, er verzeiht ihnen großmüthig. 37

Warum er keinen Empörer strafte. Ebendas.

Geräth mit dem König Mathias von Hungarn in Krieg, und vergleicht sich mit ihm. 39. Die Friedensbedingnisse. Ebendas.

Er unternimmt eine Reise nach Loretto und Rom und hält eine Unterredung mit dem Papst Paul II. über verschiedene Gegenstände, besonders wegen der Errichtung neuer Bisthümer und der Heiligsprechung Leopolds V. Markgrafen von Oestreich. 41

Aufruhr in der Steiermark und ein Einfall der Türken in Krain und Kärnthen. 42

Er läßt den Baumkircher hinrichten. 45

Friedrich reiset zu dem Reichstag nach Regensburg.

Seite.

ab, und sucht Hilfe wider die Türken. Schilderung der Reichsversammlung vom Campanus. 46
Ein neuer Reichstag zu Augsburg, wobey Friedrich gleichfalls erscheint; von da nach Trier reist um mit dem Herzoge von Burgund Karl dem Kühnen sich zu besprechen und eine Ehe zwischen Maximilian und Maria der Erbtochter Karls zu bewirken. 47
Karls Absicht hiebey war den Kaiser zu täuschen, aber dieser durchkreuzte seinen Plan. 49
Karl belagert Neuß, Friedrich zieht in eigner Person gegen ihn, und macht einen rühmlichen Feldzug zum Vortheile des Reichs. Ebend.
Die Ehe zwischen dem Erzh. Maximilian und der burgundischen Prinzessinn kömt zu Stande und Oestreich wird dadurch erhöhet, zugleich aber beginnt die Eifersucht Frankreichs wider Oestreich. 51
Eine verkleinernde Angabe des französischen Geschichtschreibers Comines wird widerlegt. 52
Friedrich wird wieder mit dem König Mathias in einen Krieg verwickelt, befindet sich in einer sehr mißlichen Lage zu Linz. 54. Der Friede mit Mathias erfolgt, u. Friedrich kehrt nach Grätz zurück. 55
Friedrich geräth in neue Händel wegen des Erzbist. zu Salzburg. 56. In diese mischt sich Mathias v. Hungarn, entreißt ihm Niederöstr. u. Wien. 58
Friedrich verläßt seine Erbländer und begiebt sich ins Reich. 59
Er bewirkt die Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilians zum römischen König. 60. Seine Anstalten zum Besten des Reichs. 61
Der Friede mit Matthias wird gesucht; aber weil Friedrich die Kriegskosten nicht bezahlen kann, nicht zu Stande gebracht. 62
Friedrichs Tochter, die Erzherzoginn Kunigunde wird wider seinen Willen die Gemahlinn Albrechts, Herzogs in Bayern. 63
Maximilian der römische König wird von den Bürgern zu Gent gefangen genommen, und Friedrich erscheint mit einem Heere ihn zu befreyen 63. Er gelangt wieder zum Besitze Oestreichs. 64

Seite.

Friedrich geht nach Linz und wiedmet seine letzten Lebenstage der gelehrten Muße. 65. Er verliert einen Fuß, wird wieder geheilt. Duldet die Schmerzen mit großer Gelassenheit. 66

Frägt seine Aerzte nach dem Unterschiede zwischen einem kranken Kaiser und einem Bauern. Ebendas. Er stirbt. Ebendas.

Seine Verdienste um Deutschland. 67. War höchst bedächtlich und geheimnißvoll bey seinen Handlungen. 69. Führte große Absichten ohne Waffen aus. 72. Hält fest auf seine kaiserliche Gerechtsame, und warum? 73

Ist sanft und gelinde; gab hievon mehrere Beweise, besonders an den Bürgern zu Güns. Ebendas.

Behandelt seine undankbaren Staatsdiener mit Großmuth. 74

Was er von Schmähworten hielt, die man wider ihn ausstieß. 75

Bestraft einen diebischen Kammerdiener auf eine seltsame Weise. 76

Er war nicht geitzig, sondern nur sparsam, weil er mußte. 77. Warum ihn einige des Geitzes beschuldigten. 78

Eine Anekdote von Nürnberg. 79

Ist ein großer Liebhaber seltner Kunststücke, und ein großer Kräuterkenner. 81. Belohnt Geschicklichkeit und Kunst. Ebendas. Er hält gewissenhaft seine Zusagen. Ebendas.

Ist wahrhaft fromm ohne Heucheley und ein Gönner der Geistlichkeit und des Papstes. Ebendas.

Er lebt sehr nüchtern, und ist ein Feind des unmäßigen Trinkens. 83. Erklärung eines Symbols. 85

Verschiedene seiner merkwürdigen Reden. Ebend.

Belohnt alte treue Diener; aber sieht nicht gerne, wenn Männer Würden erhielten, wozu sie nicht fähig waren; Beyspiele hievon. 87

Ein Beyspiel seines Scharfsinnes. 89 Einige seiner Scherzreden. 90. Seine Kinder. Ebendas.

Uebersicht all seiner widrigen Schicksale. 91

Wie Johann Sturm von ihm urtheilte. 92

Maximilian I. Seine Geburt und erste Bildung. 94

Seite.

Seine Seelenkräfte entwickelten sich sehr langsam, er schien stumm zu seyn. Sein erster Lehrmeister Peter Engelbrecht war ein Pedant 98. Was Maximilian von ihm hielt. 99

Maximilians Geschicklichkeit in ritterl. Exercitien. Ebend. Sein Vater giebt ihm trefliche Gespielen zur Seite, um sein Herz rein zu bewahren. 100

Verräth frühzeitig einen großen Hang zur unmäßigen Freygebigkeit, ein Beyspiel hievon. Erwirbt sich die Gunst Karls des kühnen, Herzogs von Burgund und mehrerer Reichsfürsten. 101

Er erlernt die edle Jagdkunst von Diepolt von Stein, Ritter zu Dillingen und macht sie zu seinem Hauptvergnügen. 102. Er wirbt um die Hand der Prinzessinn Maria von Burgund und wird von ihr seinen Mitwerbern vorgezogen. 103

Reiset nach den Niederlanden zur Verlobung. 104

Seine ersten Verrichtungen daselbst, Krieg mit Ludwig XI. aus Frankreich; rüstet sich zum Treffen, seine Anrede an die Armee, Schlacht bey Guinegate und sein Sieg. 105

Trägt seinen Prinz. Phil. öffentlich auf den Armen. 108

Seine ferneren Verrichtungen in den Niederlanden. Verliert seine geliebte Gemahlinn Maria. 109

Die Stände Flanderns schliessen mit Frankreich Frieden; bemächtigt sich der Vormundschaft über Philipp, und der Regierung. 111

Maximilian schützet die Lütticher Domherren. 112. Züchtigt die Utrechter. 113

Aufruhr der Genter wider Maximilian, stillt ihn. 114

Wird zum römischen König gewählt, und zu Aachen gekrönt. 116

Neuer Aufstand der Genter, und Flammänder. 117. Er wird zu Brügge gefangen. 119. Seine Minister und Räthe werden verhaftet, und einige aus ihnen gefoltert, andre hingerichtet. 122

Der edle Fürst wird in ein neues Gefängniß übersetzt; ist in Gefahr seines Lebens. Ebend. Er will nicht entfliehen. 125. Wird befreiet. Ebend. Der Herzog von Cleve unterhält die niederländischen Unruhen. 126

Seite.

Maximilian kömmt nach Deutschland, erhält vom Erzherzog Siegmund Tyrol. 127. Er erobert nach dem Tode des Königs Matthias Niederöstreich, und einen Theil von Hungarn, schließt Frieden mit Uladislaus dem Hungarischen König. 134

Er vermählt sich durch Abgesandte mit der Herzog. Anna von Bretagne; sie wird aber auf ihrer Reise zu ihm in Frankreich aufgefangen, und entrissen. 136

Maximilian folgt seinem Vater in der erbländischen Regierung und schlägt die Türken. 138

Hält seinen ersten Reichstag als Kaiser zu Worms, und turnirt mit einem prahlerischen Franzosen Claudius Barre, den er besiegt. 140. Er verehlichet seinen einzigen Sohn den Erzherzog Philipp mit der Infantinn von Spanien Donna Johanna. 143.

Er erneuert alle alten östreichischen Bündnisse mit den benachbarten Fürsten. 144. Will dieses auch mit den Eidgenossen, die sich aber weigern. Ebend. Krieg mit denselben. 146. Traurige Folgen dieses Krieges. 149

Maximilian ist ungemein erfreuet über die Geburt seines ersten Prinzen des Erzherzog Karls. 152

Er hält einen Reichstag zu Augsburg, seine wohlthätigen Verordnungen. 153

Krieg mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz. 154

Maximilian belagert Kufstein, und läßt den hochmüthigen Spötter Pinzenauer hinrichten. 156

Friede mit dem Pfalzgrafen, und schöne Rede Maximilians. 158. Er nöthiget die Hungarn die alten Hausverträge mit Oestreich zu halten. 160

Reichstag zu Konstanz, und Krieg wider Venedig. 163

Maximilian rüstet sich mit Macht dazu. 166

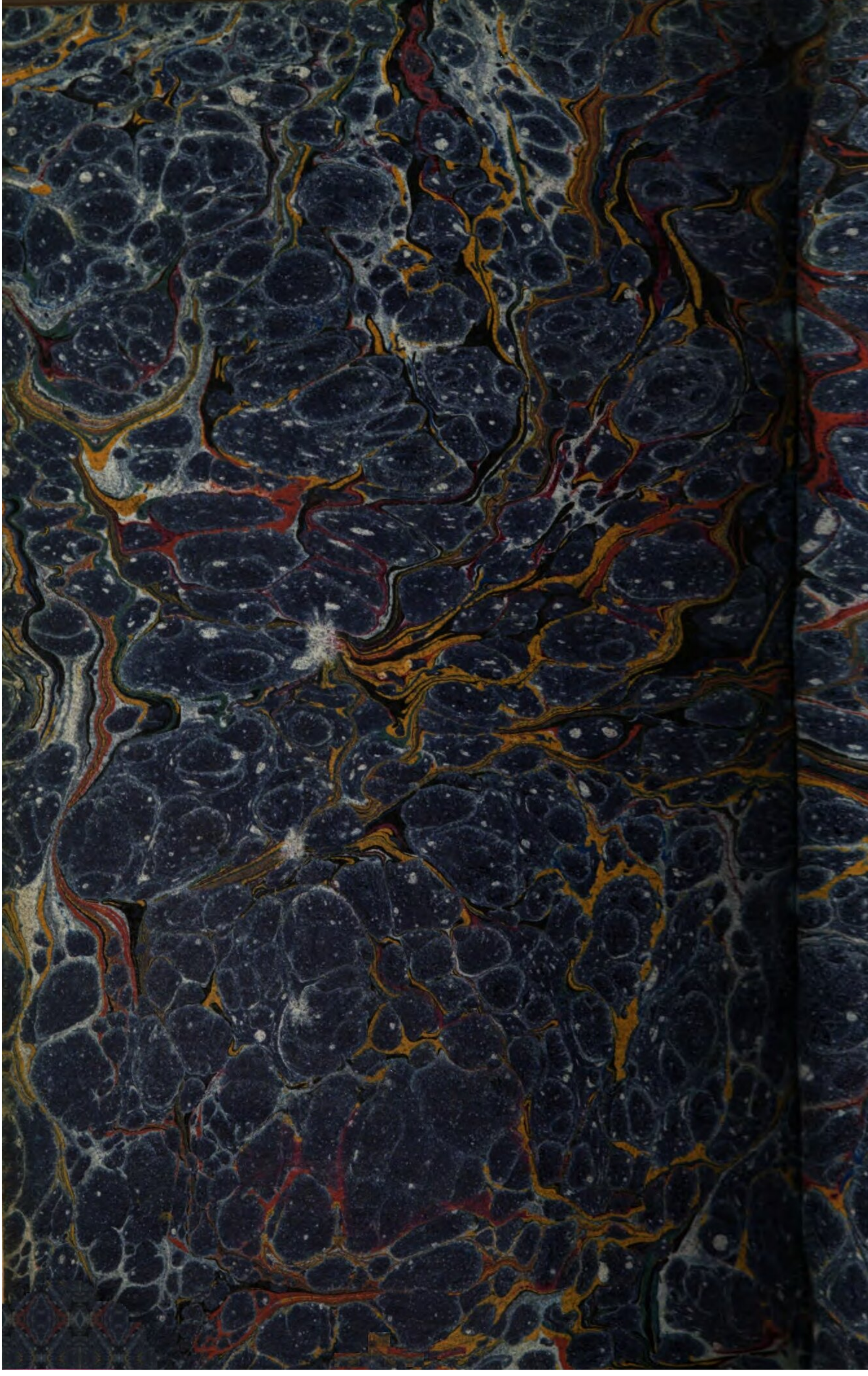
Der Papst bestätiget ihn als röm. Kaiser; Anfang des Krieges mit Venedig. 168. Der Krieg geht nicht glücklich, weil Maximilian abwesend ist. 169. Er errichtet einen Bund mit dem König von Frankreich, und dem Papst Julius II. wider Venedig, geht selbst zu Felde, und macht grosse Fortschritte. 172. Die Venetianer bitten um Frieden, er schlägt ihr Gesuch ab, warum? 175

Seite.

Ob er im Ernste die päpstliche Thiare suchte. 175
Er schließt ein Bündniß wider Frankreich mit Heinrich VIII. von England, und geht nach den Niederlanden diesem zu Hilfe; führt sein Kriegsvolk selbst an, seine Rede vor der Schlacht. 179. Er kömmt nach Deutschland zurück, läßt sich einen Sarg machen. 183. Geht neue Verbindungen mit den Königen von Hungarn und Böhmen, und Pohlen ein; sie besuchen ihn zu Wien. 187. Läßt sich die hungarisch königliche Prinzessinn für einen seiner Enkel antrauen. 188. Er bahnte dadurch seinen Enkeln den Weg zum Hungarischen, und böhmischen Throne. 190
Neuer Krieg in Italien wegen Mayland, ist dabey ziemlich glücklich, muß aber am Ende wegen Mangel an Geld unverrichter Dinge abziehen. 191
Seine Beschäftigung während des Friedens. 195. Hält seinen letzten Reichstag zu Augsburg. 197. Sein Schreiben an den Papst wegen Luthers Lehre. 198. Was er von Luther selbst gehalten, und wie er sich über ihn ausgedrückt haben soll. 200
Segnet bey seiner Abreise Augsburg, geht nach Innsbruck, wird von einigen Bürgern daselbst sehr beleidiget. 201. Nimmt sich dieses sehr zu Herzen, und verläßt Tyrol. Ebend. Reiset nach Oestreich eine Luftveränderung zu machen, und sich aufzuheitern. 202
Er erkranket, und bleibt zu Wöls, läßt den Carthäuser Prior Risch von Freyburg im Breisgau holen. Ebendas. Dieser kömmt, und er bewillkommt ihn sehr gnädig. 203
Seine Beschäftigung während seiner Krankheit. Ebendas. Verordnet, was mit ihm nach seinem Tode geschehen soll. Er nimmt Abschied von seinem Minister ꝛc. 204. Sein Absterben. 205
Maximilians Charakteristick von Lennius Emporikus entworfen. 207. Robertson und Hume werden gerügt. Ebendas. Des Franzo-

Seite.
sey Mably Urtheil über Maximilian. 208.
Die Charakteristik wird ergänzt. 209
Wie er sich gegen seine Unterthanen verhielt. Ebendas. Was er von Pasquillen, und Schmähschriften sagte. 210. Er war ein grosser Freund der Genealogie, sein Koch macht ihn von ihrem Studium abwendig. 212
Er ist ein wahrer Gottesverehrer, und mochte die Religionsgleißner nicht leiden. Ebendas.
Ist ein Ritter ohne gleichen, ehret das schöne Geschlecht ausnehmend. 212. Seine Verdienste um Deutschland, die Cultur, und Wissenschaften. 213. Schrieb selbst einige Werke; er befördert die Dicht- und Redekunst, und die Hebräisch, griechische Sprachkunde. 215. Die bildenden Künste schätzet er, eine Anekdote von denjenigen, die ihm sein Portrait verehrten. 216
Er belohnt tapfere Krieger, sammelt sich grosse Kriegskenntnisse, und erweitert das Feld der Kriegskunst ungemein. Ebendas. Behandelt seine Soldaten gelinde, und gönnet ihnen gern einige kleine Vorzüge. 218
Seine weisen Anordnungen in Polizeysachen, und seine Beförderung der Sittlichkeit. 220
Wie er sich gegen einige Reichsstände benahm, die Rath hielten, wie man ihn in seiner Macht einschränken könne. Ebendas. Seine Schwächen. 222. Ist zu schonend gegen untreue Staats- und Kassenbeamte. 223
Beyspiele wie er sie strafte. 224
Ist oft zu kühn. 226. Sein Abentheuer auf der Martinswand bey Zierl in Tyrol. 227. Andre Züge seiner gewagten Versuche. 228
Ein Beyspiel von seiner ausserordentlichen Stärke. 229
Einige seiner weisen Sprüche. Ebendas. Sein Grabmal ein Kunststück zu Innsbruck. 230

9



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weissegger von Weißeneck, Joseph Maria, 1755-1817

Historische Gemälde oder biographische Schilderungen aller Herrscher und Prinzen des durchlauchtigsten Erzhauses Habsburg Oestreich von Rudolph I., bis Maria Theresia
Bd.: 3

Kempten (1802)

Austr. 5085-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10011758-4
VD18 90043189